

כנס קרליבך העשירי
”שמעו בנים מוסר אב
אבות ודמויות אב
והקשיבו לדעת בינה”
בדת, בתרבות ובתולדות ישראל

Die Zehnte Joseph Carlebach – Konferenz
»Horchet, ihr Söhne,
Väter und Vaterfiguren
der Moral des Vaters, und höret zu,
in jüdischer Geschichte, Religion und Kultur
um Weisheit zu erkennen«

Die Zehnte Joseph Carlebach – Konferenz
Väter und Vaterfiguren

Die Zehnte Joseph Carlebach-Konferenz



PUBLICATIONS OF THE JOSEPH CARLEBACH INSTITUTE

„Horchet, ihr Söhne, der Moral des Vaters,
und höret zu, um Weisheit zu erkennen“ (Sprüche 4,1)

Die Zehnte Joseph Carlebach-Konferenz.

Väter und Vaterfiguren

in jüdischer Geschichte, Religion und Kultur

HERAUSGEGEBEN VON

MIRIAM GILLIS-CARLEBACH, GEORGE YAAKOV KOHLER

UND INGRID LOHMANN

DÖLLING UND GALITZ VERLAG

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Impressum

© Dölling und Galitz Verlag GmbH München · Hamburg
Schwanthalerstraße 79, 80336 München, Tel. 089 / 23 23 09 66
Friedensallee 26, 22765 Hamburg, Tel. 040 / 389 35 15
Lektorat: Christine Schatz, Hamburg
Satz: Anne Vagt, Hamburg
Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza
1. Auflage 2016
ISBN 978-3-86218-085-1

Inhalt

- 7 MIRIAM GILLIS-CARLEBACH / GEORGE YAAKOV KOHLER /
INGRID LOHMANN Einleitung
- 11 KATHARINA FEGEBANK Grußwort
- 14 SUSANNE RUPP Grußwort
- 18 SUMMARIES
- ERÖFFNUNGSBEITRAG
- 26 ALFRED BODENHEIMER Die Opferung Abrahams. Väter im Holocaust
- I
- 40 CORINNA KÖRTING „Haben wir nicht alle einen Vater?“
- 51 UTA LOHMANN „Uns wird gewiß immer unvergeßlich bleiben,
wie er bildend auf uns beide eingewirkt hat“ – David Friedländer
als ideeller Vater der Brüder Humboldt?
- 71 GEORGE YAAKOV KOHLER Eine Idee mit vielen Vätern.
Rabbi Joseph Carlebach und der jüdische Messias
- 83 MARTIN TSCHECHNE „... ich will mich nun Anders nennen.“
Der Psychologe William Stern und sein Sohn Günther Anders.
Wie die schwierige Beziehung zum Vater ein ganzes Leben prägte

II

- 96 BEATE KOSMALA Jüdische Väter zwischen Ohnmacht und Überlebenskampf
- 114 ANDREAS PLATTHAUS Traumapaar. Vater und Sohn in autobiographischen Comics
- 131 DOERTE BISCHOFF Das Erbe der Väter: Schoah-Erinnerung, Zeugenschaft und die Grenzen des Generationenkonzepts in Doron Rabinovicis „Andernorts“

DOKUMENTATION

- 156 MIRIAM GILLIS-CARLEBACH Auch ein Vater schreibt an seine Kinder. Briefe Joseph Carlebachs
- 177 MICHAEL STUEDEMUND-HALEVY Unser Vater im Himmel. Zu den aschkenasischen Grabinschriften auf dem Jüdischen Friedhof Altona

ANHANG

- 202 Kurzbiographien

Einleitung

Die Beiträge des vorliegenden Bandes versammeln sich um das Thema *Väter und Vaterfiguren in jüdischer Geschichte, Religion und Kultur*. Dieses Thema bildete den Mittelpunkt der Zehnten Internationalen Joseph Carlebach-Konferenz, die vom 3. bis 5. Mai 2015 im Warburg-Haus Hamburg stattfand. Die Beiträge sind weit gespannt. Sie assoziieren die Figur des Abraham, auf die sich die abrahamitischen Religionen, Judentum, Christentum und Islam, gleichermaßen berufen und die doch auch eine je eigene Identität stiftet, welche die Mitglieder der jeweiligen Gemeinschaft vor allem untereinander verpflichtet. Sie assoziieren eine Beziehung zwischen Vater und Sohn, in der der Vater bereit ist, seinen Sohn, Isaak, zum Zeichen seiner Treue zu einem Höchsten zu opfern, aber auch ideelle und reale Vaterfiguren, die für die Sorge um die Zukunft der Nachwachsenden und die Weitergabe des Erbes an sie stehen, damit die Tradition gewahrt werden und die neue Generation dennoch ihren je eigenen Weg ins Leben finden kann. Manchmal, gar zu oft, ist dieses Bemühen zum Scheitern verurteilt. Manchmal misslingt der Versuch der intergenerationellen Kommunikation zwischen einem Vater und dem Sohn oder der Tochter wegen schwieriger Beziehungen in der Familie

oder weil die Schatten der Geschichte unüberwindlich wurden. Das eine kann unauflöslich mit dem anderen verbunden sein. Als Vater wird auch die Gottheit selbst bezeichnet, und auch dieser Vater kann eine ambivalente Figur sein, wenn die Menschen das Vertrauen in Seine Verlässlichkeit, dazu, dass Er Seinerseits für immer zu ihnen steht, verlieren.

Hingezeigt wird auf die biographische Problematik, die aus der Vorstellung erwachsen kann, dass man seine Existenz einem bloß zufälligen Überleben des Vaters oder der Mutter in der Schoah verdankt. Oder aus der Gewissheit, dass man den Vater, die Eltern, die Familie in der Schoah verloren hat. Kann man schuld sein, überlebt zu haben, ja, kann sich Überleben als Schuld gar bis in die Generation der Enkel vererben? Und wie damit umgehen, wenn die Väter zu den Tätern gehören, wie leben mit der Schuld des Vaters? Auch diesen Fragen stellen sich die Beiträge dieses Bandes. Sie weisen auf Brüche und Verheerungen hin, die tief in Familiengeschichten hineinreichen und in der Schwierigkeit der Selbstfindung traumatisch fortwirken, auf das Ringen mit Vaterbildern, die so oder so die eigene Person wie mit einer Schuld impfen, dafür, dass man nicht Opfer war, oder für eine Tat, die man nicht selber begangen hat und die dennoch wie ein Makel anhftet. Sie zeigen auf, wie in der Literatur in unterschiedlichster erzählerischer Gestaltung reflektiert wird, wenn sich, im gewissermaßen naturgegebenen Konflikt mit der Elterngeneration, die Revolte gegen den überlebenden Vater verbietet; wie das Reden miteinander von Schweigen, Entfremdung oder gegenseitigem Unverständnis übertönt wird; wie sich Rollen verkehrten, weil Kinder die Sorge für ihre Väter, die sich versteckt halten mussten, übernahmen und dadurch womöglich ihr eigenes Überleben gefährdeten. Zugleich jedoch werden auch Perspektiven aufgezeigt, wie diese historischen und biographischen Determinierungen des Einzelnen und ganzer Gesellschaften bearbeitbar werden – nicht um zu vergessen, sondern um zusammen mit anderen, die andere Erfahrungen mitbringen, die Kommunikation auf den Horizont einer gemeinsamen, besseren Gestaltung der Zukunft hin öffnen zu können.

Für diese Hoffnung steht auch der Name Joseph Carlebachs und der nunmehr zehn Konferenzen, die im Andenken an ihn im ungefähr zweijährigen Turnus gemeinsam vom Joseph Carlebach-Arbeitskreis der

Universität Hamburg und dem Joseph Carlebach Institut (JCI) an der Bar-Ilan-Universität, abwechselnd in Hamburg und Ramat Gan, ausgerichtet worden sind. Sie sind Ergebnis eines Vierteljahrhunderts gegenseitiger Wertschätzung und der Zusammenarbeit in unvermindert schwierigen Zeiten, über die es Brücken zu bauen und aufrechtzuerhalten gilt. Die runde Zahl bietet zugleich Gelegenheit für eine kurze Zwischenbilanz und einen optimistischen Ausblick. Die Kooperation der beiden Einrichtungen geht auf den Beginn der 1990er Jahre zurück und mündete bald in den Plan gemeinsamer Konferenzen. Die Beiträge der beiden ersten Konferenzen sind unter dem Titel *Jüdisches Leben, Erziehung und Wissenschaft* (1995) veröffentlicht, die folgenden unter den Titeln *Toleranz im Verhältnis von Religion und Gesellschaft* (1997), *Familie im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne* (2000), *Unvollendetes Leben zwischen Tragik und Erfüllung* (2002), *Joseph Carlebach und seine Zeit. Würdigung und Wirkung* (2005), *Das jüdische Kind zwischen hoffnungsloser Vergangenheit und hoffnungsvoller Zukunft* (2008), *Becoming Visible. Jüdisches Leben in Deutschland seit 1990* (2011) und schließlich *Wege Joseph Carlebachs. Universale Bildung, gelebtes Judentum, Opfergang* (2014). Joseph Carlebachs Werk und Wirken und die Fragen, mit denen er sich auseinandersetzte, bildeten den Ausgangspunkt für Fragestellungen und Perspektiven, die von deutschen und israelischen Referentinnen und Referenten verschiedenster akademischer Provenienz aufgegriffen und weitergeführt wurden. Sie alle trugen und tragen bis heute dazu bei, dass der Faden des gemeinsamen Gesprächs, des Redens miteinander nicht abreißt. Auch nach dem Oktober 2015, mit dem Direktionswechsel im Joseph Carlebach Institut, wird dieses Gespräch weitergeführt werden, wenn das Institut neue Wege geht, das Themenfeld seiner Forschung ausweitet und seine Struktur modernisiert. Im Geiste des Rabbiners Carlebach stehen auch künftig weiterhin Austausch und Kooperation im Mittelpunkt, wobei von israelischer Seite besonders religionsphilosophisches und ideengeschichtliches Denken über das Judentum gefördert werden soll. Hierin sieht das Carlebach Institut einen neuen Schwerpunkt, der die Forschung zur Geschichte des modernen Judentums in Deutschland wesentlich erweitern und bereichern kann.

Die Herausgeberinnen und der Herausgeber danken all jenen, die zum Gelingen der Zehnten Konferenz und zum Zustandekommen dieses Bandes beigetragen haben: der Wissenschaftsbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg und Senatorin Katharina Fegebank; der Universität Hamburg, ihrer Vizepräsidentin Susanne Rupp und dem Dekan der Fakultät für Geisteswissenschaften, Oliver Huck; Eva Landmann für das Warburg-Haus; den Mitgliedern des Carlebach-Arbeitskreises, namentlich seiner langjährigen bisherigen Sprecherin Barbara Vogel und dem stellvertretenden Sprecher Wolfgang Grünberg, wie auch Miriam Rürup, Doerte Bischoff, Arno Herzig, Monika Kaminska, Uta Lohmann und Frank Laubert; Marianne Pieper, ohne deren Organisationserfahrung die Konferenz nicht wie gewohnt reibungslos und in freundlicher Atmosphäre verlaufen wäre, sowie den Assistentinnen der Konferenzorganisation, Julika Böttcher und Ronja Heinelt; Emanuel Cohn für seine vielfältige Unterstützung der Konferenz und bei der Erstellung dieses Buchs; Beate Meyer, die kurzfristig mit einem Beitrag einsprang, den sie an anderer Stelle veröffentlichen wird; Christine Schatz auch diesmal wieder für das sorgfältige Lektorat; Sabine Niemann für die Betreuung dieser Buchpublikation im Dölling und Galitz Verlag; und nicht zuletzt den weiteren Referentinnen und Referenten aus Nah und Fern, die ihre Beiträge für diesen Band zur Verfügung gestellt haben. Ihnen allen sei herzlich gedankt und hoffentlich *le-bitraot!*

Grußwort zur Eröffnung der Konferenz

Sehr geehrte Frau Professor Gillis-Carlebach, sehr geehrte Frau Professor Lohmann, sehr geehrter Herr Professor Bodenheimer, sehr geehrte Referentinnen und Referenten, sehr geehrte Damen und Herren,

herzlich willkommen in Hamburg. Gern überbringe ich Ihnen die besten Grüße des Senats der Freien und Hansestadt. Liebe Frau Professor Gillis-Carlebach: Es ist mir eine besondere Ehre, mit Ihnen die Tochter des letzten Oberrabbiners Hamburgs zu begrüßen, eines, wie ich aus diversen Quellen schließen durfte, überaus charismatischen, gebildeten, humorvollen und hilfsbereiten Mannes. Er hat das kulturelle und soziale Leben in unserer Stadt nachhaltig geprägt.

„Väter und Vaterfiguren“ ist auch das Thema Ihrer heute beginnenden Konferenz: In den kommenden zwei Tagen werden Sie sich mit unterschiedlichen historischen Vaterfiguren und mit unterschiedlichen Aspekten von Vater-Kind-Beziehungen aus dem kulturellen Umfeld des Judentums in Deutschland befassen. Das ist ein spannendes Programm, und ich wünsche, ich könnte den einen oder anderen Vortrag anhören, zum Teil auch aus ganz privatem Interesse: Mich hat nämlich ebenfalls ein sehr charismatischer Vater geprägt ...

Die Vater-Kind-Beziehung ist in jeder Hinsicht vielschichtig und besonders; in der jüdischen Kultur ist sie allerdings besonders faszinierend, unter anderem auch aufgrund der altjüdischen Rolle des Patriarchen – ebenfalls eines der Vortragsthemen.

Die Zehnte Carlebach-Konferenz ist ja eine Jubiläumskonferenz. Deswegen möchte ich Ihnen nicht nur die Grüße, sondern auch die herzlichen Glückwünsche des Hamburgischen Senats aussprechen! Ich finde es großartig, dass Frau Professor Gillis-Carlebach es sich auch diesmal nicht hat nehmen lassen, dabei zu sein!

Auch der Joseph Carlebach-Preis wird erneut vergeben: an junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem Hamburger Raum für herausragende wissenschaftliche Beiträge zur jüdischen Geschichte, Religion und Kultur.

Außerdem steht 2016 das 50-jährige Jubiläum des Joseph Carlebach Instituts an: 1966 wurde es gegründet. Seit jenem Jahr pflegt das Institut auch eine intensive freundschaftliche Kooperation und Verbundenheit mit dem Hamburger Carlebach-Kreis und dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden. Damit handelt es sich um die einzige Kooperation der Universität Hamburg mit Israel mit dieser Konstanz und Kontinuität.

Als vergleichsweise junge Senatorin sehe ich es als meine besondere Pflicht an, die Bewahrung und Erforschung des jüdischen Erbes in Hamburg zu unterstützen. Das Joseph Carlebach Institut kann sich also auch unter meiner Senatorenschaft der Unterstützung durch die Behörde für Wissenschaft und Forschung gewiss sein.

Ich freue mich sehr, dass es nach einer Zeit der Unruhe und der relativen Ungewissheit gelungen ist, das Joseph Carlebach Institut wieder in ruhigere Bahnen zu führen und eine klare Zukunftsperspektive zu entwickeln. Ich weiß, dass es ein Wunsch von Frau Professor Gillis-Carlebach ist, dass mehr deutsche Studierende an die Bar-Ilan-Universität nach Ramat Gan kommen. Vielleicht gelingt es ja in den kommenden Jahren, hier neue Impulse zu geben.

Austauschprogramme für Schüler- und Studierende sind besonders geeignet, Erinnerung zu bewahren und historische Verantwortung zu gestalten, gleichzeitig aber auch Neues wachsen zu lassen. Das zeigt die deutsch-französische Freundschaft, das zeigt aber auch die deutsch-israelische Freund-

schaft, die in diesem Jahr ebenfalls Jubiläum hat: Vor 50 Jahren nahmen Israel und Deutschland offiziell politische Beziehungen auf.

Aus diesem Anlass gibt es eine Vielzahl von Sonderausgaben und Artikeln in deutschen Zeitungen: über israelische Hightech-Gründer, Musiker, Erfinder, Touristen und viele mehr, die es nach Deutschland zieht, die meisten nach Berlin. Keine andere Nation in Europa sei bei Israelis so beliebt wie Deutschland. Es gebe unzählige gemeinsame Projekte und Aktivitäten, die teilweise vor Jahrzehnten begonnen wurden und immer weiter wachsen. Das finde ich überaus positiv und bewegend!

Liebe Frau Professor Gillis-Carlebach: Sie haben mit Bezug auf die Verfolgung und Ermordung von jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern zur Zeit des nationalsozialistischen Terrorregimes einmal gesagt, es gebe nicht viele, die nicht nur bedauern, sondern auch verstehen.

Wirklich verstehen, wie Sie es vermutlich meinen, wird wohl kaum jemand, der es nicht selbst erlebt hat. Aber sich interessieren, erforschen, erinnern, mitfühlen und alte kulturelle Bande neu verknüpfen – schon! Das ist die Aufgabe von uns Jüngeren, von uns Nachgeborenen.

Ich wünsche Ihnen eine herzliche und anregende wissenschaftliche wie persönliche Zusammenkunft!

Grußwort zur Eröffnung der Konferenz

Sehr verehrte Frau Ehrensensatorin, liebe Frau Gillis-Carlebach, meine sehr geehrten Damen und Herren,

als Vizepräsidentin der Universität Hamburg freue ich mich sehr, Sie heute zur Eröffnung der Zehnten Joseph Carlebach-Konferenz begrüßen zu können.

Das Jahr 2015 ist ein Jahr, in dem viele Jubiläen begangen werden. Im Juni vor 200 Jahren endete der Wiener Kongress und ordnete Europa neu. Im Oktober dieses Jahres werden wir 25 Jahre der deutschen Wiedervereinigung gedenken. In wenigen Tagen begehen wir zum 70. Mal den Tag der Befreiung von der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft in Europa.

Das Jahr 2015 steht auch in einem Zusammenhang, den ich besonders hervorheben möchte – es ist das 50-jährige Jubiläum deutsch-israelischer diplomatischer Beziehungen. Dass diese Beziehungen heute, 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, eng und freundschaftlich sind, hätte nach den Geschehnissen des Zweiten Weltkrieges, nach dem Völkermord mit dem Versuch, das jüdische Volk auszurotten, und nach den Schandtaten Deutschlands niemand für möglich gehalten. Dabei sollten wir Deutsche

in unsere Erinnerungskultur einmeißeln, dass wir es waren, die den Krieg begonnen haben und unsägliches Leid verbreitet haben. Wir dürfen nicht vergessen und müssen erinnern, auch an eine lebendige jüdische Kultur, wie sie unsere Städte und Gemeinden heute so schmerzlich vermissen dürften.

In den großen jüdischen Gemeinden der Vorkriegszeit – Berlin, Königsberg, Breslau, aber auch Frankfurt oder Hamburg ist mit der systematischen Vertreibung und Vernichtung nicht nur ein großes Stück Kultur erloschen, es wurde auch ein wissenschaftlicher Aderlass eingeleitet.

Das Warburg-Haus, in dem wir uns hier befinden, stellt einen wahrhaft würdigen Rahmen von symbolischer Aussagekraft für eine Konferenz gerade wie diese dar. Aby Warburg ließ es 1926 für seine Kulturwissenschaftliche Bibliothek erbauen, und in der Weimarer Republik war es ein Zentrum der interdisziplinären Forschung und des weltweiten Austauschs der Geisteswissenschaften. 1933 musste die Bibliothek Warburgs, mit ihren etwa 60.000 Bänden, nach London verschifft werden, um sie vor dem Zugriff der Nationalsozialisten zu retten; sie existiert dort noch heute im Warburg Institute. Nach 50 Jahren kommerzieller Nutzung – u.a. drehte man hier die erste *Tagesschau* – hat die Freie und Hansestadt Hamburg 1993 das Gebäude erworben und renoviert.

Die Joseph Carlebach Konferenzen wurden 1992 mit dem Ziel ins Leben gerufen, durch die Kooperation beider Universitäten, der Bar-Ilan-Universität Ramat Gan und der Universität Hamburg, eine Brücke zu schlagen, die die Gräben des faschistischen Terrors der Vergangenheit überwinden hilft. Sie sind der Erinnerung an Dr. Joseph Carlebach, den letzten Oberrabbiner von Altona und Hamburg, gewidmet, der im Dezember 1941 mit seiner Frau und seinen drei jüngsten Töchtern in das Konzentrationslager Jungfernhof deportiert und im März 1942 in einem Wald bei Riga ermordet wurde. Von den rund 4.000 Menschen, die in das „Vernichtungslager“ Jungfernhof deportiert wurden, überlebten nur 148 Menschen, und Jungfernhof ist leider eines von vielen Lagern, die in der Erinnerungskultur nicht sehr präsent sind.

Die Carlebach-Konferenzen werden von Teilnehmern unterschiedlicher Disziplinen getragen, die Themen werden verbunden durch die Fragen und Erfahrungen, mit denen auch Joseph Carlebach beschäftigt gewesen

war, dessen Vielseitigkeit – als Rabbiner und Pädagoge, Mathematiker und Philosoph – eine Fülle möglicher Fragestellungen generieren lässt.

Joseph Carlebach ist ein Symbol für die Geschichte des ehemals so lebendigen jüdischen Viertels am Grindel. In diesem Sinne erinnert die Universität mit dem Preis, der morgen vergeben wird, nicht nur an eine der herausragenden Persönlichkeiten Hamburgs, sondern will mit ihm auch die Erinnerung an die jüdische Tradition wach halten, die das Stadtviertel in unmittelbarer Nachbarschaft zur Universität geprägt hat.

Ich wünsche Ihnen nun drei fruchtbare und anregende Tage!

SUMMARIES

ALFRED BODENHEIMER

DIE OPFERUNG ABRAHAM'S. VÄTER IM HOLOCAUST

The essay explores three extremely different child-father relationships that were shaped by the influence of the holocaust: the traumatic experiences of Ruth Klüger with the death father Viktor, who perished in Auschwitz, an event that haunted Ruth during her entire lifetime. In addition the father-son constellation as expressed in Elie Wiesel's famous novel "Night", where father and child are forcefully separated from mother and daughter and transported together to the labor camp. Finally, the attempt of coping with the fate of the parents in Art Spiegelmann's graphic novel "Maus" – called "A survivor's Tale", that is, the conflict of the surviving, now neurotic father with the son, who demands answers and explanations. What all three examples have in common, however, is the completely new form relation to their fathers, and their commemoration, that Jewish children of the decades after the holocaust had to develop – after the old models of a religiously commanded father-honoring, or a traditional ideology of the succession of generations had utterly failed.

CORINNA KÖRTING

HABEN WIR NICHT ALLE EINEN VATER?

Have we not all one father? Has not one God created us? Why then are we faithless to one another, profaning the covenant of our ancestors? With these questions the prophet Malachi opens a discussion about the unity of the people of Israel, about marriage and divorce. However, who is this "one father", Abraham, Jacob, the God of Israel? All these readings are possible and have varying implications regarding Israel's relation to the nations in Persian times and beyond.

UTA LOHMANN

„UNS WIRD GEWISS IMMER UNVERGESSLICH BLEIBEN, WIE ER BILDEND
AUF UNS BEIDE EWIRKT HAT“ – DAVID FRIEDLÄNDER ALS IDEELLER VATER
DER BRÜDER HUMBOLDT?

The essay focuses upon the formative influence of the Jewish philosopher of enlightenment David Friedländer (1750–1834) on the personal development of the brothers Wilhelm von Humboldt (1767–1835) and Alexander von Humboldt (1769–1859). In order to make plausible that Friedländer has been a spiritual father figure to the brothers, some biographical details of their early youth are shown and the common circle of friends is described as well as the way they corresponded with Friedländer. Finally Friedländer's interests and his educational ideology (Bildungsdenken) are outlined in some important points, tracing his role as a father figure and his educational impact (“bildende Einwirkung”) on the brothers von Humboldt.

GEORGE Y. KOHLER

EINE IDEE MIT VIELEN VÄTERN. RABBI JOSEPH CARLEBACH UND
DER JÜDISCHE MESSIAS

Surprisingly, it can be shown that the roots of R. Carlebach's thought on Jewish messianism are to be found rather in the liberal Jewish theology of a collective and atoning approach to the messianic idea – as formulated by non-orthodox thinkers in Germany throughout the nineteenth century – than in the traditional belief in a personal redeemer-king of Davidic decent. While in the second half of the nineteenth century German neo-orthodoxy was still vehemently opposed to those ideas, in the writings of Joseph Carlebach several traces of the modern version can be found, according to which Jewish messianism is an expression of a historical theodicy, theologically justifying the suffering of the Jewish people. Here it is especially the influence of the liberal philosopher Hermann Cohen, otherwise vehemently criticized by Carlebach, that is noticeable in striking similarities of both thinkers' formulations concerning their understanding of Jewish messianism.

MARTIN TSCHECHNE

„... ICH WILL MICH NUN ANDERS NENNEN.“ DER PSYCHOLOGE
WILLIAM STERN UND SEIN SOHN GÜNTHER ANDERS. WIE DIE SCHWIERIGE
BEZIEHUNG ZUM VATER EIN GANZES LEBEN PRÄGTE

The essay retells the complex relationship of the Austrian philosopher and author Günther Anders (1902–1992) to his father, the famous Jewish psychologist and inventor of the IQ, William Stern (1871–1938). Anders, who intentionally destroyed the entire literary remains of his father, accused the scientists over and over again of naiveté, of always having been too honest, too upright, which translates for Anders into being foolish. Anders portrayed himself in hindsight as the son who warned his father against the approaching danger of Nazism, while Stern seems to have ignored the gravity of the situation and tried to cope with his and others' fate with mildness and understanding. But this picture of William Stern is lopsided, it refuses to take into account the philosophical concept of the human being Stern developed, his model of a humanistic psychology that defended the individual with all its rights against the ever increasing mass hysteria. At the end of his life Stern eventually denied our right to “classify” human beings according to their abilities, and thus handing them over as “usable” to the powerful and mighty of society.

BEATE KOSMALA

JÜDISCHE VÄTER ZWISCHEN OHNMACHT UND ÜBERLEBENSKAMPF

This article examines German Jewish men in their attempt to fulfill traditional roles as fathers. Trying to provide for their families as income-earners and to physically protect their wives and children from Nazi discrimination, Jewish fathers suffered tremendously from being unable to remain in the role of the breadwinner and guardian of their families. As this article points out, many fathers instead became increasingly docile and dependent, often forcing children and wives to take more active roles of being the provider for the family. This reversal of gender roles was particularly striking for fathers of military age who together with their families decided to live illegally underground. These fathers were particularly reliant on

food supplies and shelter by their children and wives, who faced fewer constraints to move freely within the public sphere. Yet, even as seemingly helpless father-figures, many Jewish fathers were still able to provide some important emotional support to their children.

ANDREAS PLATTHAUS

TRAUMAPAAR. VATER UND SOHN IN AUTOBIOGRAPHISCHEN COMICS

The essay follows the development of the father-son motive in the history of the comic genre from beginnings in Erich Ohser's popular "Vater und Sohn" series from 1934. Published in one of Germany's widely read illustrated papers, the autobiographic story tacitly defied Nazi ideology and emphasized the private idyll of the family. It is thus an odd coincidence that the comic that replaced "Vater und Sohn" as the worldwide most famous example of the father-son motive in comics was Art Spiegelmann's "Maus", another autobiographic story, this time dealing directly with the Nazi regime. Revolutionizing the entire genre, Spiegelmann's work became the model for a number of other attempts to deal with the suffering of their parents in the holocaust on the side of comic artists. Michel Kichka, Harvey Pekar and Jacques Tardi are three examples discussed here, who published comics about their complex relationship with their fathers' experiences during the war. Tellingly, this conflict engaged also the sons of the perpetrators themselves, as illustrated in the comic "Kiesgrubennacht" by Volker Reiche, an unsparing reckoning with his own Nazi father.

DOERTE BISCHOFF:

DAS ERBE DER VÄTER: SHOAH-ERINNERUNG, ZEUGENSCHAFT UND DIE GRENZEN DES GENERATIONENKONZEPTS IN DORON RABINOVICIS "ANDERNORTS"

In Doron Rabinovici's novels the descendants of the witnesses of the Shoah are still deeply affected by their experiences. At the same time the notion of their being automatically and irrevocably bound to the events of the past which is also articulated in the idea of generations after the Shoah is problematized. Especially in "Elsewhere" ("Andernorts") it is demonstrated

that the traditional genealogical patterns evoked by the idea of generation are not adequate anymore considering the profound breaks within cultural tradition and family heritage. Instead forms of transnational encounter and translation are explored as well as examples of secondary witnessing which compensate for the void at the place of the father as progenitor and origin of a genealogy without making it invisible.

MIRIAM GILLIS-CARLEBACH

AUCH EIN VATER SCHREIBT AN SEINE KINDER. BRIEFE JOSEPH CARLEBACHS

In this article Miriam Gillis-Carlebach published personal letters written by her late father, Rabbi Joseph Carlebach, to the five oldest of his nine children who had managed to escape Germany in 1939 – four of them to England and one to Palestine. Some of the letters were written to each child individually, others were collective letters to the four children in England. These letters, written between the years 1939 and 1941, are moving documents of fatherly love in difficult times, of encouragement and longing of a father who tried very hard to hide from the young recipients of his letters the hardships that the other part of the family still remaining in Germany had to endure.

MICHAEL STUEMUND-HALÉVY

UNSER VATER IM HIMMEL. ZU DEN ASCHKENASISCHEN GRABINSCHRIFTEN
AUF DEM JÜDISCHEN FRIEDHOF ALTONA

The essay introduces religious motives in various Hebrew epitaphs on Ashkenazi tombstones of the Jewish cemetery in Hamburg-Altona. Special emphasis is put on the metaphor of the “father”, be it in general formulas referring to biblical texts like in “father of the prophets” or “our father Abraham”, but also in personal addresses to the deceased as in “father of our house” or in “father of the orphans”. The time period covered reaches from the end of the seventeenth to mid-nineteenth century. The specific use of each father motive is analyzed for its theological and scriptural or Talmudic background. In some cases a short biography of the person the

tombstone was dedicated to is provided, enabling the reader to relate the epitaph to historical reality. Repeatedly appearing theological concepts of Judaism, like the “merit of the fathers” (זכות אבות), are further explained in their origin and meaning – so that eventually a conclusive picture of the importance of the father metaphor on Altona tombstones emerges.

ERÖFFNUNGSBEITRAG

Die Opferung Abrahams. Väter im Holocaust

Die Opferung Isaaks ist als Topos jüdischer Martyriumstheologie gut bekannt. Ihre Legitimierungsfunktion ist etwa aus den Berichten vom ersten Kreuzzug 1096 bekannt, in dem es zu besonders grauenerregenden Vorfällen kam, in denen Eltern ihre Kinder töteten, um sie der Zwangstaufe zu entziehen. Dort wird diese Begründungslinie verfolgt – obwohl bei weniger gedrängter Betrachtung auch der Schluss gezogen werden könnte, dass die Geschichte von der Bindung Jakobs (die eben keine Opferung war) geradezu als eindeutige und ewige Tabuisierung der Kindesopfer im Judentum gelesen werden sollte. Spätere, weniger gläubige Zeiten haben bekanntlich die Opferung Isaaks bzw. die Bereitschaft Abrahams, seinen Sohn zu opfern, kritischer gesehen.

Doch hier soll es nicht um den Sohn gehen, der geopfert wird, sondern um den Vater – wobei klar werden dürfte, dass das Opfer des Vaters nie ohne das Opfer des Sohnes (oder neutraler ausgedrückt: des Kindes) möglich ist. Das gilt für Rabbiner Joseph Carlebach, einen Vater, der zum Opfer des Holocaust wurde, indem er es zugleich schaffte, zumindest einen Teil seiner Kinder zu retten. Doch es gilt auch für andere Kinder, die die

Konfrontation ihrer Väter mit dem Holocaust zu gewärtigen hatten, in ganz unterschiedlicher Form. Über ein paar dieser anderen Kinder und Väter möchte ich sprechen, genauer gesagt über drei extrem unterschiedliche Konstellationen von Kinder-Vater-Beziehungen, die ihre literarische Form gefunden haben.

Vor einigen Jahren habe ich anlässlich einer Carlebach-Konferenz über Ruth Klüger gesprochen.¹ Ihr Überleben des Holocaust ist zu einem großen Teil die Geschichte eines gemeinsamen Leidens mit ihrer Mutter, zu der sie auch noch zur Zeit der Niederschrift ihrer Jugendautobiographie „Weiter leben“ eine enge Beziehung hatte, als sie selbst schon eine 60-jährige bekannte Wissenschaftlerin und die Mutter eine ältere Dame war und beide seit Jahrzehnten in den USA lebten. Während das Leben mit der Mutter weder während des Holocaust noch danach konfliktfrei verlaufen zu sein scheint, war der Verlust des Vaters nebst dem des aus der Tschechoslowakei deportierten Halbbruders der große Verlust in Ruth Klügers Leben.

Ruth Klüger berichtet über die letzten Wochen und Monate, die sie mit ihrem Vater, dem Arzt Viktor Klüger, in Wien erlebte, und über den Tod, den er dann gestorben ist, indem sie einzelne Szenen, an die sie sich erinnert, und die Vorstellung über sein Ende in der Gaskammer von Auschwitz blitzlichtartig zusammenfügt – nicht ohne niemals mehr beantwortbare Fragen zu stellen, die für sie mit dem Vater verbunden sind.

Sie betrachtet ihre Erinnerungen nachträglich als „Kindereien“, dennoch sind sie alles, was sie von ihrem Vater noch hat – einschließlich des Tadels, der ihr einmal zuteilwurde, weil sie sich mit ihrer Cousine an seiner Schreibmaschine vergriffen hatte, und vor allem einer Tracht Prügel, die sie von ihm erhielt, als er soeben von Buchenwald zurückgekehrt und sicher unter extremem psychischem Stress stehend ihre Aufdringlichkeit beim Begrüßungssessen nicht aushielt. Zudem quält die Tochter noch nach Jahrzehnten die Frage, warum er sie nicht mitnahm, als er einige Tage später nach Italien fuhr, in die vermeintliche Sicherheit, die ihm aber zum Verhängnis wurde, weil er von Italien nach Frankreich weiterreiste und dort schließlich über Drancy nach Auschwitz deportiert wurde, wo er, wie die Tochter vermutet, sofort in die Gaskammer geschickt wurde. Dieses Ende in der Gaskammer beschäftigt die Tochter über Jahrzehnte.

[...] neulich am Telephon, wo sie mich wegen zunehmender Schwerhörigkeit kaum noch versteht, sagte meine sehr alte Mutter unvermutet, mein Vater habe öfters behauptet, er habe keine Ellbogen, er könne sich nicht wehren, nicht drängen oder durchsetzen. Ich horchte auf, die zitierten Worte klangen echt, ein Stück Wirklichkeit. Keine Ellbogen. Da wir alles erforschen, so wissen wir ja jetzt auch genau, wie man in den Gaskammern umgekommen ist. In der letzten Agonie sind die Starken auf die Schwachen getreten, und so waren die Leichen der Männer stets oben, die der Kinder ganz unten. Ist mein Vater auf Kinder getreten, auf Kinder wie mich, als ihm der Atem ausging? Aber er hatte doch keine Ellbogen [...]. Wer erstickt, hat die Grenzen der Freiheit erreicht und trampelt dann doch auf andere? Oder gibt es auch da Unterschiede, Ausnahmen? Es ist schon wichtig, wie und wo einem etwas passiert, nicht nur, was einem passiert. Sogar der Tod. Besonders der, besonders die Tode; weil es ihrer so viele gibt, liegt viel daran, welchen Todes man stirbt.²

Die Tochter reflektiert den Tod ihres Vaters indirekt mit Bezug auf sich selbst – hätte er „Kinder wie mich“ in der Gaskammer zertrampelt, oder waren seine mangelnden Ellbogen, sein mangelndes Durchsetzungsvermögen dort eine Form von ethischer Rettung, die sie sich wünschen würde? Sie hat sich, wie sie berichtet, lange vorgestellt, er habe sich als Arzt Giftpillen besorgt und sich selbst auf dem Weg nach Auschwitz vergiftet, um die Schmach der Vergasung des Vaters nicht ertragen zu müssen. Diese Phantasie musste sie einmal aufgeben – nun setzt sie sich mit diesem Tod, den, entgegen allen Vermutungen, bei seiner Flucht er und nicht sie erleiden musste, mit der Relation auseinander, den dieser Tod indirekt zu ihr hat. Der Vater, den sie einerseits geliebt hat, an den sie andererseits auch ambivalente Erinnerungen hat, von dem die Erinnerung bleibt, dass er nicht imstande oder nicht willens war, sie im entscheidenden Moment zu schützen oder ihr beizustehen, wird nun an der Wahrscheinlichkeit gemessen, mit der er in der Gaskammer, wo alle Opfer waren, dennoch nicht zu denen gehört hat, die Kinder wie seine eigene Tochter im Sterben noch zertrampelt haben. Dies wird für die Tochter zu einer nachträglich entscheidenden Frage im Umgang mit dem Tod ihres Vaters.

Wie sie zuvor berichtet, hat sie schon früher im Leben eine folgenreiche Entscheidung getroffen, was den Vater angeht:

Mein ältester Sohn hätte so heißen sollen wie mein Vater, nach jüdischem Brauch heißen die Kinder nach den Toten. Aber im neunten Schwangerschaftsmonat, und ich war noch sehr jung, da war es mir unheimlich, ein Kind nach dem so elend Ermordeten [Viktor] zu nennen, und der Name selbst war wie ein Spott: der ein Sieger? Und so gaben wir dem Neugeborenen einen für uns unbedeutenden englischen Namen. Manchmal kommt mir das wie ein Verrat vor. Und vielleicht wollte ich ihm tatsächlich den an mir begangenen Verrat heimzahlen, nämlich dass er wegfuhr und mich nicht mitnahm und nicht zurückgekommen ist, indem ich ihm ein Weiterleben in den Enkeln verweigerte. Denn auch mein zweiter heißt nicht nach ihm.³

In Klügers Erklärung gibt es eine doppelte Ebene, die des im Rückblick vor vielen Jahren ausschlaggebenden Impulses, den Sohn nicht nach dem eigenen, ermordeten Vater zu nennen. Aus einem jüdischen Brauch, der Kontinuität symbolisieren soll und gerade für das Beharren steht, das, wofür die Toten gestanden haben, in künftigen Generationen weiterleben zu lassen, wird zunächst für die schwangere Tochter des Ermordeten etwas ganz anderes. Der Name des Vaters, der für „Sieger“ steht, wird zu einer Art eines negativen Totems, das die werdende Mutter instinktiv ablehnt. Im Laufe der Zeit dann scheint sich dieses Bewusstsein zu verdichten, das es dann auch außer Frage erscheinen lässt, den zweiten Sohn nach dem Großvater nennen. Hier kommen Zorn und Enttäuschung zum Tragen. In Bezug auf sein eigenes Kind, also sie selbst, hat der Vater ihrem Empfinden nach versagt. Sein gewaltsamer Tod, der eine spätere Aussprache und Klärung der damaligen Verhältnisse, Sachzwänge, vielleicht aber eben auch Versäumnisse verunmöglicht hat, verhindert letztlich eine Versöhnung. Obwohl am Ende der Vater ermordet worden ist und sie überlebt hat, fühlt sich die Tochter doch irgendwie von ihm verraten. Die Verantwortung des Vaters wird durch sein Schicksal nicht aufgehoben. Erst sehr viel später spendet ihr der Gedanke etwas Trost, dass zumindest die Hoffnung besteht, der Vater habe Kinder „wie mich“ nicht in der Gaskammer, in der letzten, ausweglosen Situation noch zertrampelt.

Es ist gerade der Tod des Vaters, der eine nicht mehr zu heilende Wunde in der Beziehung zu ihm hinterlassen hat. Klüger berichtet über Gedichte, die sie geschrieben habe, um sich mit diesem Tod auseinanderzusetzen zu können, und zitiert auch eines, das sie Jahre nach dem Holocaust in Kalifornien geschrieben hat. Sie problematisiert diese Gedichte selbst als Konstruktion eines „Tochter-Vater-Mythos [...] wo der Vater den Tod nie erleidet“.⁴ Sie nennt diese Gedichte einen „hausbackenen Kaddisch der Tochter“, der auch an die Stelle des *Kaddisch*-Gebetes tritt, das zu rezitieren ihr als Frau verwehrt ist.⁵

Hat Isaak in der biblischen Erzählung die Opferung überlebt, obwohl der Vater, gegen alle Gefühle, Instinkte und moralischen Vorbehalte bereit war, ihn zu opfern, so ist die Tochter Ruth Klüger nicht imstande, den Vater, an dessen Seite sie hätte überleben wollen, sterben zu lassen. Die Bestürzung, dass er sie auf seine Flucht nicht mitgenommen hat, obwohl dies sie in noch größere Gefahr hätte bringen können als die späteren Deportationen gemeinsam mit der Mutter, muss fast zwangsläufig darin münden, dass er (mit ihr) überlebt hätte. Auch der ungeklärten, unfertigen Beziehung des Kindes zum Vater ist nur durch eine Totenbeschwörung beizukommen, und der *Kaddisch* erhält, in übertragenem Sinne, für Klüger genau diese Funktion – nicht ohne dass die Autorin das Konstruierte, Behelfsmäßige, letztlich Illusorische dieser eigenen Bemühungen und Strategien klar beleuchten und entlarven würde. Diese Durchleuchtung der eigenen Strategie macht gerade die besondere Qualität von Klügers Buch aus.

Eine vollkommen andere Kind-Vater-Konstellation ist diejenige, die Elie Wiesel in seinem Welterfolg „Die Nacht“, im französischen Original 1958 erschienen, beschreibt. Dort sind es Sohn und Vater, die 1944 nach der Deportation aus der Heimatstadt Sighet im ungarisch-rumänischen Grenzgebiet gemeinsam ins Arbeitslager von Auschwitz kommen, nachdem sie bei der Selektion von der Mutter und den Schwestern getrennt worden sind. Auch die Erzählerperson des autobiographischen Romans, Elieser, schildert Situationen, die vielleicht Rettung hätten bringen können, in denen der Vater sich dieser Idee verweigert. So heißt es über die Periode, in der sich über Ungarn die kaum mehr übersehbaren Zeichen einer deutschen Invasion zusammenziehen und in der die Juden Sighets sich immer noch von ihrem Optimismus blenden lassen:

Zu jener Zeit war es noch möglich, eine Auswanderungserlaubnis nach Palästina zu erwirken. Ich hatte meinen Vater gebeten, alles zu verkaufen, aufzulösen und abzureisen. „Ich bin zu alt, mein Sohn“, erwiderte er. „Zu alt, um ein neues Leben zu beginnen. Zu alt, um in einem fernen Land von vorne anzufangen [...].“⁶

Auch nach der Invasion der Deutschen wird der Vater noch als Zweckoptimist geschildert. Als die Verordnung erlassen wird, alle Juden müssten den gelben Stern tragen, kommen Honoratioren der Gemeinde zu Eliesers Vater, der ein sehr angesehener Mann ist, um seine Meinung dazu zu hören:

*Mein Vater sah die Lage nicht allzu düster an, vielleicht wollte er die anderen auch nicht entmutigen und ihnen nicht noch weher tun: „Der gelbe Stern? Na und? Man stirbt doch nicht davon [...].“
(Armer Vater! Woran bist du dann gestorben?)⁷*

Wiesels Beschreibung der Beziehung zum Vater ist aber trotz dieser verhängnisvollen Fehleinschätzungen keine ambivalente wie bei Ruth Klüger. Der Erzähler stellt den Kampf von Vater und Sohn für das Überleben des jeweils anderen, aber auch die Prüfungen dieser Beziehung durch Extremsituationen in den Vordergrund. In seiner 1994 erschienenen umfangreichen Autobiographie, in der die Zeit des Holocausts vergleichsweise wenig Raum einnimmt, betont Wiesel, dass die Nationalsozialisten die Häftlinge zu vollkommenen Egoisten umformen wollten, dass aber jene die besten Überlebenschancen hatten, die für eine andere Person lebten. Damit wird die Solidaritätsidee, die laut Primo Levi *eine* Möglichkeit des Überlebens ist (dort vor allem auf den Nutzen gegenseitiger Hilfe gerichtet), bei Wiesel zur Basis des Überlebens, zum emotionalen Grund dafür, das Leben nicht verlieren zu wollen. Er schildert dort auch, dass er den Vater oft pro forma um Rat fragte, um ihm im Lager das Gefühl zu geben, für seinen Sohn noch Verantwortung zu tragen.⁸

Tatsächlich rettet Elieser, wie es in „Die Nacht“ geschildert wird, seinem Vater auch einmal das Leben. Als dieser später im Lager Gleiwitz bei einer sogenannten Auslese, wo die Arbeitsfähigkeit der Häftlinge eingeschätzt wird, aussortiert wird, was den Tod in der Gaskammer bedeuten würde, läuft Elieser zu ihm hinüber und erzeugt dabei ein solches Durch-

einander, dass der Vater am Ende nicht zu den Todgeweihten kommt.⁹ Doch diese Solidarität und vollkommene Ausrichtung auf den Vater als Überlebensmantra wird immer wieder auf die Probe gestellt, der Rückfall in den elementarsten Selbsterhaltungstrieb droht in den unterschiedlichsten Situationen. Es gibt denn auch in „Die Nacht“ verschiedene zerbrochene Sohn-Vater-Beziehungen, die mit Entsetzen berichtet werden: einen Sohn, der seinen Vater beim Todesmarsch zurücklässt, weil er zu langsam geht¹⁰, einen anderen Sohn, der seinen Vater im Hunger sogar tötet, um sein Brot nicht mit ihm teilen zu müssen.¹¹ Sie werden für den Erzähler zum Gradmesser der Frage, inwieweit er selbst imstande ist, die Ehre und Liebe für seinen Vater ungebrochen beizubehalten. Eine Herausforderung, die er nach eigenem Urteil am Ende nicht bestanden hat. Es gibt schon im Text verschiedene Passagen, in denen er andeutet, dass er diesen Test kaum bestehen wird: Als der Vater von einem Kapo geschlagen wird, steht Elieser nicht zu ihm, sondern entfernt sich – aber nicht nur dies: Sein Zorn richtet sich nicht gegen den Kapo, sondern gegen seinen Vater, der sich so ungeschickt anstellt, dass er die Schläge nicht zu vermeiden gewusst hat.¹²

Die eigentliche Prüfung kommt auf den Sohn zu, als der Vater nach dem Todesmarsch in Buchenwald schwer erkrankt und der Sohn sich um ihn kümmert. Da spricht ihn der Blockälteste an:

„Hör mich an, Kleiner, vergiss nicht, dass du in einem Konzentrationslager bist. Hier muss jeder für sich kämpfen und darf nicht an die anderen denken. Nicht einmal an seinen eigenen Vater. Hier gibt es weder Vater noch Bruder noch Freund. Hier lebt und stirbt jeder für sich. Ich gebe dir einen guten Rat: gib deinem alten Vater keine Brot- oder Suppenration mehr. Für ihn kannst du nichts mehr tun. Und du mordest dich dabei nur selbst. Du müsstest im Gegenteil auch seine Ration essen ...“

Ich hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen. Er hatte recht, dachte ich insgeheim, ohne es mir eingestehen zu wollen. Zu spät, deinen alten Vater zu retten, sagte ich mir. Statt dessen könntest du zwei Rationen Brot, zwei Teller Suppe haben ...

Ich dachte es nur den Bruchteil einer Sekunde, und doch fühlte ich mich schuldig.¹³

Am selben Tag, dem 28. Januar 1945, wird der todkranke Vater von einem Offizier mit einem Knüttel auf den Kopf geschlagen. Blutüberströmt ruft er nach dem Sohn, der noch eine Stunde bei ihm sitzt und dann auf die Pritsche darüber klettert.

Am 29. Januar erwachte ich im Morgengrauen. An Stelle meines Vaters lag ein anderer Kranker auf der Pritsche unter mir. Vermutlich hatte man ihn vor Tagesanbruch in die Gaskammer gebracht. Vielleicht atmete er noch ...

Es wurden keine Gebete über seinem Grab gesprochen, zu seinem Andenken wurde keine Kerze entzündet. Sein letztes Wort war mein Name gewesen. Ein Ruf, den ich nicht beantwortet hatte.

Ich weinte nicht, und es tat mir weh, nicht weinen zu können. Aber ich hatte keine Tränen mehr. Hätte ich mein schwaches Gewissen bis ins Tiefste erforscht, vielleicht hätte ich dort etwas wie das Wörtchen „endlich frei!“ entdeckt ...¹⁴

Hier wie auch bei Ruth Klüger erstaunt die Offenheit, mit der das Kind über seine Gefühle gegenüber dem Tod des Vaters nachdenkt, auch wenn die Umstände und die Schlussfolgerungen vollkommen verschiedene sind. Der Wechsel der Rolle des Vaters vom potenziellen Beschützer zur Person, die sich (wie bei Klüger) entweder entzieht oder (wie bei Wiesel) selber schutzbedürftig und wehrlos wird und den Sohn unter extremsten Bedingungen zur Instanz macht, der zwischen sich selbst und dem Vater wählen muss, ist das absolute Gegenbild von Abraham, der als von Gott Getriebener selber Macht und allenfalls Gewalt auszuüben imstande wäre. Das Problem des adäquaten Gedenkens stellt sich in beiden Fällen. Für Ruth Klüger wird das Gedenken zu einer Form des Exorzismus des Ereignisses selbst, für Wiesels Erzähler ist das Gedenken ein Balanceakt, der immer zu weit führen könnte – in eine erahnte, unerlaubte Zone der aufgekündigten unbedingten Ehrung des Vaters. Sosehr auch Elieser während der Handlung des Romans beginnt, sich von Gott zu entfernen, Gott anzuklagen, ihm innerlich den Prozess zu machen, seine Welt der autoritär durchgesetzten Gebote in Frage zu stellen, so unantastbar bleibt dieses (nach jüdischer Zählung) fünfte der zehn Gebote, die Eltern zu ehren, bestehen – zuletzt, wie vermutet wird, vor

allem auch als ein Gebot, das die Würde des Sohnes selbst gewährleistet. Denn bei jenen Söhnen, die ihre Väter entweder im Todesmarsch verlassen oder sogar totgeschlagen hatten, entsteht der Eindruck, dass es vor allem der verlorene letzte Rest an eigener Menschenwürde ist, der sie daran hinderte, Rücksicht auf den Vater zu nehmen.

Ein letztes Beispiel für die literarische Bearbeitung der Situation von Vätern im Holocaust soll noch einmal eine ganz andere Sichtweise aufnehmen, nämlich die der sogenannten *Second Generation*. Das wohl berühmteste Buch zur Aufarbeitung des Holocaust und damit auch des elterlichen Schicksals im Holocaust ist Art Spiegelmans *Graphic Novel* „Maus“. Die beiden Teile des Werks, das als erste *Graphic Novel* 1992 den Pulitzer-Preis erhielt, sind im amerikanischen Original 1986 und 1991 erschienen.

„Die Geschichte eines Überlebenden“ lautet der Untertitel des „Maus“-Gesamtwerks – ein Titel, der andeutet, dass es im Werk nicht nur um das Überleben und den Holocaust selbst geht, sondern auch um das spätere Leben von Arts Vater Vladek, konkret vor allem um seine letzten Jahre, als sein Sohn ihn bedrängt, über sein Leben und das der Mutter zu erzählen, die sich einige Jahre zuvor das Leben genommen hat. Der Vater wird dabei als herzkranker, zugleich aber auch neurotischer älterer Herr gezeichnet, in der Regel misstrauisch, mit Spleens wie dem, dass nur er selbst imstande ist, seine Medikamente richtig abzuzählen, vor allem aber einem krankhaften Geiz, der nebst seinem sonstigen lieblosen Verhalten der Grund dafür ist, dass seine zweite Frau Mala, selbst eine Überlebende, ihn vorübergehend einmal verlässt.

Die Literaturwissenschaftlerin Nancy K. Miller sieht in einem Aufsatz zu „Maus“ gerade im Faktum, dass der Überlebende selbst nie verklärt wird, sondern selbst ein ziemlich unsympathischer, tyrannischer Mensch ist, dessen Aura eher aus seiner Fähigkeit herrührt, mit den lebensbedrohenden Schwierigkeiten des Kriegs umzugehen, als aus seiner Persönlichkeit, einen wichtigen Grund für den Erfolg von „Maus“.¹⁵

In dieser *Graphic Novel* ist es sichtlich diese Aura des Überlebenswillens und der Kunst, auch in scheinbar aussichtslosen Situationen Lösungen des Überlebens zu finden, die als langjährige Belastung freigelegt wird, welche die Neurosen des Vaters begünstigte. An seiner Erzählung wird wiederholt

klar, dass ihm das Überleben oft nur gelang, weil er die Dinge, die er hatte, geschickt einsetzte und im Rahmen des Möglichen sparte: Das gilt für Wertsachen, die er am Anfang des Krieges noch besitzt, ebenso wie später für Lebensmittel, derer er habhaft werden kann und die er trotz großen Hungers als Tauschobjekte nutzt, statt sie zu verzehren, es gilt aber auch für den Umgang mit menschlichen Beziehungen, wo alles der Notwendigkeit des Überlebens untergeordnet wird. Zugleich bildet diese Begabung des Überlebens eine ständige, halb unausgesprochene Belastung zwischen Vater und Sohn. Denn der Vater, der den Sohn für einen Versager hält, lässt ihn spüren, dass er niemals das geschafft hätte, was er selber hinbekam: nämlich eben den Holocaust zu überleben und damit überhaupt erst den Sohn nach dem Krieg zeugen und in Rego Park im New Yorker Stadtteil Queens aufziehen zu können.

Eine Schlüsselszene bei der Entzerrung der Vater-Sohn-Beziehung spielt in „Maus“ der Besuch Arts bei Pavel, dem Psychoanalytiker – auch er ein Überlebender. Art, zu dieser Zeit schon erfolgreicher Cartoonist, in der Zeichnung der Erzählung aber in dieser Szene zu einer kleinen Kinderstatur reduziert, die (wie der Psychoanalytiker auch) keine Maus ist, sondern bloß eine Mausmaske vor menschlichem Gesicht trägt, erklärt dem Analytiker: „Was immer ich auch schaffe, es scheint so wenig zu sein im Vergleich zum Überleben von Auschwitz.“ Worauf der Analytiker eine bestechend einfache Antwort gibt: „Aber du warst nicht in Auschwitz [...] du warst in Rego Park.“ Und Pavel fügt an: „Vielleicht musste dein Vater immer beweisen, dass er recht hatte – dass er stets ÜBERLEBEN konnte – weil er sich SCHULDIG fühlte, überlebt zu haben. [...] Und er hat diese Schuld an DIR ausgelassen, das war kein Risiko – an dem ECHTEN Überlebenden.“ Und schließlich fragt der Analytiker Art: „Also BEWUNDERST du deinen Vater, weil er überlebt hat?“

Dieser antwortet: „Na ja... klar. Ich weiß, er hat auch 'ne Menge GLÜCK gehabt, aber er WAR erstaunlich umsichtig und erfinderisch.“

Der Analytiker: „Dann hältst du das Überleben für bewundernswert. Heißt das, NICHT zu überleben ist NICHT bewundernswert?“

Art: „pffffff I-Ich glaub, ich weiß, was du meinst. Es ist, als ob Leben gleich Gewinnen ist, ergo ist Tod gleich Verlieren.“¹⁶

Hier ist der Vater also, anders als bei Klüger und Wiesel, nicht Opfer geworden, vielmehr wird er zu einem Abraham, der unbewusst die eigenen Leiden indirekt auf den Sohn überträgt, um die Schuld, die er empfindet, nicht selbst tragen zu müssen. Das Überleben wird zu einem Qualitätsmerkmal überhöht, und der Sohn ist der potenziell nicht Überlebende, der sich gegenüber dem Vater selber als den schwächeren Teil, das potenziell „wahre“ Opfer empfindet. In einer sehr verschobenen Situation wird hier das Opfer Abraham wiederum zu Abraham, dem Opfernden.

Die Situation ist dadurch noch zusätzlich aufgeladen, dass, wie Spiegelmans *Graphic Novel* erzählt, die Eltern in Polen einen kleinen Sohn namens Richieu hatten, den sie dann in der Hoffnung, ihm das Überleben zu sichern, weggaben. Doch als klar wurde, dass die Nationalsozialisten auch das vermeintlich sicherere andere Ghetto deportieren würden, wurde dieser Junge, Richieu, zusammen mit seinen kleinen Cousins von seiner Tante, die ihn dort aufgenommen hatte, vergiftet, um dem Tod im KZ zu entgehen. Damit steht Art immer auch in einer indirekten Konkurrenz zu dem gewaltsam gestorbenen älteren Bruder, der aber klein war, als er starb, und deshalb von den Eltern immer verklärt wird, geradezu ein Gegenbild zum schwierigen heranwachsenden Sohn Art.

In gewisser Weise wird Art so zu einem doppelten Opfer: zum Opfer des überlebenden Vaters, der mit seiner Schuld nicht zurechtkommt, und zum symbolischen Opfer des wahren Opfers, des toten Bruders. Wie der Satz des Analytikers gemeint ist, Art sei der „wahre Überlebende“, wird eigentlich erst ganz am Ende des Buches klar, als der Vater, erschöpft ins Bett sinkend, Art mit „Richieu“ anspricht.¹⁷

Ähnlich wie der lang herbeigesehnte Isaak ist auch Art also für seine Eltern ein Kind, auf dem Projektionen lasten – allerdings weniger, wie auf Isaak, die Projektionen in die Zukunft (also die Begründung eines Volks) als vielmehr solche in die Vergangenheit: ein Ersatz für den toten Richieu zu sein.

Bei Spiegelman ist der Vater also nicht durch seine Hilflosigkeit gezeichnet, im Gegenteil erscheint er als geradezu übermächtiger Selbsthelfer und Überlebenskünstler. Zugleich ist er durch den Verlust seines Kindes ein großer Verlierer. Diese Doppelbelastung der Übergröße des Vaters und der

ihm zugleich auferlegten Kompensationsrolle für den ermordeten Bruder drückt den Erzähler Art an den Rand seiner Existenz, während die Mutter ohnehin am Leben zerbrochen ist – eine Überlebende, die das Überleben nicht überlebte.

An diesen drei sehr unterschiedlichen und hier nur skizzenhaft gezeigten Beispielen habe ich versucht, deutlich zu machen, dass, jenseits der Diskussionen, die in den vergangenen 50 Jahren über die „vaterlose Gesellschaft“ geführt worden sind, die Auseinandersetzung mit Vätern, die als Opfer oder allenfalls als Übertragungstäter wahrgenommen wurden, für jüdische Überlebende oder Kinder Überlebender zu einer völlig neuen Auseinandersetzung mit dem Muster des Begriffs „Vater“ führen musste. Hierbei kann, interpretativ gesehen, eine Orientierung an der Abrahams-Figur in ihrer Widersprüchlichkeit als Stammvater wie potenziell Gewalt ausübender Vater helfen, die Dialektik aufzuweisen, in die ein klassisch jüdisches, auf dem Gebot, die Eltern zu ehren, und der Ideologie der Generationenfolgen fußendes Vaterbild versetzt wird, wenn Vaterschaft mit religionskulturell eingeübten Formen nicht mehr übereinstimmt. Es geht letztlich aber in allen drei Werken (denn auch „Maus“ ist erst Jahre nach dem Tod von Spiegelmans Vater fertiggestellt worden) am Ende um die Auseinandersetzung mit gestorbenen Vätern und somit auch mit dem adäquaten Gedenken. Spiegelman hat sich intensiv damit auseinandergesetzt, ob er seinen Vater gerecht dargestellt hat, und in gewisser Weise ist sein Werk „Maus“ jener *Kaddisch*, der für Ruth Klüger die Gedichte sind.

Womöglich wäre das Thema von Vätern im Holocaust eines, das noch viel Forschung freisetzen könnte. Ein Thema, das natürlich auch jenseits der nachträglichen Wahrnehmung ihrer Kinder existiert – denn oft genug haben gerade die Kinder gar nicht überlebt.

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Alfred Bodenheimer: „Ich hab den Verstand nicht verloren, ich hab Reime gemacht.“ Ruth Klügers Jugendautobiographie „weiter leben“. In: Miriam Gillis-Carlebach; Barbara Vogel (Hrsg.): „So spricht der Ewige: ... Und die Straßen der Stadt Jerusalem werden voll sein mit Knaben und Mädchen, die in ihren Straßen spielen“. Die Siebte Joseph Carlebach-Konferenz. Das jüdische Kind zwischen hoffnungsloser Vergangenheit und hoffnungsvoller Zukunft, Hamburg 2008, S. 278-291.
- 2 Ruth Klüger: Weiter leben: eine Jugend, Göttingen 1992, S. 32f.
- 3 Ebd., S. 24.
- 4 Ebd., S. 35.
- 5 Seit der Niederschrift des Buches um 1990 hat sich, auch in der modernen Orthodoxie, eine Tendenz entwickelt, Frauen das Rezitieren des Kaddisch zu ermöglichen.
- 6 Elie Wiesel: Die Nacht zu begraben, Elischa. Aus dem Französischen übersetzt von Curt Meyer-Clason, München 1962, S. 24.
- 7 Ebd., S. 27.
- 8 Elie Wiesel: Alle Flüsse fließen ins Meer. Aus dem Französischen übersetzt von Holger Fock, Brigitte Große und Sabine Müller, Hamburg 1995, S. 113.
- 9 Wiesel: Die Nacht (Anm. 6), S. 131f.
- 10 Ebd., S. 124f.
- 11 Ebd., S. 137.
- 12 Ebd., S. 81.
- 13 Ebd., S. 148.
- 14 Ebd., S. 150.
- 15 Vgl. Nancy K. Miller: Cartoons of the Self. Portrait of the Artist as a Young Murderer – Art Spiegelman’s Maus. In: Deborah R. Geis: Considering Maus. Approaches to Art Spiegelman’s „Survivor’s Tale“ of the Holocaust, Tuscaloosa 2003, S. 44-59.
- 16 Art Spiegelman: Die vollständige Maus. Die Geschichte eines Überlebenden. Deutsch von Christine Brinck und Josef Joffe, Frankfurt/M. 2008, S. 202-203.
- 17 Ebd., S. 294.

„Haben wir nicht alle einen Vater?“

Diese Frage aus der Überschrift ist ein Zitat aus Mal 2,10 und zugleich der Auftakt zu einer ausführlicheren Auseinandersetzung Maleachis darüber, wie, zunächst einmal neutral formuliert, „man“ miteinander in Gemeinschaft umgeht. Doch wer ist dieser Vater, den alle gemeinsam haben? Mal 2,10 lässt es zu, zwei Optionen miteinander zu verbinden. Der Vers lautet vollständig:

*Haben wir nicht alle einen Vater? Hat nicht ein Gott uns geschaffen?
Weshalb handeln wir treulos einer gegen den anderen und entweihen
den Bund unserer Väter?*

Die Formulierung lässt offen, ob hier von Gott oder einem anderen, in der Regel Abraham oder auch Jakob¹, als Vater gesprochen wird. Durch die Aufnahme der Begriffsfelder Schöpfung und Bund spielt der Ausspruch sozusagen mit zwei bzw. drei Optionen. Hinzu kommt natürlich die Frage, wer denn „Wir“ sind, die Bevölkerung Judas, die ganze Menschheit², von einem Gott geschaffen?

Im folgenden Beitrag sollen verschiedene Lesarten des Verses im Rahmen des Maleachi-Buches wie auch unter der Perspektive des *Tenach* durchgespielt werden. Welche Bedeutungsvarianten ergeben sich, setzt man Abraham, Jakob oder Gott selbst als den einen Vater voraus? Die Mütter werden aufgrund des begrenzten Rahmens des Beitrages über einen Exkurs eingefügt werden.

Die Väter, insbesondere Abraham, haben eine zentrale Rolle im Dialog zwischen Völkern und Religionen. Inwiefern das eine tragfähige Rolle sein kann, diese Frage soll perspektivisch zum Schluss noch einmal aufgegriffen werden. Dazu zwei Anregungen: In seinem Kommentar zum Buch Maleachi zeigt Rainer Kessler das Bild eines Gedenktuches zur Erinnerung an einen Feldgottesdienst im deutschen Kriegslager vor Metz 1870. Das Zitat aus Mal 2,10 ist aufgenommen, und die Einheit der Brüder unter einem Vater wird auf die Einheit der deutschen Waffenbrüder jüdischen und christlichen Glaubens gedeutet.³ Zudem gab es nach dem 11. September 2001 zahllose Ansätze, die Nähe der abrahamitischen Religionen untereinander herauszustreichen. „Abraham, unser Vater“ ist zum Leitwort vieler Veranstaltungen geworden. Doch inwiefern ist es gerechtfertigt und tragfähig, das Maleachi-Zitat in diesen Zusammenhang einzubringen?

I. DAS ZITAT IM KONTEXT DES MALEACHI-BUCHES

Der direkte Kontext der provozierenden Frage „Haben wir nicht alle einen Vater?“ gehört in die Situation der Einwohner des spätperserzeitlichen Juda im 4. Jhd. v. Chr. Der Abschnitt des prophetischen Textes, der durch die Frage eingeleitet wird, Mal 2,10-16, befasst sich mit Fragen der Wahrhaftigkeit (Treue und Redlichkeit) in Religionspraxis und Ehe. Indem die Verbindung untereinander vor Augen geführt wird, geschaffen von einem Gott, verbunden über einen Vater, betrifft jede Missachtung des Heiligtums bzw. der Heiligkeit Gottes, jede Verbindung mit Andersgläubigen und jede Ehescheidung nicht nur Einzelne, sondern die Gemeinschaft insgesamt. Treue wird überlebensnotwendig für die religiöse Gemeinschaft.

Auch in anderen Passagen des insgesamt kurzen Maleachi-Buches ist von einem Vater die Rede. In Mal 1,6 wird in einem Vergleich die Ehrerbietung eines Kindes für seinen Vater mit der Vaterrolle Gottes verglichen.

Und wenn ich Vater bin, wo ist meine Ehre? Und wenn ich Herr bin, wo ist meine Furcht, spricht der Herr Zebaoth zu euch, ihr Priester, die ihr meinen Namen verächtlich macht.

Gott verlangt als Vater die ihm gebührende Ehre. Adressiert sind in Kapitel 1 besonders die Priester, in Kapitel 2 wird die Perspektive ausgeweitet auf alle Mitglieder des Bundes. Ist also Gott der Vater, der die Gemeinschaft zusammenhält? Ist er der *eine* Vater?

Auch den Vätern kommt natürlich mit dem Hinweis auf den Bund der Väter⁴ eine besondere Rolle zu. Wer könnte nun aber gegenüber den Vätern der *Eine* sein? Namentlich wird in Maleachi nur Jakob genannt. In Mal 1,2 ist es die Liebe Gottes zu Jakob, die allen anderen Aussagen und Anfragen vorangestellt wird. In Mal 3,6-7 wird das Volk bezeichnet als *Kinder Jakobs* – mit dem Ton darauf, dass sie den Willen Gottes missachten, ihm den Zehnten vorenthalten und ihn somit betrügen. Einheit des Volkes steht hier im Kontrast zur vorauslaufenden Liebe Gottes, der das Volk nicht gerecht wird. Mit Jakob beginnt, auch nach dem Zeugnis des Pentateuch, die Volksgeschichte. Er wird Israel genannt, ist Vater der zwölf Stämme. Und ihm und seinen Nachkommen gehört die Liebe Gottes (vgl. Ps 47).

Natürlich besteht auch die Möglichkeit, dass mit dem „*einen*“ Vater auf Abraham gezielt wird. Auch Abraham wird zu einem Volk, einem großen Volk. In Jes 51,2 heißt es:

*Schaut auf Abraham, euren Vater,
und auf Sarah, die euch geboren hat.
Denn als ich ihn rief, war er nur einer,
dann aber habe ich ihn gesegnet und zahlreich gemacht.*

Jesaja greift an dieser Stelle auf die Verheißung an die Väter zurück, um dem Volk im Exil von der noch nicht eingelösten Verheißung und Zukunft zu erzählen.⁵ Die Erzeltern Abraham und Sarah stehen am Beginn der Verheißungen von Volkwerdung und Landgabe. Der Rückgriff auf sie eröffnet in der Jesaja-Passage den Blick in die Zukunft des Volkes nach dem Exil.

Verschiedene Möglichkeiten des Verstehens der rhetorischen Frage aus Mal 2 sind damit genannt. Ob nun Abraham oder Jakob, dessen Name gerade in der Heilsverkündung Jesajas als Anrede für das Volk eine große

Rolle spielt, gemeinsam ist beiden, dass sie mit dem Ende des Exils und in der beginnenden Perserzeit zu *Integrationsgestalten* werden. Die Geschichten der Genesis zu Abraham mögen dem Inhalt nach erheblich älter sein, niedergeschrieben wurden sie jedoch erst in Zeiten der Neuorientierung kurz vor dem Exil oder etwas später. Rückbindung an die Väter, an deren Bund mit Gott und die Treue der Väter zu Gott bis hin zur so unglaublich schwer zu verstehenden Passage von Gen 22 wird gerade in dem Moment zentral, wo das Königtum seine integrative Kraft verloren hat. Es wird damit in nachexilischer Zeit der Rückgriff auf eine organisatorische Idee greifbar, die sich auf dem genealogischen Prinzip gründet, auf die „abgestufte, aber wirksame Verwandtschaft aller mit allen. Unter diesen Umständen war der einzelne Mensch nur lebensfähig (und darum nur denkbar!) als Teil seiner blutmäßigen Primärgruppe, der Familie oder der Sippe.“⁶

Die Identifikation mit einzelnen Väter- und Müttergestalten dient bei Maleachi, um auf den eingangs genannten aktuellen Kontext zurückzuweisen, gerade nicht der Verbindung mit allen Menschen, sondern zuerst der eigenen Identitätsfindung.

II. GOTT – VATER UND SCHÖPFER

Dass über die Vaterrolle Gottes überhaupt nachgedacht und diskutiert werden muss, mag überraschen. Die Anrede oder auch die Bezeichnung Gottes als Vater findet sich im Neuen Testament ca. 260-mal. Die Vatergleichnisse sind dabei nicht eingerechnet. Der Vatername ist dem Christentum folglich als Anrede Gottes vertraut, die Jesus selbst gebraucht und die er an seine Nachfolger weitergibt. Sieht man also vom Appellativum *θεός* ab, so ist Vater der mit Abstand häufigste Name Gottes im Neuen Testament. Die Metapher ist zum Eigennamen geworden.⁷

In den Zeugnissen der hebräischen Bibel wird Gott nur 17-mal als Vater bezeichnet. Demgegenüber stehen etwa 7.000 Belege für das Tetragramm und ca. 2.600 für Elohim. Ähnliches gilt schließlich auch noch für das Judentum der zwischentestamentlichen Literatur. Häufiger verwendet wird der Vatername schließlich in frühchristlicher Zeit in den synagogalen Gebeten, allen voran im 18-Bitten-Gebet.⁸

Wie erklärt sich dieser Befund? Im alten Orient sieht das Bild anders aus. Der Gott *El* kann „Vater der Menschen“ genannt werden.⁹ Und Aspekte dessen, was Vaterschaft/Elternschaft eines Gottes in kanaanischem Umfeld ausmachte, schimmern noch in Dtn 32 durch. So heißt es in V. 18: „An den Fels, der dich gezeugt hat, dachtest du nicht mehr, und den Gott, der dich geboren hat, hast du vergessen.“

Die Zurückhaltung der alttestamentlichen Texte geht in der Regel wohl vor allem darauf zurück, dass eine direkte Linie der Verwandtschaft Gottes mit den Menschen oder gar der Gedanke der Zeugung vermieden werden soll. Allenfalls wenn diese alte Sprache aufgenommen, wenn in Bildern gesprochen wird, dann werden die Texte sozusagen mutig.

Im gleichen Text wird nun aber auch formuliert, was für die Verwendung des Relationsbegriffs *Vater* für Gott in der hebräischen Bibel bezeichnend ist, nämlich in Dtn 32,6: „... Ist er nicht dein Vater, der dich geschaffen hat, ist er es nicht, der dich gemacht und gefestigt hat?“ Vaterschaft Gottes und sein schöpferisches Handeln werden hier zusammengebracht. Der Vater hat geschaffen, nicht gezeugt¹⁰ oder geboren. Der Vater ist es, vor dem Israel nach Dtn 32,6 verantwortlich ist, und der Vater ist es schließlich auch, an den Israel sich in seiner Not wendet.

*Jes 63,16 Du bist doch unser Vater!
Abraham hat nichts von uns gewusst,
und Israel kennt uns nicht.
Du, HERR, bist unser Vater,
Unser-Erlöser-seit-uralten-Zeiten ist dein Name.*

Dabei geht die Klage des Volkes in Jes 63, für unseren Zusammenhang interessant, sogar so weit, zu sagen, dass nicht einmal Abraham und Israel/Jakob (vgl. Jes 41,8)¹¹ ausreichend von der Situation des Volkes wissen. Die Verbindung zu den Vätern wird nicht abgebrochen, doch sie wird hineingestellt in die Beziehung Gottes als Vater seines Volkes. Und während Dtn 32,6 den Gehorsam Israels als Ehrerbietung gegenüber dem Vatergott einfordert, greift das Klagegebet eben diese Beziehungsebene auf, um nun umgekehrt von Gott, Vater und Schöpfer, das entsprechende Eingreifen in Not einzufordern. Jes 64,6-8 ergänzen:

*64,6 denn du hast dein Angesicht vor uns verborgen
und hast uns zergehen lassen in der Macht unserer Schuld.*

7 Nun aber bist doch du, HERR, unser Vater!

*Wir sind der Ton und du unser Bildner,
und wir alle sind das Werk deiner Hand.*

*8 Zürne nicht zu sehr, HERR,
und denke nicht für immer an die Schuld.*

Sieh, schau doch: Wir alle sind dein Volk.

Gott, der Vater, kann sich nicht verborgen halten, auch nicht angesichts der Schuld des Volkes. Die Beziehung bleibt bestehen, wie eben die Tatsache, dass er dieses Volk gebildet hat, nicht rückgängig gemacht werden kann. Ein Bund kann zerbrechen, ja, der Töpfer könnte auch sein Werk zerstören, doch dies ändert nichts daran, dass er es einmal geformt und gebildet hat. Tragfähig ist nicht mehr das, was die Väter erfahren haben, tragfähig für ein Überleben des Volkes ist nur noch das, was in Gott selbst begründet ist, seine Schöpfermacht und seine väterliche Zuwendung.

EXKURS: DIE MÜTTER

Sind die Väter in den Texten außerhalb des Pentateuch nur relativ selten genannt, so umso seltener noch die Mütter. Das Zitat aus Jes 51 ist das einzige, in dem Sarah außerhalb des Pentateuch genannt wird. Eine weitere bewegende Stelle ist Jer 31,15:

So spricht der HERR:

*Horch! In Rama wird Wehklagen vernommen,
bitteres Weinen.*

*Rahel weint um ihre Kinder,
sie will sich nicht trösten lassen über ihre Kinder –
dass sie nicht mehr da sind.*

Rahel ist Mutter, Mutter des Volkes, um das sie weint und dessen Rückkehr aus dem Exil im Kontext des Kapitels Jer 31 nun verheißen wird. Doch auch für sie gilt, was gerade grundsätzlich gesagt wurde. Die Erzmütter spielen

in der Tradition der hebräischen Bibel außerhalb der Genesis kaum eine Rolle.¹² Dennoch ist Israel damit nicht mutterlos. An dieser Stelle soll nicht auf die metaphorische Rede von Gott, die ihn in beiderlei Rollen erscheinen lässt, eingegangen werden, sondern auf die Rolle Zions. Besonders in der prophetischen Sprache Jesajas, aber auch in den Klageliedern wird Zions Rolle als Mutter ihrer Bewohner manifestiert. Sie leidet mit ihnen, tritt für sie ein und erwartet schließlich mit Ende des Exils auch deren Rückkehr. Das Prinzip, das sich im Zusammenhang mit der Stadt, die Mutter für ihre Bewohner ist, zeigt, ist noch ein anderes als das, das die Erzmütter repräsentieren. Während die Identifikation über die Erzmütter dem genealogischen Prinzip folgt, ist es im Hinblick auf Zion ein geographisches. Die Stadt Zion, der Berg Zion, ist der Ort, den Gott sich zum Wohnort erwählt hat. Hier steht sein Tempel, hier findet Gottesbegegnung statt. Das zeichnet Zion in besonderer Weise aus. In der prophetischen Rede von Zion als Mutter werden diese Elemente weitergetragen und machen den Ort zur Heimat des Volkes, zum Kristallisationspunkt religiöser Identität. Versorgung, Sicherheit, Trost, Geborgenheit für die Kinder, all das spielt hinein in das Gesamtbild.

Zion kann auf diesem Wege sogar zum Gegenüber Gottes werden, kann seine Braut, seine Königin genannt werden. Ist sie damit Mutter des Volkes, so wie Gott, der Schöpfer, Vater ist? Hier ist zu unterscheiden, dass die Rede von Zion als Mutter in der Hauptsache in Vergleichen erfolgt. Ihre Rolle bezieht sich zudem vornehmlich auf das Sorgen und Versorgen, den Schutz ihrer Kinder. Im Gegensatz zur direkten Anrede Gottes als Vater, wie in Jes 63,16 oder 64,7, wird Zion von ihren Kindern nicht direkt angesprochen.

Und dennoch, die Grenzen sind auch hier nicht so scharf zu ziehen, wie es scheinen mag. Ein Ausnahmetext ist Ps 87. Er berührt diesen Grenzbereich der Mutterschaft Zions, und er geht noch einen Schritt weiter. Rahel ist noch Mutter des Volkes, doch Zion wird zur Mutter der Völker.

In Ps 87 heißt es:

*87,4 Ich halte in Erinnerung Rahab¹³ und Babel, die mich kennen,
siehe, Philistäa und Tyrus mit Kusch;
dieser ist dort geboren.*

5 Und Zion wird mitgeteilt:

*ein jeder ist in ihr geboren;
und er hat sie gegründet, der Höchste.*

Der Psalm ist nicht leicht zu greifen. In diesem Abschnitt werden die großen Regionen der bekannten Welt Zion zugeordnet. „Dieser ist dort geboren“ (V. 4) besagt zunächst nur, dass die Bewohner Ägyptens oder Babels dort ihren Geburtsort haben. Dennoch gilt von Zion, dass ein jeder in ihr geboren sei. Denjenigen, die Gott kennen, wird sozusagen eine doppelte Staatsbürgerschaft zugesprochen.

Die Lektüre der Septuaginta macht die Aussage insofern noch interessanter für diesen Zusammenhang, als es dort heißt: *Mutter Zion, wird ein Mensch sagen*. Zion ist Mutterstadt. Damit haben wir eine Spitzenausage vorliegen. Zion kann als Mutter angesprochen werden. Ein Mensch bekommt das Bürgerrecht in Zion, in der Stadt, deren Tore Gott liebt, die Stadt, die er liebt. Zion erlangt universale Bedeutung.

Damit ist nun noch einmal der Übergang gegeben, auch die universale Bedeutung der Väter in Augenschein zu nehmen.

III. GOTT, ABRAHAM UND DIE VÖLKER

Wiederum ist es ein Psalm, der die entscheidenden Stichworte aufgreift und der nationale Grenzen sprengt. Ps 47 eröffnet damit, dass die Völker zum Lobpreis Gottes aufgerufen werden. Der Text steigert sich bis zu V. 10 zu der Aussage, dass die Fürsten der Völker nun versammelt seien *als Volk des Gottes Abrahams*.¹⁴ Neben der Zusage von V. 5: „*Er erwählt uns unseren Erbbesitz, den Stolz Jakobs, den er liebt*“, der direkten Zuwendung Gottes zu Volk und Land in Jakob, steht die Hinwendung zu den Völkern, vermittelt über die Gestalt Abrahams. Es gilt noch einmal zu betonen: Es heißt nicht, dass sich die Völker und Könige *bei* oder *vor* dem Gott Abrahams versammeln, sondern *als Volk des Gottes Abrahams*, neben dem Volk Abrahams, und vor dem gleichen Gott. Abraham wird hier zu dem Katalysator, durch den die Völker vor Gott ebenfalls zu einem Volk zu werden. Die Aussage von Ps 47 ist singular. Und es erscheint mir nicht zufällig, dass es gerade im Psalter so gesagt wird. Es geht hier um den Lobpreis Gottes als König,

in den alle einstimmen, auch die Völker, die nach dem Zeugnis verschiedenster Psalmen dazu eingeladen sind.

PERSPEKTIVEN

Maleachi spricht von „dem einen Vater“, um Identität der Gemeinde bewusst zu machen. Das gelingt natürlich über die Vätergestalten Abraham oder Jakob. Die Gemeinde stammt von Jakob ab, alle sind untereinander Geschwister und so auch einander verpflichtet. Das stärkt die Gemeinschaft nach innen und schafft klare Grenzen nach außen. Nimmt man jedoch an, dass dieser *eine Vater*, auf den der Prophet sich bezieht, Gott ist, so kommt noch eine weitere Dimension hinzu, nämlich auch die Verpflichtung ihm gegenüber. Die Ehrerweisung, wie sie in Mal 1,6 eingefordert wird, spielt da eine zentrale Rolle. Sie zeigt sich in praktischer Umsetzung in der rechten Ausführung des Kultes, der Zehntgabe und der Ehegesetzgebung. Man könnte sagen, dass mit dem Vaterbegriff an dieser Stelle die verschiedenen Beziehungsdimensionen hineingeholt werden. Sie sollen, so im Falle der Aussagen Maleachis, schließlich der Lösung eines konkreten Problems dienen und reichen doch weiter. Was hält uns als Gemeinschaft zusammen, und welche Verantwortungen erwachsen daraus?

Was Maleachi in der besonderen Situation der jüdischen Gemeinde der Perserzeit notwendig schien, ist jedoch nicht die einzige Antwort, die das Alte Testament auf die Frage nach dem Vater und den Vätern kennt. Während Jakob auf Israel verweist, weist Abraham darüber hinaus. In ihm sind auch die Völker in die besondere Beziehung zu Gott hineingeholt. Bis hin zu der Rede davon, Volk des Gottes Abrahams werden zu können.

Ist das Maleachi-Zitat also doch für einen Dialog zwischen Völkern und Religionen fruchtbar zu machen? Ja, schon. Vielleicht sogar noch mehr, als es ein Verweis auf Gen 12 sein könnte, der den Segen für die Völker benennt, oder der Hinweis auf die Abstammung Isaaks und Ismaels. In Mal 2 wird die Bedeutung der geschwisterlichen Beziehung und Verantwortung unterstrichen – da geht es um die Binnenperspektive der Gemeinschaft. Ohne diese, d.h. die bewusste eigene Identität, kann Dialog nicht fruchtbar sein. In der Offenheit der Formulierung holt man mit Maleachi die Außenper-

spektive spätestens im Kontext der Genesis-Überlieferung wieder herein. Dann ist Abraham der Vater vieler Völker. Schließlich ist jedoch das Reden vom Vater des Volkes und vom Vater vieler Völker, das so sehr auf genealogische Verknüpfung zielt, nur dann zukunftsgerichtet, kommt auch Gott als Vater in den Blick. Dann geht es um mehr als um das Woher, dann geht es auch um das Wohin der Gemeinschaft, die – so wiederum die Rede von Gott als Vater in der späteren Prophetie – auch diesen in seine Verantwortung für die Gemeinschaft rufen darf.

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. zu den verschiedenen Vorschlägen Andrew E. Hill: *Malachi. A New Translation with Introduction and Commentary*. AncB, 25D, New York 1998, S. 224; Alexander von Bulmerincq: *Der Prophet Maleachi*, Bd. 2, Kommentar zum Buche des Propheten Maleachi, Teil 3: 2,10-3,3, Tartu (Dorpat) 1931, S. 243f.
- 2 Vgl. von Bulmerincq, *Der Prophet*, (Anm. 1), S. 245f.
- 3 Rainer Kessler: *Maleachi*, Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament (HThKAT), Stuttgart 2011, S. 217f.
- 4 Die Wendung wird außerhalb von Maleachi u.a. in Dtn 4,31 als Bund deiner Väter gebraucht, s.a. Jer 11,10 und 31,32.
- 5 Christoph Hardmeier: *Erzählen – Erzählung – Erzählgemeinschaft. Zur Rezeption der Abrahamerzählungen in der Exilsprophetie, Wort und Dienst* (WuD) 16 (1981), S. 27-47, S. 32.
- 6 Lothar Peritt: *Der Vater im Alten Testament*. In: Hermann Spieckermann (Hrsg.): *Lothar Peritt, Allein mit dem Wort*. Theologische Studien, Göttingen 1995, S. 81-131, S. 83.
- 7 Vgl. Reinhard Feldmeier, Hermann Spieckermann: *Der Gott der Lebendigen. Eine biblische Gotteslehre, Topoi Biblischer Theologie (TOBITH)*, Bd. 1, Tübingen 2011, S. 51.
- 8 Ebd., S. 52.
- 9 Vgl. Mark S. Smith: *The Early History of God*, San Francisco 1987, S. 10f. Feldmeier, Spieckermann, *Gott der Lebendigen* (Anm. 7), S. 54-56.
- 10 Zum Spezialfall Ps 2,7 vgl. Friedhelm Hartenstein, „Der im Himmel thront, lacht“ (Ps 2,4). Psalm 2 im Wandel religions- und theologiegeschichtlicher Kontexte. In: Dieter Sänger (Hrsg.): *Gottessohn und Menschensohn. Exegetische Studien zu zwei Paradigmen biblischer Intertextualität*, BThSt, 67, Neukirchen-Vluyn 2004, S. 158-183.
- 11 Zu Abraham, Israel oder Jakob bei Jesaja vgl. Johannes Goldenstein, *Das Gebet der Gottesknechte. Jesaja 63,7-64,11 im Jesajabuch*, WMANT 92, Neukirchen-Vluyn 2001, S. 90ff.
- 12 Zu Rahel vgl. neben Jer 31,15 auch 1 Sam 10,2; Ruth 4,11.
- 13 Rahab taucht als Name für Ägypten neben dieser Stelle auch in Jes 30,7 und 51,9 auf, als Meeresungeheuer jedoch in Ps 89,11; Hi 9,13; 26,12.
- 14 Bereits die Septuaginta schwächt ab: „Die Herrscher der Völker sind versammelt worden mit dem Gott Abrahams.“ Vor ihm zu erscheinen, entspricht eher gängigen Vorstellungen, als zu seinem Volk zu werden. Ψ 46,10: μετὰ τοῦ θεοῦ Ἀβρααμ. Vgl. dazu im Überblick Erich Zenger: *Der Gott Abrahams und die Völker*. In: Manfred Görg (Hrsg.): *Die Väter Israels. Beiträge zur Theologie der Patriarchenüberlieferungen im Alten Testament*, Festschrift für Josef Scharbert zum 70. Geburtstag, Stuttgart 1989, S. 413-430, 418f.

„Uns wird gewiß immer unvergeßlich bleiben, wie er bildend auf uns beide eingewirkt hat“ – David Friedländer als ideeller Vater der Brüder Humboldt?

Die Idee zu diesem Beitrag entstand aus meinem aktuellen DFG-Projekt „David Friedländer und Wilhelm von Humboldt im Gespräch“, bei dem es um die Rekonstruktion des Bildungskonzepts der Berliner jüdischen Aufklärung (*Haskala*) und der Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen *Haskala* und neuhumanistischer Bildungstheorie geht.¹ Die Fragestellung des Beitrags soll etwas anders gelagert sein, indem er das Augenmerk auf den „bildenden“ Einfluss des jüdischen Aufklärers David Friedländer (1750–1834) auf die persönliche Entwicklung der Brüder Wilhelm von Humboldt (1767–1835) und Alexander von Humboldt (1769–1859), jenseits aller politischen Interessen und Ambitionen, richtet.

Um plausibel machen zu können, dass oder inwieweit Friedländer tatsächlich eine ideelle Vaterfigur für die Brüder von Humboldt dargestellt haben könnte, sollen zunächst einige biographische Details zur frühen Jugendzeit der Brüder aufgezeigt, der Freundeskreis, den sie mit Friedländer teilten, kurz beschrieben und die Art ihres Briefwechsels beleuchtet werden, um dann Friedländers Interessen sowie sein Bildungsdenken in einigen zentralen Aspekten zu skizzieren. Auf die Ausgangsfrage zurückkommend,

wird schließlich Friedländers mögliche Vaterrolle sowie seine „bildende Einwirkung“ auf die beiden Brüder nachgezeichnet werden.

BIOGRAPHISCHE DETAILS ZUR JUGENDZEIT DER BRÜDER HUMBOLDT

Als Alexander und Wilhelm von Humboldts leiblicher Vater Alexander Georg von Humboldt (1720–1779) starb, waren die Brüder erst neun und elf Jahre alt. Mit dem Vater verloren sie nicht nur eine wichtige Bezugsperson, sondern vor allem auch denjenigen Teil ihrer Familie, der Leichtigkeit, Lebensfreude und Heiterkeit in ihr Elternhaus, das abseits von Berlin gelegene Schloss Tegel, gebracht hatte. Statt des vielseitig interessierten, weltoffenen und menschenfreundlichen Vaters übernahm nun die als „korrekt, steif und ernst“ charakterisierte Mutter, Marie Elisabeth (geb. Colomb, 1741–1796), die Hauptverantwortung für die Erziehung ihrer Söhne, die sie aber durch ihre beständige Kritik und Gefühlsarmut verunsicherte. Später beklagen sich beide Brüder unabhängig voneinander über die gleichmütige Kühle und emotionale Distanz ihrer häufig kränkelnden Mutter. Ihre späte Kindheit und frühe Jugend erleben sie als einsam, öde, freudlos, ja geradezu bedrückend und traurig, denn es mangelt ihnen an mütterlicher Liebe und an echten Freundschaften.²

Dem ausgeprägten Pflichtbewusstsein der Mutter ist es aber zu verdanken, dass sie für eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung ihrer Söhne durch ausgewählte Hauslehrer sorgte. Diese waren zumeist junge Gelehrte, wie sie selbst bürgerlicher Herkunft, zudem fähige Pädagogen mit einem reichhaltigen Wissensfundus. Als der Vater starb, wurde ihr privater Hofmeister Gottlob Christian Kunth (1757–1829) zur wichtigsten Leitfigur für Wilhelm und Alexander. Von ihm erwarben sie zwar vielseitige Kenntnisse, wuchsen aber ohne kindlichen Spielraum und unter ständiger korrigierender und kontrollierender Pedanterie auf. Kunth übernahm die Rolle eines Ersatzvaters, ohne den heiter-belebenden Part des Vaters auszufüllen. Sechs Jahre lang bestimmen „mütterliche Kälte und hofmeisterliche Kontrolle“ das Leben der jungen Brüder von Humboldt, die sich in dieser Zeit von den Menschen um sie herum unverstanden und gequält fühlten und so genötigt wurden, „jede freiere Äußerung ihres Charakters zu unterdrücken“.³

DER GEMEINSAME FREUNDESKREIS

Das Jahr 1784 brachte dann eine Wende dieser unglücklichen Lage. In Absprache mit Kunth beschloss Frau von Humboldt, ihre Söhne mit den geselligen Kreisen der Berliner Aufklärung in Kontakt zu bringen. Und so besuchten Wilhelm und Alexander erstmals das Haus des jüdischen Ehepaars Henriette und Marcus Herz.⁴ Zu den regelmäßigen Teilnehmern am literarischen Salon von Henriette Herz (1764–1847) und an den naturwissenschaftlich-philosophischen Vorlesungen von Marcus Herz (1747–1803) zählten von Anfang an Juden und Christen. Seit 1780 verkehrten hier nicht nur David Friedländer und dessen älterer Freund Moses Mendelssohn (1729–1786), sondern auch einflussreiche Literaten, Theologen, Pädagogen, Juristen und Staatsbeamte. Unter ihnen, um nur einige wenige zu nennen, Karl Philipp Moritz (1756–1793), Friedrich Nicolai (1733–1811), Karl Wilhelm Ramler (1725–1798), Johann Joachim Spalding (1714–1804) und Johann Friedrich Zöllner (1753–1804), zu dessen „Lesebuch für alle Stände“ sowohl Wilhelm von Humboldt als auch David Friedländer wenige Jahre später Beiträge lieferten.⁵ Der Doppelsalon Herz war Probestätte einer bürgerlichen Gesellschaft, in der man Standesgrenzen bewusst überschritt und religiöse und kulturelle Vielfalt als bereichernd empfand.

1785 verlegten die Brüder Humboldt ihren Hauptwohnsitz in die Berliner Stadtwohnung der Humboldts und erhielten nun Privatunterricht in Form von drei Vorlesungsreihen bei den Juristen Christian Wilhelm Dohm (1751–1820) und Ernst Ferdinand Klein (1744–1810) sowie bei dem Philosophen und Literaten Johann Jakob Engel (1741–1802)⁶, die zu den zentralen Persönlichkeiten der Berliner Aufklärung zählten und Stammgäste im Hause Herz waren. Spätestens in diesem Kreis, wahrscheinlich jedoch schon wesentlich früher durch Vermittlung Kunths, begegneten sich der jüdische Kaufmann David Friedländer und die 17 beziehungsweise 19 Jahre jüngeren Brüder von Humboldt zum ersten Mal. Mit dem Umzug in die Berliner Stadtwohnung ergab sich nun die Gelegenheit zu häufigen Zusammenkünften, die auch außerhalb der geselligen Kreise, im privaten Rahmen stattfanden. „Er war mit Engel der Freund unseres Hauses“⁷, erinnert sich Alexander von Humboldt später an diese Zeit. Tatsächlich war Johann Jakob Engel einer der engsten Freunde und Vertrauten David Friedländers.⁸

Wilhelm betont, er habe seine „erste bessere Bildung“ durch Engel bekommen, der ihn „äußerst lieb“ gewann und für den er „eine Anhänglichkeit“, „eine Achtung“ empfand, „eine Liebe, die in den höchsten Enthusiasmus übergang“.⁹ Dieser liebevolle Enthusiasmus deutet darauf hin, dass die Brüder Humboldt im Zusammensein mit Engel und Friedländer etwas von dem wiederfanden, was sie seit dem Tod ihres Vaters schmerzlich vermissten: emotionale Wärme und ungezwungenes Wohlwollen. Wilhelm fügte seiner positiven Beschreibung Engels jedoch auch hinzu, er verstehe „sich nur in intellektuellen Dingen“¹⁰, und gegenüber Friedländer äußert er: „Seine Freundschaft vertraute mir schon seit langer Zeit die Oberaufsicht über die ganze Gelehrsamkeit unseres Landes an.“¹¹

Während Wilhelm und Alexander also von Dohm, Klein und Engel ihren ersten wissenschaftlichen Unterricht in Geographie, Nationalökonomie, Naturrecht, Philosophie, Logik und Metaphysik erhielten, spielte David Friedländer eine andere, offensichtlich bedeutsame Rolle im Leben der jungen Humboldts. „In den frühesten, dankbarsten Erinnerungen meiner Jugend dämmert Ihres edlen geistreichen Vaters angenehme Persönlichkeit bei mir auf“, erinnert sich Alexander 1834, kurz nach Friedländers Tod, in einem Brief an dessen Söhne. Und beide Brüder sind sich noch Jahrzehnte nach der gemeinsam verlebten Zeit einig: Friedländer „gehörte zu denen, die wohlthätig auf meine Bildung, auf die Richtung meiner Ideen und Gefühle gewirkt haben“, so Alexander.¹²

FRIEDLÄNDERS MÖGLICHE VATERROLLE, ZUR ART DES BRIEFWECHSELS

Mit Friedländer trafen Alexander und Wilhelm auf einen Menschen, der im Charakter ihrem leiblichen Vater ähnelte. Beide wurden als heitere und unterhaltsame Menschenfreunde beschrieben, weltoffen, aufrichtig und vielseitig interessiert. Obwohl er nie studiert hatte, galt Friedländer als ein „Mann voller Gelehrsamkeit und der gehaltvollsten Cultur“.¹³ In den Augen von Marcus Herz war er das Beispiel eines Kaufmanns, dem es nicht nur um „das Gewinnen und unaufhörliche Vergrößern des Vermögens“ ging, sondern der ein „wahrer Wohltäter des Staats, Beförderer der Künste und

der Wissenschaften“ wie auch ein „Geliebter der Musen“ war.¹⁴ Sein förderndes Interesse für die Wissenschaften spiegelte sich später besonders auch in seiner finanziellen Unterstützung der ausgedehnten und kostspieligen Forschungsreisen Alexander von Humboldts wider.¹⁵ Früh schon war Friedländer Mentor jüngerer Gelehrter, auf die „besonders günstig seine feine Haltung und die Besonnenheit seiner Ausdrucksweise“ wirkte, wie ein Zeitzeuge berichtete. Er habe am meisten diejenigen an sich gezogen, „welche offen und freimütig ihre Ansichten darlegten. Der geringste Schatten von Heuchelei“ habe ihn „unwillig“ gemacht.¹⁶ Verstellung war in Friedländers Gegenwart also nicht nötig, freie Meinungsäußerung und individuelle Charaktereigenschaften dagegen durchaus erwünscht.

Die offene und heiter-lehrreiche Form des Gesprächs war Friedländer ein Ideal zwischenmenschlicher Kommunikation. Er formuliert es so: „Unsre Unterhaltung sei ohne grämliche Milzsucht, die leicht im frömmelnden Ton Vorwürfe gegen Andersdenkende aussprudelt, aber eben so weit von Spottgeist und Witzsucht entfernt. Jene wird endlich lästig und abschreckend, diese macht verdächtig und schwächt das Vertrauen. *Heiterer Ernst* ziemt uns, dieser erregt Aufmerksamkeit und unterhält sie. *Heiterer Ernst* führt zur Sammlung der Gedanken, und wirkt am kräftigsten auf gleichgestimmte Seelen.“¹⁷ In dieser heiter-lehrreichen Atmosphäre verbrachten die Brüder Humboldt viele Stunden der prägenden Zeit ihrer frühen Jugend gemeinsam mit Friedländer, der ihnen ein väterlicher Freund war. In dieser Rolle ersetzte Friedländer den gefühlvoll-wärmenden und vertrauensvoll-anererkennenden Part des Vaters.

Dass Wilhelm und Alexander von Humboldt in ihren Charakteren und Interessenlagen mit Friedländer „gleichgestimmt“, also durch eine Art Seelenverwandtschaft verbunden waren, geht deutlich aus dem überlieferten Briefwechsel hervor. Die Tonart ist heiter-vertraut, das gegenseitige Mitteilungsbedürfnis groß. Das wird besonders aus den frühen, zum Teil sehr ausführlichen Briefen Wilhelm von Humboldts an Friedländer deutlich. Später werden die Schreiben zwar kürzer, aber zumeist von der Übersendung ihrer frisch erschienenen Publikationen begleitet. So antwortet Wilhelm 1816, nachdem er Friedländers „Reden der Erbauung gebildeter Israeliten gewidmet“ (1815) erhalten hat: „Jeder Beweis gültiger und freundschaftlicher

Erinnerung an die Zeit wo mein Bruder und ich uns Ihrer belehrenden Teilnahme erfreuten, ist mir zu erwünscht, als daß ich nicht eilen sollte, Ihnen [...] für die Übersendung Ihrer ‚Reden‘ zu danken.“¹⁸

Als die Brüder erstmals von Berlin weg sind, um in Frankfurt an der Oder zu studieren, werden sie von Friedländer besucht, der als Kaufmann regelmäßig auf Messereisen ist. Alexander schreibt ihm von hier aus: „Mit Verlangen sehe ich der künftigen Messe entgegen, weil dann einer meiner wärmsten Wünsche in Erfüllung geht, der Wunsch, Ihnen mündlich zu sagen, wie über alles schätzbar mir Ihre Liebe und Ihr Andenken ist.“¹⁹ Das war 1787. Zwölf Jahre später schreibt er aus Madrid an Friedländer, schildert ihm in vielen Einzelheiten seine geplante Expedition nach Südamerika, berichtet über sein Vorhaben eines „großen Werks über die Natur“ und beendet seinen Brief mit den Worten „Dies schrieb ich, weil es mir so wichtig ist von einem Freunde, wie Sie, verstanden zu werden.“²⁰ Nachdem Alexander von seiner Amerikareise zurückgekehrt ist, schickt er Friedländer aus Paris ein eigenes Portrait: „Hier, mein Teurer, ich selbst, *ernst und still auf dem Stuhle sitzend*“, kommentiert er es.²¹ Die Briefe sind immer voller Anteilnahme am Leben des anderen; so schreibt Wilhelm an David Friedländers Sohn Moses, nachdem dessen Mutter gestorben ist:

*Mein Bruder und ich haben mit inniger Teilnahme den Tod Ihrer Frau Mutter erfahren, und sind tief über das Andenken gerührt gewesen, das sie uns beiden erhalten hat. Wir kannten die Verewigte und die treflichen Eigenschaften ihres Charakters zu gut, um nicht den Schmerz zu fühlen, welchen ihr Verlust Ew. Wohlgeb. und Ihrem würdigen Herrn Vater verursachen muß. Seyn Sie so gütig, ihm zu versichern, und seyn Sie selbst überzeugt, daß wir beide immer den lebhaftesten u. aufrichtigsten Antheil an Allem nehmen werden, was Ihnen begegnet, und daß uns die Fortdauer auch ihrer beiderseitigen Freundschaft immer unschätzbar bleiben wird.*²²

In ihren Briefen erinnern sich die Brüder Humboldt an eine Zeit, in der sie selbst noch kaum mit der „Welt“ in Kontakt getreten waren, die beide später so intensiv beschäftigen wird. Wilhelm und Alexander sind noch weit davon entfernt, die bedeutenden Gelehrten zu sein, die zu Weltruhm gelang-

ten, sei es als Staatsmann, Bildungsreformer und Mitbegründer der Berliner Universität, sei es als Sprach- oder Naturforscher. Friedländers „bildende Einwirkung“ oder „belehrende Teilnahme“, wie sie es ausdrückten, fand statt, bevor die Brüder im Oktober 1787 zum ersten Mal Berlin verließen.

FRIEDLÄNDERS INTERESSEN, AKTIVITÄTEN UND BILDUNGSDENKEN

Während der gemeinsam verbrachten Jahre boten Geselligkeiten und Freundschaften Friedländer ein weites Feld für soziale Interaktion und bildende Wechselwirkung. In seinem kommunikativen Umfeld brachte Friedländer zur Diskussion, womit er sich gerade intensiv beschäftigte. Dies waren vor allem erziehungsprogrammatische Fragestellungen, die sich aus der von ihm mitbegründeten jüdischen Freischule ergaben. In dieser Zeit begann Friedländer, öffentliche Vorlesungen über Moral und Handel zu halten²³, und er arbeitete an Übersetzungen aus der hebräischen Bibel, mit denen er und andere jüdische Aufklärer einen neuen, zeitgemäßen und bildenden Zugang zu deren Inhalten schaffen wollten. In diesem Zusammenhang sprach Friedländer von den „Lehren der Geselligkeit“, die er neben weiteren Lehren, wie der des „sittlichen Verhaltens“, der „gegenseitigen Dienstleistung“ und besonders auch der Lehre „von der Verträglichkeit mit anders Denkenden“ aus der Bibel ableitete.²⁴ Freundschaften, Geselligkeiten und wechselseitiger Austausch gehörten unentbehrlich zu Friedländers Bildungsdenken. Grundlage seines Konzepts war die *allgemeine Menschenbildung* als Basis eines *Interaktionsmodells*, das über alle Standesgrenzen und Religionsdifferenzen hinweg Kommunikation und soziales Miteinander ermöglichte. Es ging dabei vor allem um die moralische Bildung des Menschen, also um Gesinnungsbildung, nicht um höhere Gelehrsamkeit. „Wir wollen keine gelehrten Grammatiker, Sprachforscher, oder Altertumskenner, sondern gute und moralische Menschen bilden“, sagt Friedländer nachdrücklich.²⁵ Ihm zufolge ist Gesinnung mit Religiosität gleichzusetzen: „Sie ist die *Fertigkeit*, die Lehrsätze der Tugend bei allen Handlungen des Lebens, stets wirken zu lassen [...]. *Religiosität*, ist die erhabenste Blüte der menschlichen Seele; der Grundcharakter der Menschheit.“²⁶ Jeder Mensch besitze die Anlage dazu und müsse sie weiter fortentwickeln. Mit diesem Gedanken verbindet Fried-

länder ein Plädoyer für Toleranz und Humanität: „Es ist mehr als Vermessenheit diese ursprüngliche Anlage, diesen angeborenen Sinn irgend einem menschlichen Wesen abstreiten oder nur Bekennern einer gewissen Religion zueignen zu wollen“, sagt er.²⁷ In diesem Sinne kritisiert auch Wilhelm von Humboldt als Leiter der Sektion für Kultus und öffentlichen Unterricht einen vorliegenden Reformentwurf zur staatsbürgerlichen Gleichstellung der Juden, weil er seiner Meinung nach „die moralische Herabwürdigung auf eine beinahe empörende Weise“ ausspreche, denn indem er den Juden einerseits „eine hohe Verstandeskultur wenigstens als vollkommen möglich“ zuschreibe, beraube er sie andererseits „alles Vertrauens auf Rechtschaffenheit, Treue und Wahrheitsliebe“, so Humboldt.²⁸

Da sich der Mensch die biblischen Lehrsätze „zu Regeln seines Lebens machen“ soll, ist Religion in Friedländers Augen „die wichtigste Angelegenheit des Menschen“. Trotzdem war es kein jüdisch-christliches Religionsgespräch im üblichen Sinn, das er mit den Brüdern Humboldt führte, sondern eher eine gemeinsame Überlegung, innerhalb des Verschiedenen das Gemeinsame verbindend wirken zu lassen. Es sei von Vorteil, wenn „die Kinder aller Confessionen in früher Jugend sich kennen, ertragen und lieben lernen“²⁹, denn „die Banden der Geselligkeit und Liebe verbinden die Menschen enger und genauer als die Gesetze selbst; und nur durch diese kann ich den Zweck erreichen, mit meinen Mitbürgern in Einverständnis, Frieden und Freundschaft zu leben“, so Friedländer.³⁰ Durch die Aufklärung hätten die Menschen „den eigentlichen Wert des Menschen“ kennengelernt, was sie geselliger mache:

*Dieses ist es, was gegenseitige Liebe, Achtung und Vertrauen einflößt, dieses verschmelzt die verschiedensten Klassen, bei dem größten Abstand der Glücksgüter und des Ranges, in Eine Familie, lehrt sie sich einander schätzen, lieben und dienen, und auf diese Weise [...] Glück, Segen und Freude vermehren.*³¹

Geleitet von dieser Devise, machte Friedländer Wilhelm und Alexander bekannt mit der toleranten Weisheit des Rabbi Hillel und dessen „negativem Moralgesetz“³², ausgehend von Hillels Auslegung, wonach das biblische Sozialgesetz der Nächstenliebe (3. Mose 19,18) „Hauptpfeiler der H. Schrift“

und „alles übrige nur Kommentar“ sei.³³ „Schließen Sie mich in das Gebet Rabbi Hillels ein“, schreibt Alexander 1787 an Friedländer.³⁴ Es sind Angelegenheiten, die „die ganze Menschheit“ interessieren³⁵, über die sie im Gespräch sind: „Der Mensch, seine Fähigkeiten, seine Vollkommenheiten, seine Pflichten, seine Bestimmung, sind für den Menschen der wichtigste Gegenstand der Unterhaltung“, sagt Friedländer³⁶, und mit einer übereinstimmenden Denkbewegung sagt auch Wilhelm von Humboldt: „im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Wert geben“.³⁷

Friedländer schöpfte sein Bildungsdenken wesentlich aus der hebräischen Bibel, deren moralbildende Wirkung und überragende Bildungsfähigkeit er hervorhob. Jedes Individuum, wie die ganze menschliche Gesellschaft, besitze in der Heiligen Schrift das höchste Gut, einen „unaussprechlichen Schatz von Wahrheiten, eine unerschöpfliche Quelle der herrlichsten Lehren [...], wie sie kein Profan-Schriftsteller aufweisen“ könne, so Friedländer.³⁸ Wilhelm von Humboldt pflichtete dem bei:

Zu den kraftvollsten, reinsten und schönsten Stimmen, die aus grauem Alterthum zu uns herübergekommen sind, gehören die Bücher des Alten Testaments, und man kann es nie genug unserer Sprache verdanken, daß sie auch in der Übersetzung so wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es nicht möglich wäre, etwas so Großes, Reiches und Mannichfaltiges zusammenzubringen, als die Bibel.³⁹

Entsprechend ist die Bibel für Friedländer eine einzigartige Quelle der geistigen Inspiration:

an keinem Buche der Welt hat der Scharfsinn sich so geübt. Keines enthält solche erhabene Schönheiten und tief sinnige Wahrheiten. Das göttliche Gesetzbuch ist der Born, aus welchem Myriaden von Menschen neue Ideen geschöpft, oder noch schöpfen werden“, denn je „mehr der Forschungen je reichhaltiger werden ihre Aufschlüsse.“⁴⁰

„In allen H. Urkunden“ sieht Friedländer „die dringendsten Aufforderungen Weisheit und Kenntniss zu vermehren“ und „Klarheit in den Begriffen zu verbreiten“.⁴¹ Er folgert daraus:

*Wir Israeliten, sind durch den Gesetzgeber Moses, durch alle Propheten, Redner und Sänger angewiesen, Verstand und Vernunft auszubilden, die Urkunden als Quellen der Erkenntnisse zu unsrer Veredlung zu gebrauchen, und dadurch den reinen Geist der Religion aufzufassen.*⁴²

Die Erkenntnis der wahren, echten, „von der Vernunft anerkannten Religion“ richtet sich nicht gegen Andersgläubige: „Wir kennen keinen Unterschied zwischen Mensch und Mensch in dieser Hinsicht“, sagt Friedländer.⁴³ Aufgabe der Juden sei es aber, die religiösen Lehren „aufzubewahren, und durch Beispiel zu lehren“, also selbst entsprechend der biblischen Beispiele Vorbild für andere zu sein und die

*heilbringenden Lehren, durch Verbreitung der heiligen Urkunden, fremden Nationen mitzuteilen, um mit ihnen gemeinschaftlich das ewige Wesen anzubeten.*⁴⁴

Nicht nur für alle Generationen der Juden ist das biblische „Israel“ also „Werkzeug der Bildung“⁴⁵, sondern auch für andere Völker und Nationen. Als väterlicher Freund übernahm Friedländer diese bildende Aufgabe im Umgang mit den Brüdern von Humboldt.

Die Lehrsätze der Religion seien allgemein und jederzeit gültig, dabei nicht autoritär, sondern einzig und allein auf *Überzeugung* beruhend. Es gehe darum, die Dinge zu ergründen, „was sie wirklich, ihrem Wesen nach, sind“.⁴⁶ Nicht nur die Vernunft und das Bedürfnis des menschlichen Geistes fordere diese Untersuchung, sondern auch die Heilige Schrift, die die Befolgung ihrer Vorschriften „nur nach Überlegung und Erwägung der Gründe“ verlange und „voll der Aufmunterungen zum Nachdenken“ sei, „diesem charakteristischen Zeichen der Geister, zu welchen der Mensch gehört“, so Friedländer.⁴⁷ Die so gewonnene Überzeugung basiere auf „geprüften Grundsätzen“⁴⁸, untermauert von eigenen Erfahrungen. In diesem Sinne sagt auch Wilhelm von Humboldt: „Das nachdenkende, betrachtende, forschende Leben ist eigentlich das höchste.“⁴⁹

Weil für alle Beschäftigungen des Menschen „Gewissen“ und „Würde“ vorausgesetzt würden⁵⁰, bildeten Moral, Tugenden und Sittlichkeit im

Bildungsdenken Friedländers das unerschütterliche Fundament *allgemeiner Menschenbildung*. Zusammen mit seiner Abhandlung „Über den besten Gebrauch der heiligen Schrift in pädagogischer Rücksicht“ schickte er 1788 seine Übersetzung von *Kohélet* (Der Prediger) an Wilhelm von Humboldt. Ausführlich antwortet dieser, er habe in dem Aufsatz

ganz die edle Wärme, den tätigen Eifer für die Ausbreitung nützlicher Wahrheiten wiedergefunden, der mir auch Ihre Gespräche sonst so interessant und so lehrreich machte, und mich mit tiefer Achtung für den Mann erfüllte, der sich davon durchdrungen fühlt.

Und Humboldt fügt hinzu:

Schon der Gegenstand, den Sie bearbeitet haben, zog mich an. Mich dünkt immer, die wichtigsten Untersuchungen sind die, welche unmittelbar auf das praktische Leben gehen, welche sich mit der Natur – der leblosen oder der lebendigen, physischen oder moralischen – beschäftigen. [...] Ganz spekulative Wissenschaften haben auch immer etwas Troknes und Einseitiges, da sie lauter einfache, abgezogene Begriffe behandeln. Wie mannigfaltig, wie vielseitig sind hingegen alle die Wissenschaften, welche die wirkliche Natur, den wirklichen Menschen, und – um bei diesen stehn zu bleiben – vorzüglich den moralischen Menschen zum Gegenstand haben.⁵¹

Friedländer zustimmend, fährt Wilhelm fort:

Der moralische Unterricht wirkt immer nur in dem Grade, in dem er individuell ist, und schon längst schien es mir, als verbände man zu wenig Menschenkenntnis, zu wenig genaue Schilderung der Lagen und Verhältnisse der Menschen gegen einander damit. Darum halt' ich es für so überaus zweckmäßig, die ganze Sittenlehre nicht aus allgemeinen Grundsätzen durch schulgerechte Schlüsse herzuleiten, sondern aus der Natur unsrer Empfindungen, und aus der Lage, in der wir in der Gesellschaft sind.

Durch „Umgang“ müsse man wirken, „aufs Herz wirken“⁵².

Es war aber nicht die Bibel allein, aus der Friedländer seine Morallehre zog, sondern auch zeitgenössische Schriften, darunter in erster Linie die der Popularphilosophen Moses Mendelssohn (1729–1886) und Christian Garve (1742–1798). 1819 sandte Friedländer seine eben erschienene Veröffentlichung „Moses Mendelssohn, Fragmente von ihm und über ihn“ (Berlin 1819) an Wilhelm, der umgehend antwortete, er freue sich „vorzüglich“, „über *Mendelssohn* zu lesen. Alles, was mich an die Zeit, in der er blühte“, erinnere, sei ihm „erfreulich“. ⁵³ Und noch Jahrzehnte später schrieb der greise Alexander von Humboldt, Mendelssohn habe „auf die Erziehung, welche ich und mein Bruder in der vorsündfluthlichen Zeit genossen, Einfluss ausgeübt“. ⁵⁴ Welchen Einfluss Mendelssohn tatsächlich „auf die Bildung der Brüder Humboldt ausgeübt hat, ist ein Streitfall der Historiker“. ⁵⁵ Während es „keine eindeutigen Belege“ für eine persönliche Bekanntschaft mit Moses Mendelssohn gebe, könne allerdings an „dem indirekten Einfluss Mendelssohns auf das Denken insbesondere Wilhelm v. Humboldts keinerlei Zweifel bestehen“. ⁵⁶ Dass zu dieser indirekten Einflussnahme David Friedländer sehr wesentlich beitrug, bleibt nahezu unbeachtet. ⁵⁷ Ebenso dessen Rezeption der Schriften des Breslauer Gelehrten Christian Garve. Garves „Philosophische Anmerkungen und Abhandlungen zu Cicero’s Büchern von den Pflichten“ (1783) diente Friedländer zur Grundlage seiner Abhandlung „Über die Moral des Kaufmanns“, die 1785 entstand, also zu einer Zeit, in der er oft mit den Brüdern von Humboldt zusammentraf. Als Wilhelm 1791 heiratete und Berlin verließ, schenkte er Friedländer ein Buch Garves zum Abschied: „Meinem teuren, und ewig unvergesslichen David Friedländer zum Andenken an seinen Freund“, lautet seine Widmung. ⁵⁸ Später äußert Humboldt sich über den ideellen Wert einer solchen Gabe:

Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu einem freundschaftlichen Geschenk eignet. Man liest es oft, man kehrt oft dazu zurück, man naht sich ihm aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas, einen Hausrath so in jedem gleichgültigen Augenblick des Lebens, und erinnert sich so immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses. ⁵⁹

FRIEDLÄNDERS „BILDENDE EINWIRKUNG“ IM LEBEN
DER BRÜDER VON HUMBOLDT

Aus Friedländers Aussagen zur hebräischen Bibel („heiligen Schrift“) wird deutlich, dass er die religiösen Lehrsätze als eine besondere Form von Wissen betrachtet, das zwar gegeben, jeder Einzelne aber gehalten ist, sich selbst anzueignen und an die folgenden Generationen weiterzuvermitteln. Dieses Wissen begann mit den (Ur-)Vätern: Mose empfing es, gab es weiter an Joshua, dieser an die Ältesten, dann an die Propheten usw. Darüber reflektiert der Mischna-Traktat *Pirke Avot*, „Sprüche der Väter“, den Friedländer übersetzte und seiner deutschen Ausgabe der jüdischen Gebete beifügte. Entsprechend dieser Wissenstradition sagt Friedländer, die Religionslehren müssten durch lebendigen Unterricht eines älteren Menschen, der sie „selbst erwogen, oder, als ein Vermächtnis eines älteren und weisen Freundes, lange schon“ besitze, vermittelt werden.⁶⁰ Für Wilhelm und Alexander von Humboldt wurde David Friedländer zu einem solchen väterlichen Freund, dem es darum ging, Wissen und Erkenntnisse zu vermitteln, die zum eigenständigen Leben befähigten, die zur Reife bildeten. Friedländer mag diese ideelle Vaterschaft bewusst angenommen haben. Was die Brüder durch ihn erfuhren, war keine erzieherische Macht, sondern positive Würdigung der jugendlichen Menschen in ihrer je eigenen Individualität. In Wilhelm von Humboldt erkannte Friedländer bald schon einen „blühenden Jüngling“, der „reife und gediegene Früchte“ versprach.⁶¹ Und auch Alexander erinnerte sich mit „Freude“ daran, Friedländers „Wohlwollen [...] besonders in reichem Maße“ genossen zu haben.⁶² Durch diese väterliche Wertschätzung entstand eine lebenslange liebevolle Bindung zwischen ihnen, die ihren Ausdruck in dem nie abgebrochenen Briefwechsel fand. „Treue und Verlässlichkeit gehören [...] zu den konstitutiven Elementen eines biblisch orientierten Vaterbildes.“⁶³ Friedländer behielt seine „Kinder“ im Blick und sie ihn. In der Rückschau bekennt Wilhelm, es habe ihn „ungemein gefreut“, dass sich Friedländer „noch bisweilen mit meinem Bruder und mir in Gedanken beschäftigt“ habe.

Uns wird gewiß immer unvergeßlich bleiben, wie er bildend auf uns beide eingewirkt hat. Durch das große Wohlwollen, das er uns schon

*in der frühesten Zeit schenkte, war er aufmunternd und anregend, sowie durch seinen hellen Verstand, seine fast nie unterbrochene Heiterkeit und seine beständige Richtung auf eine innere oder äußere nützliche Tätigkeit unterhaltend und belehrend für uns.*⁶⁴

Auch in der Unterweisung von Moral, Tugenden und Sittlichkeit kann Friedländers Vaterrolle gegenüber den Brüdern Humboldt geltend gemacht werden. Dies manifestiert sich gerade in der von den Brüdern beständig vergegenwärtigten Heiterkeit Friedländers, der die „heiter ernsthafte Stimmung des Gemüts“ zum Lebensprinzip machte. In den Heiligen Urkunden liege ein „Bündel von Lehrsätzen“ zur „Belehrung und Erheiterung“ und sei dem aufmerksam forschenden Menschen unentbehrlich, denn die „Übereinstimmung seiner Pflichten mit dem Willen Gottes“ verursache dem Menschen „erheiternde Empfindung“⁶⁵, lehrte er einerseits, andererseits aber auch, dass die Fähigkeit zur kritischen Meinungsfreiheit, der Widerstand gegen Vorurteile und Missbräuche sowie eine unvoreingenommene Objektivität das Leben erheitere. „Was heiter macht, ist entweder die ruhig besonnene Klarheit des Geistes und der Gedanken, oder das Bewußtsein einer frohen, aber des Menschen würdigen Empfindung“, reflektiert Wilhelm 1835, kurz vor seinem Tod. Und er fährt fort:

*Man kann nicht Heiterkeit moralisch gebieten, aber nichtsdestoweniger ist sie die Krone schöner Sittlichkeit. Denn die Pflichtgemäßheit ist nicht der Endpunkt der Moralität, vielmehr nur ihre unerlässliche Grundlage. Das Höchste ist der sittlich-schöne Charakter, der durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, den edlen Widerwillen gegen alles Unreine, Unzarte und Unfeine, und durch die tiefempfundene Liebe zum rein Guten und Wahren gebildet wird. In einem solchen Charakter herrscht die Heiterkeit von selbst.*⁶⁶

Ohne moralisierend zu wirken, übernahm Friedländer mit seiner ideellen Vaterrolle die Funktion eines sittlichen Vorbilds. Damit verbunden vermittelte er den Brüdern von Humboldt nicht nur Pflichterfüllung und das Handeln nach geprüften Grundsätzen, sondern er ermutigte sie auch zur Geistesfreiheit, zur Selbstfindung, Selbstentfaltung und Selbstbildung nach ihren eigenen Bedürfnissen und individuellen Interessenlagen, die nicht mit dem

übereinstimmten, was die Mutter und Kunth für sie vorgesehen hatten. „Es ist doch in der Tat traurig, wie man so lange gegängelt, geführt, abgehalten wird, irgendeine eigne Erfahrung zu machen“, klagt Wilhelm, nachdem er Frankfurt an der Oder verlassen hat, wo er an der Universität unter Kunths Obhut zum Juristen ausgebildet werden sollte.⁶⁷ Friedländer unterstützte den unabhängigen Forscherdrang und die Ausrichtung auf Erkenntnisgewinn auf jedem Wissensgebiet. Kurz vor seiner Amerikareise schreibt Alexander aus Madrid über seine Forschungspläne an Friedländer: „Ich weiß wohl daß ich meinem großen Werk, über die Natur, nicht gewachsen bin, aber dieses ewige Treiben in mir (als wären es 10.000 Säue) wird nur durch die stete Richtung nach etwas Großem u Bleibendem erhalten.“⁶⁸ Er ist sich gewiss, von Friedländer verstanden zu werden.

Und so war Friedländer den Brüdern ideeller Vater im Sinne einer bestimmten, selbstreflektierenden Lebens- und Geisteshaltung, die Vielfalt als Bereicherung empfindet und dem anderen tolerant gegenübertritt. Und gerade darin ist ihre Gemeinsamkeit zu sehen: je nach ihrem individuellen Interesse in der Vielfalt das Verbindende ergründen zu wollen. Bei Alexander von Humboldt war dies „das Zusammen- und Ineinander-Wirken aller Naturkräfte“⁶⁹, bei David Friedländer waren es die verschiedenen Religionen, in deren Lehren er Übereinstimmung in den ewigen Wahrheiten erkannte, bei Wilhelm von Humboldt waren es zuerst die verschiedenen Nationalcharaktere, dann die Sprachen, deren Gemeinsamkeiten er zu ergründen suchte.⁷⁰ In ihrem Streben, die Einheit von Natur und Menschheit zu ergründen, in ihrer Fähigkeit zum Zusammendenken und in ihrem Bemühen um Vermittlung zwischen den Kulturen und Religionen waren sie „gleichgestimmte Seelen“.

ANMERKUNGEN

- 1 Die Ergebnisse des Projekts werden veröffentlicht in: Uta Lohmann: David Friedländer und Wilhelm von Humboldt im Gespräch. Zur Wechselwirkung zwischen jüdischer Aufklärung und Neuhumanismus, Münster und New York 2017 (Jüdische Bildungsgeschichte in Deutschland, im Erscheinen). Hier wird u.a. auch der Briefwechsel zwischen David Friedländer und den Brüdern von Humboldt neu ediert.
- 2 Vgl. Manfred Geier: Die Brüder Humboldt. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 2009, S. 19-26. Siehe auch Albert Leitzmann über Wilhelm von Humboldt: „Öde und freudlos dahinwelkend nennt Humboldt einmal seine Kindheit, traurig seine Jugend. Wir verstehen das völlig, wenn wir in die Atmosphäre seines elterlichen Hauses blicken, in der der am 22. Juni 1767 Geborene zusammen mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Alexander aufwuchs. Durch den unerwartet frühen Tod des Vaters, den der damals Zwölfjährige schwärmerisch geliebt hatte, weil er als einziger seinem weichen und liebedürstenden Wesen verstehend entgegengekommen war, war das einzige belebende und anregende Element aus dem Elternhaus geschwunden“; Albert Leitzmann (Hrsg.): Die Brautbriefe Wilhelms und Karolins von Humboldt, Leipzig 1921, Einleitung, S. VII.
- 3 Geier: Brüder Humboldt (Anm. 2), S. 28 und S. 26.
- 4 Vgl. das Verzeichnis der Salongäste in Detlef Gaus: Geselligkeit und Gesellige. Bildung, Bürgertum und bildungsbürgerliche Kultur um 1800. Stuttgart

- und Weimar 1998, S. 375-431. Zu den Geselligkeiten im Hause Herz vgl. auch Uta Lohmann: David Friedländer. Reformpolitik im Zeichen von Aufklärung und Emanzipation – Kontexte des preußischen Judenedikts vom 11. März 1812, Hannover 2013, S. 101-103.
- 5 Sowohl Marcus Herz als auch Zöllner sind u.a. in einem Brief erwähnt, den Alexander von Humboldt am 11. April 1799 aus Madrid an Friedländer sandte; vgl. Gotthold Lessing (Hrsg.): Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung. Zweiter Band. Handschriftensammlung Teil 2: Deutschland. Bearbeitet von Arend Buchholtz, Berlin 1915, S. 111f.
 - 6 Vgl. dazu Christina M. Sauter: Wilhelm von Humboldt und die deutsche Aufklärung, Berlin 1989, S. 46-121.
 - 7 Alexander von Humboldt an Benoni Friedländer, 27. Dezember 1834; zit. nach Julius Löwenberg: Wilhelm und Alexander v. Humboldt im Verkehr mit ihren ältesten jüdischen Freunden. In: Kalender und Jahrbuch für Israeliten XII (1865–1866), S. 70.
 - 8 Vgl. Lohmann, Uta: David Friedländers Freundschaft mit dem Kreis der Berliner Mittwochsgesellschaft und seine ‚Aufklärung über Juden‘. In: Berliner Aufklärung. Kulturwissenschaftliche Studien 4 (2011), S. 101-107.
 - 9 Wilhelm von Humboldt an Caroline von Dacheröden, 12. November 1790; zit. nach Leitzmann (Hrsg.): Brautbriefe (Anm. 2), S. 260f.
 - 10 Ebd., S. 261.
 - 11 Wilhelm von Humboldt an David Friedländer, 19. Dezember 1787; zit. nach Löwenberg: Humboldt (Anm. 7), S. 44.
 - 12 Alexander von Humboldt an Benoni

- Friedländer, 27. Dezember 1834; zit. nach ebd., S. 70.
- 13 Johann Friedrich Abegg: Reisetagebuch von 1798. Hrsg. von Walter und Jolanda Abegg in Zusammenarbeit mit Zwi Batscha, Frankfurt/M. 1976, S. 103.
- 14 Marcus Herz: Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit, Leipzig und Mietau 1776, S. 144-147.
- 15 Vgl. dazu den oben erwähnten Brief Alexander von Humboldts an David Friedländer vom 11. April 1799 aus Madrid.
- 16 Isaak Markus Jost: David Friedländer. In: Museum für die Israelitische Jugend. In Verbindung mit mehreren Gelehrten. Hrsg. von K. Klein, Bd. 1, Stuttgart 1855, S. 151.
- 17 David Friedländer: Religion und Vernunft. In: Reden der Erbauung gebildeter Israeliten gewidmet. Für Gönner und Freunde. Erste Folge, Berlin 1817, S. 3-65, hier S. 7. Hervorhebung im Original.
- 18 Wilhelm von Humboldt an David Friedländer, 17. Januar 1816; zit. nach Lessing (Hrsg.): Bücher- und Handschriftensammlung (Anm. 5), S. 414. Vgl. auch Wilhelm von Humboldt an David Friedländer am 13. Juni 1821 (ebd.) sowie Wilhelm von Humboldt an David Friedländer am 11. August 1816 und am 23. Oktober 1826, in: Immanuel Heinrich Ritter: David Friedländer. Sein Leben und sein Wirken im Zusammenhange mit den gleichzeitigen Culturverhältnissen und Reformbestrebungen im Judenthum dargestellt, Berlin 1861, S. 35f.
- 19 Alexander von Humboldt an David Friedländer, 19. Dezember 1787; zit. nach Löwenberg: Humboldt (Anm. 7), S. 45.
- 20 Alexander von Humboldt an David Friedländer, 11. April 1799; zit. nach Lessing (Hrsg.): Bücher- und Handschriftensammlung (Anm. 5), S. 112.
- 21 Alexander von Humboldt an David Friedländer, Anfang 1805 aus Paris; zit. nach Ritter: David Friedländer (Anm. 18), S. 33. Hervorhebung im Original.
- 22 Wilhelm von Humboldt an Moses 22, Juni 1814; zit. nach Lessing (Hrsg.): Bücher- und Handschriftensammlung (Anm. 5), S. 420.
- 23 Vgl. Friedrich und Paul Goldschmidt: Das Leben des Staatsrath Kunth. Zweite vermehrte Auflage, Berlin 1888, S. 34.
- 24 David Friedländer: Über den besten Gebrauch der h[eiligen] Schrift in pädagogischer Rücksicht (in: Der Prediger. Aus dem Hebräischen von David Friedländer. Berlin 1788, S. 1-90). Neu ediert in: Uta Lohmann, Ingrid Lohmann (Hrsg.): „Lerne Vernunft!“ Jüdische Erziehungsprogramme zwischen Tradition und Modernisierung. Quellentexte aus der Zeit der Haskala, 1760–1811, Münster u.a. 2005, S. 61-81, hier S. 67.
- 25 Ebd., S. 73.
- 26 Friedländer: Religion (Anm. 17), S. 3-65, hier S. 29.
- 27 Ebd., S. 31.
- 28 Wilhelm von Humboldt: Über den Entwurf zu einer neuen Konstitution für die Juden (Juli 1809); zit. nach Chevrat Chinuch Nearim: Die jüdische Freischule in Berlin (1778–1825) im Umfeld preußischer Bildungspolitik und jüdischer Kultusreform. Eine Quellensammlung. Hrsg. von Ingrid Lohmann, Münster u.a. 2001 (Jüdische Bildungs-

- geschichte in Deutschland, Bd. 1), Dok. 257, S. 606-616, hier S. 610.
- 29 David Friedländer: Über die, durch die neue Organisation der Judenschaften in den Preußischen Staaten nothwendig gewordene, Umbildung 1) ihres Gottesdienstes in den Synagogen, 2) ihrer Unterrichts-Anstalten, und deren Lehrgegenstände, und 3) ihres Erziehungs-Wesens überhaupt. Ein Wort zu seiner Zeit (Berlin 1812). In: David Friedländer. *Ausgewählte Werke*. Hrsg. und eingeleitet von Uta Lohmann, Köln u.a. 2013, S. 227-238, hier S. 236.
- 30 Ebd., S. 234.
- 31 David Friedländer: Über Aufklärung in der Religion. In: *Reden der Erbauung gebildeter Israeliten gewidmet*. Berlin 1817, S. 67-92, hier S. 87.
- 32 Babylonischer Talmud, Schabbat 31a: „Was dir verhasst ist, das tu auch deinem Nächsten nicht“.
- 33 Friedländer: *Religion und Vernunft*, S. 44.
- 34 Alexander von Humboldt an David Friedländer, 19. Dezember 1787; zit. nach Löwenberg: *Humboldt* (Anm. 7), S. 46.
- 35 Friedländer: *Religion* (Anm. 17) S. 35.
- 36 David Friedländer: Rede, gehalten vor einer Gesellschaft gebildeter Israeliten. In: *Jedidja 1/2* (1817), S. 38-56, hier S. 38.
- 37 Wilhelm von Humboldt an Charlotte Diede, 21. September 1827; zit. nach *Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin*. Zweite Auflage der Ausgabe in einem Bande, Leipzig 1864, S. 232. Siehe auch *Wilhelm von Humboldt an Charlotte Diede*, (Juni) 1822: „es gibt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen als wieder
- der Mensch. Man kann eigentlich nie genug sehen und genug hören. [...] Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Thätigkeit, will sich auch wol selbst geltend machen, und wird von bloß reiner Beschauung abgezogen. [...] Alle moralischen Fragen, alle tiefen Betrachtungen über Leben und Zweck des Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Dasein und Zukunft gewinnen ein reicheres Interesse, erlauben mannichfaltigere Anwendungen, wenn man sie gleichsam an so vielen Menschengestalten einzeln prüfen kann“; ebd., S. 14f. Die „Briefe an eine Freundin“ eignen sich besonders gut, Wilhelm von Humboldts persönliche Einstellungen aufzuspüren, da sie rein privater Natur sind und in keinem politischen oder wissenschaftlichen Kontext entstanden.
- 38 Friedländer: *Religion* (Anm. 17), S. 40f.
- 39 *Wilhelm von Humboldt an Charlotte Diede*, 12. September 1824; zit. nach *Briefe von Wilhelm von Humboldt* (Anm. 37), S. 95. Vgl. auch *Alexander von Humboldt zur hebräischen Poesie*: „Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, dass, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfasst, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt seltener bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauung großer Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf

- eine höher waltende, geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Erscheinungen der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer grossartig und von feierlichem Ernst.“ Alexander von Humboldt: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Band 2 (1847); zit. nach Adolph Kohut: Alexander von Humboldt und das Judentum, Leipzig 1871, S. 176.
- 40 Friedländer: Religion (Anm. 17), S. 25.
- 41 Friedländer: Aufklärung (Anm. 31), S. 79.
- 42 Ebd., S. 73.
- 43 Friedländer: Religion (Anm. 17), S. 14.
- 44 David Friedländer: Am Trauerfest und Bußtag der Zerstörung Jerusalems. In: Reden der Erbauung gebildeter Israeliten gewidmet, Berlin 1815, S. 50-76, hier S. 70f.
- 45 Ebd., S. 74.
- 46 Friedländer: Religion (Anm. 17), S. 11.
- 47 Ebd., S. 17.
- 48 Ebd., S. 56.
- 49 Wilhelm von Humboldt an Charlotte Diede, 9. Juli 1824; zit. nach Briefe von Wilhelm von Humboldt (Anm. 37), S. 91.
- 50 Vgl. David Friedländer: Über Handel und Reichthum. In: Reden, der Erbauung gebildeter Israeliten gewidmet. Berlin 1815, S. 3-28.
- 51 Wilhelm von Humboldt an David Friedländer, 17. Dezember 1788; zit. nach Lessing (Hrsg.): Bücher- und Handschriftensammlung (Anm. 5), S. 405.
- 52 Ebd., S. 406.
- 53 Wilhelm von Humboldt an David Friedländer, 17. September 1819; zit. nach ebd., S. 414.
- 54 Alexander von Humboldt am 12. November 1855 an Marco Mortara, den Oberrabbiner von Mantua; zit. nach Kohut: Alexander von Humboldt (Anm. 39), S. 66. Hier ist in Anm. 40 auch A. v. Humboldts französischer Originalbrief an Mortara abgedruckt; vgl. ebd., S. 65f.
- 55 Geier: Brüder Humboldt (Anm. 2), S. 41; vgl. auch Peter Honigmann: Der Einfluß von Moses Mendelssohn auf die Erziehung der Brüder Humboldt. In: Mendelssohn-Studien 7 (1990), S. 9-76.
- 56 Barbara Schneider: Dialogische Sprachauffassung und Bildungstheorie. Hat Humboldt von Mendelssohn gelernt? In: Ingrid Lohmann, Wolfram Weiße (Hrsg.): Dialog zwischen den Kulturen. Erziehungshistorische und religionspädagogische Gesichtspunkte interkultureller Bildung. Münster 1994, S. 95-107, hier S. 95.
- 57 Vgl. in Ansätzen Julius H. Schoeps: Im Kreise der Aufgeklärten. Der Einfluss Moses Mendelssohns und David Friedländers auf die Reformkonzepte Wilhelm von Humboldts. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 62 (2010), S. 210-226.
- 58 Widmung Wilhelm von Humboldts an David Friedländer, 11. Juni 1791; Staatsbibliothek Berlin PK, Musikabteilung, Sign.: 167 919<a>; DHB MA.
- 59 Wilhelm von Humboldt an Charlotte Diede, 4. Dezember 1830; zit. nach Briefe von Wilhelm von Humboldt (Anm. 37), S. 367f.
- 60 Friedländer: Religion (Anm. 17), S. 6.
- 61 Widmung David Friedländers an Gottlieb Friedländer, Mai 1826; SBB, Musikabteilung, Sign.: 167 919<a>; DHB MA.

- 62 Alexander von Humboldt an Benoni Friedländer, 27. Dezember 1834; zit. nach Löwenberg: Wilhelm und Alexander v. Humboldt (Anm. 7), S. 70.
- 63 Volker A. Lehnert: Erziehungsverantwortung – biblische Aspekte zur „Vaterschaft“; http://maennerarbeit-ekd.de/vk10/html/vater_in_der_bibel.html.
- 64 Wilhelm von Humboldt an Moses Friedländer, 2. Januar 1835; zit. nach Löwenberg: Humboldt (Anm. 7), S. 71.
- 65 Friedländer: Religion (Anm. 17), S. 64, 12, 55 und 49.
- 66 Wilhelm von Humboldt an Charlotte Diede, Februar 1835; zit. nach Briefe von Wilhelm von Humboldt (Anm. 37), S. 500f.
- 67 Wilhelm von Humboldt an David Friedländer, 17. Dezember 1788; zit. nach Lessing (Hrsg.): Bücher- und Handschriftensammlung (Anm. 5), S. 406.
- 68 Alexander von Humboldt an David Friedländer, 11. April 1799; zit. nach Lessing (Hrsg.): Bücher- und Handschriftensammlung (Anm. 5), S. 111f.
- 69 Ebd., S. 111.
- 70 Vgl. u.a. Clemens Menze: Sprache als Ausgangspunkt der Bildungstheorie Wilhelm von Humboldts. In: Pädagogische Rundschau 42/3 (1998), S. 305-318; ders.: Nationalcharakter und Sprache bei Wilhelm von Humboldt. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 76/3 (2000), S. 277-292; Manfred Geier: Wilhelm von Humboldts „Bildungstrieb“. Über die organische Natur der Bildung menschlicher Kräfte zu einem Ganzen. In: Ute Tintemann, Jürgen Trabant (Hrsg.): Universalität und Individualität, München 2012, S. 55-65.

Eine Idee mit vielen Vätern – Rabbi Joseph Carlebach und der jüdische Messias

Im Dezember 1863 fand in Wien ein seltsamer Gerichtsprozess statt. Angeklagt war eigentlich der bekannte jüdische Historiker Heinrich Graetz, doch da Graetz sicher und weit entfernt im preußischen Breslau saß, wo er zu dieser Zeit am Jüdisch-Theologischen Seminar unterrichtete, musste sich vor dem Wiener Landgericht der österreichische Politiker, Schriftsteller und Journalist Leopold Kompert verantworten. Kompert hatte in dem von ihm herausgegebenen Wiener *Jahrbuch für Israeliten* von 1863 einen längeren Aufsatz von Graetz mit dem Titel „Die Verjüngung des jüdischen Stammes“ veröffentlicht – und dieser Aufsatz erregte nun den Ärger des k. u. k. Staatsanwaltes, sodass sogar ein öffentlicher Prozess angestrengt werden musste.¹

Was war geschehen? Graetz hatte in seinem Aufsatz dargestellt, wie das Judentum in der Neuzeit eine für alle überraschende Wiederbelebung seines geistigen und religiösen Lebens erfahren hatte. Im Kontext einer in den Text eingeflochtenen Interpretation des zweiten, des „exilischen Jesaias“ schrieb Graetz auch den Satz „Israel ist das Messias-Volk“.² Dieser „große Gedanke“ des Jesaja entspricht auch der Überzeugung des Historikers: Nicht eine bestimmte Person, sondern *das Volk Israel* ist aus seiner Sicht

„der Heiland der Welt“, und vor „der idealen Größe GesamtsIsraels“ verschwände die königlich-davidische Nachkommenschaft nach dem traditionellen Verständnis vom Messias.³

Diese ziemlich unverhüllte theologische Reform des jüdischen Messiasbegriffes blieb auf christlicher Seite nicht unbemerkt. Nachdem Komperts *Jahrbuch* die österreichische Zensurbehörde bereits ohne Beanstandungen passiert hatte, wurde der antisemitische katholische Theologe Sebastian Brunner (1814–1893) durch eine Rezension in einer Wiener Zeitung auf Graetz' Artikel aufmerksam und denunzierte den Autor durch einen heftigen Angriff in seinem eigenen Blatt, der *Wiener Kirchenzeitung*, bei der österreichischen Staatsanwaltschaft. Die sodann ausgefertigte Anklageschrift, ein kurioses Dokument kaiserlich-österreichischen Rechtsverständnisses, wirft Graetz und Kompert hauptsächlich eine Herabwürdigung der Messiaslehre der „jüdisch-orthodoxen Kirche“ vor, einer in Österreich juristisch anerkannten Glaubensgemeinschaft. Hinzu komme, so der k. u. k. Staatsanwalt, „vom christlichen Standpunkt objectiv auch das Verbrechen der Religionsstörung nach § 122 StG“, denn auch nach katholischer Lehre sei der Messias „als Einzelperson“ erschienen und nicht als Kollektiv oder gar als ein ganzes Volk.⁴

So reihte sich auch dieser absurde Gerichtsprozess in eine lange Kette von religiös motivierten Verfahren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, in denen deutsche und österreichische Juden und Christen sich fortlaufend gegenseitig die Herabwürdigung der jeweils anderen Religion vorwarfen.⁵ Was hier jedoch mehr interessiert, ist der theologische Hintergrund von Heinrich Graetz' inkriminierter Behauptung, der Messias wäre im Judentum nicht als eine Einzelperson, sondern als das gesamte Volk Israel zu verstehen.

Diese These war schon 1863 nicht mehr neu. Bereits seit mehreren Jahrzehnten hatten deutsch-jüdische Reformtheologen intensiv an einer neuen, moderneren Auffassung vom jüdischen Messias gearbeitet und waren dabei zu dem Ergebnis gekommen, dass dem Messianismus im Judentum der Neuzeit eine entscheidende Bedeutung zukommt. War die unbedingte Erfüllung des Religionsgesetzes ihrer Meinung nach als Mittelpunkt jüdischer Identitätsbildung nicht mehr zu halten, musste diese Lücke durch ein

neues Element ausgefüllt werden, das es den Juden erlaubte und ihnen die Motivation dazu gab, ihrer altehrwürdigen Religion auch in der Moderne treu zu bleiben. Diese Motivation wurde in der Theologie einer jüdischen Mission an die zivilisierte Menschheit gefunden, eines jüdischen Auftrags zur Weiterentwicklung der Weltkultur bis hin zu einer Periode des universellen Friedens und Wohlstands. Hier war also die messianische Idee des Judentums in die neue Missionstheologie eingearbeitet, zum Preis allerdings einer einzelnen Messiasperson oder eines davidischen Messias Königs. Das Volk Israel, als Träger des strengen ethischen Monotheismus der jüdischen Religion, war dabei an seine Stelle getreten.

Doch wie so viele der ursprünglichen jüdischen Reformideen des 19. Jahrhunderts hatte auch diese Theorie ihre Grundlage in den traditionellen jüdischen Quellen. Wie von Graetz in dem erwähnten Aufsatz ausführlich dargestellt, geht sie im Einzelnen auf eine Interpretation von Kapitel 53 im Jesaja-Buch zurück, dem umstrittensten Texte in den christlich-jüdischen Religionspolemiken der letzten 2000 Jahre – wurde er doch von vielen Christen als eine der deutlichsten Ankündigungen des Kommens Jesu im Alten Testament gelesen. Im Rahmen einer langen Messiasdebatte im Traktat Sanhedrin hatte noch der Talmud die prophetische Figur eines leidenden Erlösers eindeutig messianisch gedeutet – dabei Bezug nehmend auf den Vers 53,4 aus Jesaja („Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen ...“).⁶ Im Mittelalter allerdings, beginnend mit Raschi (1040–1105), wurde der „leidende Messias“, den der Talmud in Jesaja 53 gesehen hatte, durch die Auslegung der Stelle auf das unter religiöser Unterdrückung leidende gesamte jüdische Volk ersetzt.⁷ Diese Neuerung richtete sich wohl vor allem gegen die nun allgemein bekannte christologische Interpretation der Gottesknechtlieder Jesajas; Raschi wollte nicht nur eine messianische Deutung der Lieder durch das Judentum bestreiten, sondern darüber hinaus offenbar auch die Personifizierung des Gottesknechtes in Jesaja verwischen.⁸ So interpretierte er den Jesaja-Vers dahingehend, dass „durch Israels Leiden Entsöhnung für die anderen Völker gebracht werde“ – eine Auslegung, der sich die wichtigsten Exegeten des jüdischen Mittelalters grundsätzlich anschlossen.⁹ Damit war eine kollektive Messiasdeutung in der Neuzeit auch durch die mittelalterliche Exegese

vorbereitet, sodass die Reformtheologen nur noch die beiden exegetischen Linien zusammenführen mussten, und so entstand der Gedanke des messianischen Auftrags des jüdischen Volkes, der sich bis ins Spätwerk von Hermann Cohen zieht.¹⁰

Doch zurück zum Wiener Prozess von 1863. Graetz führte in seinem unter Anklage stehenden Aufsatz nicht nur (wie andere vor ihm) die talmudisch-messianische und die Volk-Israel-Auslegung der Gottesknechtlieder zusammen, sondern fügte darüber hinaus einige deutliche antichristliche Seitenhiebe hinzu: „Die Dornenkrone, welche das Messiasvolk geduldig erträgt, macht es eines Königsdiadems würdig“, und wie um die Anspielung unmissverständlich zu machen, schrieb Graetz weiter: „Ein *Volk*, das durch Leiden und Tod zur Auferstehung [...] erweckt werden soll, das hat Sinn.“ Werde das Wort Jesajas aber „auf eine *Einzelpersönlichkeit* übertragen, wird es Carricatur und führt zur romantischen Schwärmeri“.¹¹

War das noch mit dem Judentum vereinbar? Oder hatten die Ankläger recht, und diese neue Volk-Israel-Messianologie wandte sich sowohl gegen die christliche als auch gegen die traditionelle jüdische Auffassung vom Messias? Natürlich war das Wiener Landgericht hier vollkommen überfragt und daher eigentlich unfähig, im Prozess zu einem Urteil zu gelangen. Doch wie jedes gute Gericht beriefen auch die Wiener Richter in einem solchen Fall kundige Experten, die dem Gericht sachliche Auskunft in der zu entscheidenden Frage geben sollten. In unserem Falle wurden naturgemäß zwei Rabbiner als Sachverständige vorgeladen, zum einen der konservative Wiener Oberrabbiner Isaak Noah Mannheimer (1793–1865), dazu aber auch sein orthodoxer Kollege, Rabbiner Lazarus Horowitz (1803–1868). Vielleicht unerwartet, vielleicht aber auch einfach aus Sympathie mit dem angeklagten jüdischen Journalisten Leopold Kompert, sagten beide Sachverständige übereinstimmend aus, dass die jüdische Religion einer kollektiven Messiasauffassung, wie von Graetz ausgeführt, nicht entgegenstünde. Rabbiner Mannheimer schloss sich in seiner Zeugenaussage der talmudischen Meinung an, Jesaja spreche vom Messias, und die meisten Interpretatoren hätten später verstanden, dass mit Jesajas Gottesknecht aber das jüdische Volk als Ganzes und nicht eine bestimmte Person gemeint war. Lazarus Horowitz, der nach Mannheimer befragt wurde, befand ebenfalls, dass

Graetz' Jesaja-Interpretation dem orthodoxen Judentum nicht widerspräche, schloss seine Aussage allerdings mit dem merkwürdigen Satz, zwar glaube jeder Jude an einen persönlichen Messias, „aber die Art und Weise wie er erscheinen werde, sei ihm vorbehalten“.¹²

Kompert wurde dann folgerichtig vom Vorwurf der Herabwürdigung des Judentums freigesprochen, der Prozess selbst jedoch hatte ein langes Nachspiel in den innerjüdischen Kontroversen des 19. Jahrhunderts.¹³ Durch die von den zahlreichen Presseberichten über die etwas obskuren Verhandlungen erzeugte Öffentlichkeit war nun auch die deutsche Neoorthodoxie auf die radikale Transformation der Messiaslehre in der liberalen Theologie aufmerksam geworden und sah sich zu lautstarkem Protest genötigt. Schon in einem ersten Bericht vom Wiener Prozess hob die orthodoxe Mainzer Zeitschrift *Der Israelit* hervor, die jüdische Dogmatik und „Rechtgläubigkeit“ fordere ausdrücklich auch den Glauben an einen persönlichen Messias aus dem Hause Davids. Jede andere Ansicht sei eine „irrig, der Religion Israels zuwiderlaufende“, schrieb der Herausgeber der Zeitschrift, Marcus Lehmann (1831–1890), in einem Leitartikel vom Januar 1864.¹⁴ Ende Februar veröffentlichte der *Israelit* dann eine Erklärung von 121 orthodoxen Rabbinern zum Kompert-Prozess, die vor allem auf Initiative von Esriel Hildesheimer (1820–1899) hin zustande gekommen war, der zu jener Zeit noch seiner Jeschiwa in Eisenstadt (Ungarn) vorstand. Im Text der Erklärung heißt es wiederum, allein die Zuversicht auf die einstige Ankunft eines persönlichen Messias davidischer Abstammung könne als orthodox gelten, „weßhalb die Abrogation jenes Glaubens als Läugnung der an Israel ergangenen göttlichen Offenbarung betrachtet werden muß“.¹⁵

Die so begonnene Debatte zog sich über längere Zeit hin, nahm immer schärfere Töne an und wurde geradezu zu einem echten Prinzipienstreit zwischen der orthodoxen Partei, geführt von Rabbiner Hildesheimer, und den eher konservativ gesinnten Theologen aus Deutschland, Österreich und Ungarn.¹⁶ Auch Heinrich Graetz selbst veröffentlichte schon in der nächsten Ausgabe der *Kompert'schen Jahrbücher* einen neuen Artikel, diesmal überschrieben mit „Die Entwicklungsstadien des Messiasglaubens“, der seine Position hinsichtlich des jüdischen Messianismus noch einmal ausdrücklich bestärkte.¹⁷

Fast 70 Jahre später schrieb Rabbiner Joseph Carlebach sein Buch über „Die drei großen Propheten“ (Frankfurt/M. 1932): Jesaja, Jirmijah und Jecheskel. Fünf Jahre zuvor hatte er in der orthodoxen Zeitschrift *Jeshurun*, ursprünglich 1854 von Rabbiner Samson Raphael Hirsch gegründet, einen Aufsatz zum Thema „Pessimismus und Messias Hoffnung“ veröffentlicht. Der oben erwähnte Rabbiner Esriel Hildesheimer war im Laufe dieser sieben Jahrzehnte nach Berlin gekommen und hatte dort ein modern-orthodoxes Rabbinerseminar geründet, an dem später, zwischen 1908 und 1914, auch Joseph Carlebach regelmäßiger Hörer war, als das Seminar von Hildesheimers Schüler David Zwi Hoffmann geleitet wurde. Auch die theologischen Auseinandersetzungen zwischen der Orthodoxie und den Reformdenkern waren inzwischen weitergegangen und hatten nichts an Heftigkeit verloren. Wie liest nun Rabbiner Carlebach die Gottesknechtlieder des Jesaja, im Lichte der Auseinandersetzung zwischen Orthodoxie und Liberalismus um den personalen Charakter des Messias? Die Antwort ist nichts weniger als höchst überraschend.

Auch Joseph Carlebach sieht im zweiten Teil des Jesaja-Buches eine Veränderung der alten davidischen Messias Hoffnung auf einen persönlichen Befreier, den traditionellen Messias. „Dieser Begriff tritt in den Hintergrund und muss gegenüber seiner bisherigen Beschränkung auf den messianischen König aus Davids Geschlecht überhaupt eine Erweiterung erfahren“, schreibt er am Ende des Jesaja-Kapitels seines Buches über die großen Propheten.¹⁸ Das ist der neue Messiasbegriff, der im letzten Teil des Jesaja-Buches eingeführt wird: „In den Mittelpunkt der jüdischen Weltanschauung rückt ein anderer Begriff: der Begriff des Ewed Hashem, des leidenden Gottesknechtes.“¹⁹ Doch wer ist dieser Knecht Gottes nach Rabbiner Carlebach? Es hat sich im Laufe der Jahrhunderte die Erkenntnis durchgesetzt, antwortet er wie Heinrich Graetz, „dass der Ewed Hashem nicht ein Einzelner, sondern der Rest des jüdischen Volkes, die in Treue Ausharrenden unseres Stammes sind“. Damit hätte die jesajische Prophetie ihren Höhepunkt erreicht, so Carlebach weiter, und wäre weit über die traditionelle Messias Hoffnung hinausgegangen. Worum es hier vielmehr geht, wäre „das schwere Problem der Theodizee, das Problem des Leides“.²⁰

Die emotionsgeladenen Ausführungen, die nun folgen, erinnern deutlich an die Diskussion des transformierten Messianismus bei dem großen jüdischen Religionsphilosophen Hermann Cohen, dessen Alterswerk „Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“ (1918) die Fortsetzung und den eigentlichen Höhepunkt der oben erwähnten liberalen Messianologie bildet. Cohen hatte bei Heinrich Graetz in Breslau studiert und auch später eng mit der Breslauer Schule konservativer jüdischer Theologie zusammengearbeitet.²¹ So ist es kaum verwunderlich, wenn auch Cohen denkt: „Der ‚Knecht des Ewigen‘ ist der Messias und hat als solcher den ‚Sproß Davids‘ abgelöst.“²² Carlebach kannte Cohens Werk natürlich; in einer Besprechung von 1925 hatte er die postum erschienene dreibändige Ausgabe von Cohens „Jüdischen Schriften“ heftig kritisiert, die „Religion der Vernunft“ aber nur am Rande erwähnt.²³ Doch gerade zu den Gedanken in diesem Buch finden sich im Werk Carlebachs zahlreiche Parallelen: Wie Carlebach hatte auch Cohen vor ihm die Leidensgeschichte Israels als weltgeschichtliche Theodizee verstanden. Entscheidend war nicht, aus welchem Grund, sondern zu welchem Zwecke leidet der Knecht Gottes, so fragte Cohen. Wie Carlebach hatte vordem Cohen im prophetischen Wort vom „Rest Israel“ (שְׁאֵרֵי יִשְׂרָאֵל) die Frommen, die unschuldig Leidenden gesehen.²⁴ „Wenn nun aber der arme Leidende das Volk Israel, und als seine messianische Vollendung der *Rest Israels* ist, so rollt sich damit das Geschichtsbild auf, und das Volk Israel tritt vor den Rat der Völker“, schrieb Cohen 1918. Hier erlangt die Verfolgung Israels geschichtliche Kraft. Israels Geschichte aber war eine „fortlaufende Kette des menschlichen, des nationalen Elends. Verachtet und durchbohrt sind allzeit diese Gottesknechte gewesen [...] [ein] Sonderling unter den Völkern.“²⁵

Bei Carlebach klingt das 15 Jahre später sehr ähnlich: „Unverstanden wird gerade der treue Rest Israels alle Unvollkommenheit der Menschen an sich auszukosten haben, in einer Welt, wo alles den Götzen der Macht, des Erfolges, des Gewinnes und der Selbsttischkeit dient. Da kann es nicht anders sein als dass dieser Fremdling des Weltganzen, dass Israel der Arme, Getretene, Verfolgte, Verspottete, Gejagte, Gehetzte sein wird.“²⁶

Inwiefern nun war dieses geschichtliche Leiden Israels auch bei Hermann Cohen eine echte Theodizee? Das Elend der Juden habe zu allen

Zeiten einen schweren Vorwurf gegen die anderen Völker erhoben, behauptete er in seinem letzten Werk. „Aus diesem messianischen Gesichtspunkte aber kommt ein theodizeisches Licht auch über dieses Rätsel in der Weltgeschichte. Eudämonistisch betrachtet freilich ist das Leiden der Juden ein Unglück. Eine andere Beleuchtung aber bringt der messianische Beruf Israels in seine irdische Geschichte. Wie Israel im Bewußtsein jenes prophetischen Dichters für die Götzendiener leidet, so leidet Israel bis auf den heutigen Tag als Stellvertreter für die Mängel und Schäden, die noch immer die Durchführung des Monotheismus hemmen.“²⁷

Joseph Carlebach sollte schon 1927, in seinem Aufsatz zu „Pessimismus und Messias Hoffnung“, fast die gleichen Worte benutzen: Der Gottesknecht in Jesaja „leidet durch die Sünden der anderen, die ihn nicht verstehen, die seine Unterdrückung [...] berechtigt finden, bis dass langsam, langsam seine Geistesgröße ihnen aufdämmert und sie bekennen: es war unsre Niedrigkeit, die ihn erniedrigte, unsre Schuld, die er willig trug, bis dass auch sie dem höheren Recht die Ehre geben und des Gottesknechtes Beispiel siegend alle zur Begeisterung weckt“.²⁸ Dann, 1932, in seinem Prophetenbuch, baut er den Gedanken noch aus: Israel leidet nicht umsonst als Gottesknecht, so liest auch er den späteren Jesaja. Ihr leidet, ruft der Prophet in Carlebachs Interpretation, „weil durch euer Leid allein die Welt der Zukunft entgegengeführt werden kann, weil in diesem Weltmartyrium Israel die endgültige messianische Gestaltung auf dem natürlichen Wege zur Vollendung bringt. Das Leid der Welt ist unerträglich, wenn es sinnlos ist. Aber alles Leid und alle Qual der Welt sind für den Edlen leicht zu tragen, wenn sie den letzten höchsten Zwecken des Daseins dienen.“²⁹

Diese auffallenden und tiefsinnigen Übereinstimmungen bedeuten nun aber keinesfalls, dass Rabbiner Carlebach zu irgendeinem Zeitpunkt seines Lebens theologisch ins feindliche Reformlager übergewechselt wäre. Noch als Anhang desselben Werkes, seines Buches über die großen Propheten, schließt er eine heftig argumentierte Ablehnung der Theorie an, das Jesaja-Buch wäre von mehreren Autoren verfasst worden – wie es Heinrich Graetz und Hermann Cohen schon für selbstverständlich hielten. Während er sich hier also wieder auf die klassische orthodoxe Position zurückzieht, fällt an Carlebachs Thesen gegen den *Deuterojesaja* allerdings auf, dass er ganz

und gar rationalistisch argumentiert und vollkommen ohne den üblichen Hinweis auf Jesajas Prophetengabe auskommt.³⁰ Das Ergebnis zeigt erneut, dass Joseph Carlebach ein kluger und eigenständiger Denker war, der, nicht nur (aber besonders) im Hinblick auf den jüdischen Messianismus, ohne Scheu diejenige Überzeugung annahm, die ihm die richtige zu sein schien – ganz unabhängig von den geistigen Vätern des ursprünglichen Gedankens.

ANMERKUNGEN

- 1 Heinrich Graetz: Die Verjüngung des jüdischen Stammes. In: Jahrbuch für Israeliten 10 (1863), S. 1-13.
- 2 Ebd., S. 11. Hervorhebung im Original durch Sperrdruck.
- 3 Ebd.
- 4 Zur Anklageschrift und zu einem Protokoll des gesamten Prozesses vgl. Allgemeine Zeitung des Judentums, 28 (1864), Nr. 3, S. 29-37. Zum Prozess vgl. auch Nils Roemer: Jewish Scholarship and Culture in Nineteenth-Century Germany, Madison, WI 2005, S. 58f., und Steven Beller: New Jews for New Times: Die Neuzeit and the Komper Trial. In: Kulturelle Grenzräume im jüdischen Kontext, hrsg. von Kalus Hödl, Innsbruck 2008, S. 55-64.
- 5 Zu einer kurzen Geschichte dieser Prozesse siehe George Y. Kohler: Manuel Joel in Defense of the Talmud – Liberal Responses to Religious Antisemitism in Nineteen-Century Germany. In: Hebrew Union College Annual 79 (2008/10), S. 141-163.
- 6 bT San 98b. In der Forschung gilt diese Stelle als korruptiert, in der verbesserten Version ist der Hinweis auf einen leidenden (hier: kranken) Messias allerdings noch klarer. Vgl. dazu Michael Fishbane: Midrash and Messianism. In: Toward the Millenium: Messianic Expectations from the Bible to Waco, hrsg. von Peter Schäfer, Leiden und Boston 1998, S. 57-71. Darüber hinaus kennt die rabbinische Literatur neben dem siegreichen Messias ben David auch die Figur des Messias ben Josef, der sterben muss, damit der wahre Messias erscheinen kann; vgl. etwa bT Sukkah 52a.
- 7 Vgl. Adolf Neubauer, Samuel R. Driver: The Fifty-Third Chapter of Isaiah: According to the Jewish Interpreters, New York 1969, zuerst Oxford und London 1877; Henry A. Fischel: Die deuterijosajanischen Gottesknechtlieder in der jüdischen Auslegung. In: Hebrew Union College Annual 18 (1944), S. 53-76; Joel E. Rembaum: The Development of a Jewish Exegetical Tradition Regarding Isaiah 53. In: Harvard Theological Review 75 (1982), S. 289-311. Eine allgemeine Bibliographie zu Jesaja 53 findet sich in Bernd Janowski, Peter Stuhlmacher (Hrsg.): Der Leidende Gottesknecht. Jesaja 53 und seine Wirkungsgeschichte, Tübingen 1996, S. 251-272, aktualisiert in Bernd Janowski, Peter Stuhlmacher (Hrsg.): The Suffering Servant: Isaiah 53 in Jewish and Christian Sources, Grand Rapids, MI 2004, S. 462-492.
- 8 Vgl. dagegen allerdings Raschi zu Daniel 7,13: „Das ist der Messiaskönig“. Abraham Ibn Esra (1092–1167) interpretiert diesen Vers allerdings auch schon auf das jüdische Volk.
- 9 Der Sohar kennt auch im Mittelalter noch einen leidenden Messias (vgl. Absatz Wajakhel), was allerdings auch auf christlichen Einfluss zurückgehen kann, wie schon im 19. Jahrhundert vermutet wurde. Vgl. dazu etwa das theologische Hauptwerk des Frankfurter Rabbiners Leopold Stein: Die Schrift des Lebens. Inbegriff des gesamten Judenthums in Lehre, Gottesverehrung und Sittengesetz (Dogma, Cultus und Ethik), schriftgemäß. Volksthümlich und zur Kenntnißnahme für Israeliten und Nichtisraeliten dargestellt, 3 Bde.,

- hier Bd. 1: Die Lehre von Gott und vom Menschen, Mannheim 1872, S. 329. Peter Schäfer hat kürzlich behauptet, das stellvertretende Sühneleiden des Messias sei erst durch das Christentum in das Judentum eingeführt worden; vgl. Peter Schäfer: Die Geburt des Judentums aus dem Geist des Christentums, Tübingen 2010, besonders das fünfte Kapitel. Zu den christlichen Einflüssen auf den Sohar vgl. Yehuda Liebes: Christian Influences on the Zohar. In: ders.: Studies in the Zohar, New York 1993, S. 139-161.
- 10 Der Aufklärer Herz Homberg war in seinem Jesaja-Kommentar (Wien 1818) wieder auf die ursprünglich messianisch-persönliche Deutung von Kap. 53 zurückgekommen, während Samuel David Luzzattos (1800-1865) Kommentar noch 1867 der mittelalterlichen Volk-Israel-Interpretation folgte und den Messianismus zurückwies.
- 11 Graetz: Verjüngung (Anm. 1), hier S. 11f., Hervorhebungen im Original. Graetz' lebenslange, offensive anti-christliche Polemik sollte später zu der bekannten Treitschke-Affäre führen und erfuhr in diesem Zusammenhang heftige Kritik von Hermann Cohen; vgl. dazu George Y. Kohler: German Spirit and Holy Ghost: Treitschke's Call for Conversion of German Jewry: The Debate Revisited. In: Modern Judaism 30 (2010), S. 172-195.
- 12 Horowitz bat die *Allgemeine Zeitung des Judentums*, deren ursprüngliche Berichterstattung seine Zeugenaussage übergegangen hatte, diesen Satz ausdrücklich klarzustellen. Ludwig Philippson als Herausgeber kam dieser Bitte am 2. Februar 1864 nach, schloss aber einen längeren Kommentar an, in dem er bezweifelte, dass eine solche Aussage unter Eid gemacht werden könne, „da es unzählige Juden gibt, die zwar an eine messianische Zeit, aber nicht an einen persönlichen Messias glauben“; vgl. Allgemeine Zeitung des Judentums 28 (1864), S. 77f.
- 13 Kompert wurde allerdings im zweiten Punkt, dem „Verbrechen der Religionsstörung“, für schuldig befunden, d.h. des Vorwurfs, den christlichen Messias „geschmäht und missachtet“ zu haben, und dafür zu 40 Gulden Geldstrafe verurteilt.
- 14 Der Preßproceß in Wien. In: Der Israelit 5 (1864), Nr. 3, S. 29-32, hier 32.
- 15 „Die Erklärung von 121 Rabbinern, die bei dem Kompertschen Preßproceß in Wien vorgekommenen Aeußerungen betreffend“. In: Der Israelit (1864), Nr. 8, S. 95-97, hier 96. Zu Hildesheimers Rolle vgl. David H. Ellenson: Rabbi Esiel Hildesheimer and the Creation of a Modern Jewish Orthodoxy, Tuscaloosa 2003, S. 41.
- 16 Siehe zum Beispiel die Aufsätze des ungarischen Rabbiners Leopold Löw gegen Hildesheimers Protesterklärung: Leopold Löw: Erklärung zu einer Erklärung. In: Ben Chananja 7 (1864), Nr. 10, S. 193-196, und Leopold Löw: Jüdisch Theologische Fragen vor dem Forum des Landesgerichts in Wien. In: Ben Chananja 7 (1864), Nr. 12, S. 241-46. Ebenfalls interessant ist die hebräische Schrift von Eisik Hirsch Weiss נצח ישראל, Wien: Selbstverlag 1864, zum selben Thema.
- 17 Heinrich Graetz: Die Entwicklungsstadien des Messiasglaubens. In: Jahrbuch für Israeliten 11 (1864), S. 1-29. Der

- Titel dort lautet Entwicklungsstudien, was sicherlich ein Druckfehler ist.
- 18 Joseph Carlebach: Jesaja, der Prophet der Tröstungen. In: ders.: *Ausgewählte Schriften*, hrsg. von Miriam Gillis-Carlebach, Bd. 1, Hildesheim/New York 1982, S. 235-258, hier S. 251f.
- 19 Ebd., S. 252, durch Sperrung hervorgehoben.
- 20 Ebd.
- 21 Vgl. dazu Dieter Adelman, „Zur Datierung einiger Schriften von Hermann Cohen“. In: ders. „Reinige dein Denken“ – Über den jüdischen Hintergrund der Philosophie von Hermann Cohen, hrsg. von Görg Hasselhoff, Würzburg 2010, S. 120-150.
- 22 Hermann Cohen: *Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums*, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1929, S. 311.
- 23 Zu dieser Kritik siehe Aaron Shear-Yashuv: Joseph Carlebach über Hermann Cohens „Teiljudentum“, in: „Ihre Wege sind liebeliche Wege und all ihre Pfade Frieden“. Die Neunte Carlebach-Konferenz. Wege Joseph Carlebachs: *Universale Bildung, gelebtes Judentum, Opfergang*, Hamburg 2014, S. 147-159.
- 24 Für **שְׂאֵרֵי יְשׁוּעָא** siehe: Jesaja 46,3; Jirmija 6,9, 31,6; Jecheskel 9,8, 44,7 u.v.a.mehr.
- 25 Cohen: *Religion* (Anm. 22), S. 312.
- 26 Carlebach (Anm. 18), S. 252.
- 27 Cohen: *Religion* (Anm. 22), S. 311.
- 28 Joseph Carlebach: *Pessimismus und Messiahshoffnung. Die Weltbewertung des Talmud*. In: ders.: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, hrsg. von Miriam Gillis-Carlebach, Hildesheim/New York 1982, S. 492-512, hier S. 503.
- 29 Carlebach (Anm. 18), S. 253. Siehe hier auch Alfred Bodenheimers Interpretation dieser Stelle als theologisches Instrumentarium für Carlebachs Bewältigung der Diskriminierung durch die Nazidiktatur, in: *Einleitung*, Carlebach, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 3, hrsg. von Miriam Gillis-Carlebach, Hildesheim/New York 2002, S. 18-19.
- 30 Siehe Joseph Carlebach: *Nachwort. Die Unhaltbarkeit der Deuterocesaja Theorie*. In: ders.: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, hrsg. von Miriam Gillis-Carlebach, Hildesheim/New York 1982, S. 333-347.

„... ich will mich nun Anders nennen.“
Der Psychologe William Stern und sein Sohn
Günther Anders. Wie die schwierige Beziehung
zum Vater ein ganzes Leben prägte

Ich möchte über eine jüdische Vaterfigur schreiben, die mich mit Unterbrechungen, zugegeben, aber doch seit etwas mehr als 30 Jahren beschäftigt. Zunächst allerdings nicht so sehr als Vaterfigur, darauf bin ich erst später gestoßen, sondern zunächst als Wissenschaftler, nämlich als Psychologe: William Stern, 1871 in Berlin geboren, kam 1916 über Breslau nach Hamburg, war hier Ordinarius für Philosophie, Psychologie und Pädagogik zunächst am Kolonialinstitut, denn eine freie Universität gab es in der Kaufmannsstadt Hamburg noch nicht. Stern gab 1919, sehr rasch nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, entscheidende Impulse zur Gründung einer eben solchen Universität und war dann dort bis 1933, bis zu seiner Vertreibung durch die Nationalsozialisten, Professor und Leiter des Psychologischen Instituts: ein so umtriebiger, so erfolgreicher, so vielseitig interessierter Forscher, dass ich hier besser gar nicht erst anfangen, seine Leistungen und Verdienste aufzuzählen. Man würde lange nicht fertig.

Nur ein Stichwort (nur ein Mosaiksteinchen verglichen mit dem, was Stern seiner jungen Wissenschaft Psychologie erschlossen hat): Begabungsforschung. Stern hatte den Begriff des Intelligenzquotienten in die wissen-

schaftliche Debatte eingebracht. Und da er ein Berliner war, über Breslau nach Hamburg gekommen, wäre es auch falsch, die Abkürzung amerikanisierend auszusprechen. Über die Begabungsforschung bin ich auf William Stern gestoßen. Es gab nämlich seit den 1980er Jahren ein Forschungsprojekt an der Universität Hamburg, in dessen Rahmen ich meine Dissertation recherchieren und schreiben durfte. In diesem Projekt wurden – wie Stern es seinerzeit auch getan hatte – besonders begabte Schüler (im Projekt der neueren Zeit: mathematisch begabte Schüler) aus Hamburg und Umgebung eingeladen, an einem speziellen Förderunterricht teilzunehmen. Dafür konnten die Forscher den Kindern dabei zuschauen, mit welchen Strategien sie ihre Begabung entfalteten und sehr komplexe Aufgaben lösten. Der IQ spielte dabei eine überraschend marginale Rolle. Darauf werde ich zurückkommen. Leiter des Projekts und mein Doktorvater war der im Dezember 2014 verstorbene Wilhelm Wiczerkowski.

Stern, das muss hier nachgetragen werden, war mit seiner Familie nach Hamburg gekommen, mit seiner Frau Clara Stern und den drei Kindern Hilde, Günther und Eva, geboren 1900, 1902 und 1904. Die jüngste Tochter, Eva Michaelis-Stern, durfte ich kennenlernen, als sie 1986, aus Jerusalem kommend, das Forschungsprojekt besuchte und Wilhelm Wiczerkowski die Ehre erwies, sein damals großes und sehr agiles Forschungs- und Förderprojekt nach ihrem Vater zu benennen, als William-Stern-Gesellschaft. Drei Kinder also, Hilde, Günther und Eva. Und eine Ehefrau, mit der Stern schon vor seiner Hamburger Zeit – genauer, am Tag der Geburt des ersten Kindes – ein ganz einzigartiges Forschungsprojekt angestoßen hat: Clara und William Stern haben bis in die Pubertät ihrer Kinder und darüber hinaus deren intellektuelle, sprachliche und emotionale Entwicklung beobachtet und ihre Beobachtungen für die Wissenschaft festgehalten: erste Wörter, erste Sätze, die Interaktion im gemeinsamen Spiel oder den Verlauf kindlicher Streitigkeiten, ein einzigartiger Schatz für die Wissenschaft. Diese Aufzeichnungen liegen heute wohl verwahrt in der Hebrew University in Jerusalem¹; aber vielleicht hat die Psychologie noch nicht richtig zur Kenntnis genommen, was für eine Kostbarkeit ihr da zugewachsen ist. Denn seine Kinder beobachten und ein paar Notizen machen – das tut fast jeder. Aber es in wissenschaftlicher Systematik tun, Tag für Tag, und das 15, 17, 18 Jah-

re lang – das gibt es sonst nicht. Der Braunschweiger Psychologe Werner Deutsch wollte Clara Stern eine eigene Monographie widmen. Die nicht studierte, nicht akademisch akkreditierte, aber umso klügere Forscherin hätte eine solche Würdigung verdient, aber leider ist Deutsch darüber gestorben.

Aber unser Thema sind die Väter, und ich habe noch zu wenig über William Stern als Vater gesagt.² Außer, dass er liebevoll und aufmerksam war und ein Wissenschaftler, der sich ganz explizit dem wirklichen Leben zugewandt hatte. Zu Sterns Rolle als Vater möchte ich eine Geschichte erzählen. Das tue ich erstens, weil ich nicht (oder nicht mehr) Wissenschaftler bin, sondern Journalist und als solcher die erzählte Geschichte als eine Art grundlegende Währungseinheit betrachte. Und ich tue es zweitens, weil ich glaube, dass diese Strategie auch in der Wissenschaft angekommen ist – als *story telling*. Aus der Erkenntnis nämlich, dass die Strukturen von Wahrnehmung und Gedächtnis ihr Abbild allein in der erzählten Geschichte finden.

Die Geschichte spielt an zwei oder drei Sommertagen des Jahres 1937 in Durham, North Carolina, wo William Stern nach seiner Flucht aus Europa an der Duke University ein mehr als klägliches Aus- und Unterkommen gefunden hat. Sein Sohn Günther besucht ihn dort.³ Auch er ein Exilant, heimatlos, ratlos und voller Sorge – 1937 –, was sich da in der Heimat noch zusammenbraut. Sie sprechen, natürlich, über ihre Situation, aus der sie keinen Ausweg sehen. Sie sprechen also über das, was sie als Ende erleben, und darüber, wie in aller Welt sie dorthin gekommen sind. Es ist ein Ende, das sich hier, in der letzten Begegnung von Vater und Sohn, als ein Schicksal darstellt, vor dem es kein Entrinnen gab. Jeder Schritt auf dem Lebensweg des Vaters war ein Schritt in Richtung Durham, North Carolina. William Stern, der überbrave Musterschüler, der strebsame Schwiegersohn: Immer sucht er etwas auszugleichen. Der junge Forscher, der die Zumutungen seiner nicht jüdischen Umgebung schweigend über sich ergehen lässt: Er solle sich taufen lassen, dann könne er die längst verdiente Beförderung erreichen! Der strenge Patriot, der in Zeiten allgemeiner Not nach dem Ersten Weltkrieg keine Kartoffel essen will, die ihm nicht offiziell auf einem Bezugsschein zugeteilt wurde. Der pflichttreue Professor schließlich, der letzte Prüfungen in seiner Wohnung abnimmt, nachdem der Pöbel ihn hohnlachend aus dem eigenen Institut verjagt hatte. Oder der Fremde, dessen spätes Glück es ist,

im Chor einer amerikanischen Universität noch einmal Beethoven singen zu dürfen, „Freude schöner Götterfunken“.

Die letzte Begegnung mit seinem Sohn ist sicherlich ein Kulminationspunkt in diesem Lebensdrama. Günther ist im Jahr zuvor aus Paris in die USA geflohen, um sich in New York als Hilfsarbeiter durchzuschlagen.⁴ Eine Ehe ist zerbrochen, jede Perspektive abhandengekommen – da muss der Besuch ein Tribunal mit zwei Beteiligten gewesen sein, die Aufrechnung einer lebenslangen Differenz, eine verzweifelte Selbstoffenbarung, aber auch ein letzter Akt des Verständnisses, vielleicht gar der Liebe zwischen Vater und Sohn. Ein Jahr später, am 27. März 1938, ist William Stern tot, sein Herz setzt aus, ganz plötzlich. Aber gestorben, das deutet sich im Gespräch zwischen Vater und Sohn in bedrückender Deutlichkeit an, gestorben ist er schon seit langer Zeit, immer wieder ein bisschen, und so viele haben dazu beigetragen – aus Gehässigkeit und Rassendünkel, aus Ordnungswahn, Konkurrenzneid, Gedankenlosigkeit, aus Niedertracht, berauscht von der eigenen, geliehenen Macht, aus schierer Bosheit. Seine Frau Clara überlebt ihn um zehn Jahre. Sie stirbt 1948 in Durham. Ihr Mann, sagt sie, sei an Kummer gestorben.

Der Sohn. Günther muss schon als Kind besonders hell und kritisch, auch störrisch und eigensinnig gewesen sein. In ihren Tagebüchern berichten die Eltern von ganz erstaunlicher Wachheit, von blitzhellen Ideen und Wutausbrüchen, von einem zornigen Drang nach Selbstständigkeit und von drückenden Angstphantasien. Ein hochbegabtes Kind, daran besteht kaum ein Zweifel. Die Symptome sind klassisch, und die Tagebücher der Eltern geben ja jedes Detail wieder, jede neue Errungenschaft, jeden Schritt der Entwicklung und Entfaltung. Hilde und Eva sind patente, praktische junge Frauen, putzmunter und nicht immer unbedingt darauf aus, den schwierigen Weg zu wählen, wenn es auch einen leichteren gibt. Aber sie sind stark und entschlossen, wenn es darauf ankommt: Eva schließt sich der zionistischen Bewegung an und wird Fluchthelferin, die unter Einsatz ihres Lebens junge Juden aus Deutschland nach Palästina schmuggelt; später wird sie es sein, die den wissenschaftlichen Nachlass des Vaters zusammenträgt und nach Israel in Sicherheit bringt. Hilde bekennt sich zu den Kommunisten, wird inhaftiert. Eva holt sie aus dem Gefängnis, gerade noch rechtzeitig; der

Judenjäger Adolf Eichmann war schon aufmerksam geworden. Sie stirbt 1961 in der DDR. Günther ist der Intellektuelle, der Kreative, einer, der Freude an Ideen hat und daran, sie bis in ihre letzte, auch bittere Konsequenz auszureizen. Vater begleitet am Klavier, Mutter und die Mädchen singen, und Günther spielt die Geige. Geht nach Freiburg, studiert Philosophie bei Edmund Husserl, hört bei Ernst Cassirer und Martin Heidegger. Promoviert bei Husserl.

So weit wird der Vater mit dem Sohn einverstanden gewesen sein; die Differenzen liegen auf einer anderen Ebene. Und es ist mehr als nur zu vermuten, dass der Lebensweg des Philosophen Günther Anders wie auch sein Werk, seine hellsichtigen Analysen der „Antiquiertheit des Menschen“⁵, seine beinahe unheimliche Klarsicht auf das, was folgen sollte, Holocaust und Hiroshima – dass das alles ganz wesentlich von seinem Verhältnis zum Vater geprägt ist. Kausal geprägt, vorgezeichnet, wenn man so will. Aber hier und heute geht es ja nicht um den Sohn, es geht um Vaterfiguren.

Clara und William Stern teilen die Ideale des Bildungsbürgertums, preußisch erzogen in wilhelminischer Zeit; jeder Gedanke an Auflehnung, gar an Revolution ist ihnen unheimlich. Bis in ihren Glauben als Mitglieder der jüdischen Reformgemeinde zieht sich die Bereitschaft zur Einordnung und, im Konfliktfall, zum Einlenken. Die brutale Konsequenz, mit der die Nationalsozialisten gegen sie vorgehen, hat den Forscher und seine Frau vollkommen überrascht. Die Kinder reagieren, wehren sich, auch die Töchter. William Sterns Gemütszustand in diesen Jahren dagegen ist Fassungslosigkeit; er zieht sich zurück, macht sich Sorgen um den Alltag und klammert sich, Gott ergeben, an jede noch so schwache Hoffnung. In den Augen seines Sohnes ist der Jude William Stern ein schwacher, womöglich ein schlechter Jude. Einer, der – wie es dessen Großvater Sigismund Stern schon seiner reformierten Gemeinde in Berlin empfohlen hatte – den Gottesdienst, wenn überhaupt, dann am Sonntag besucht anstatt am Sabbat; der in der Kirche den Hut abnimmt, anstatt das Haupt zu bedecken, wie es jüdischer Brauch ist. Einer, der in schönster Naivität „Hurra“ schreit für das deutsche Vaterland und zu Weihnachten dem nicht jüdischen Hausmädchen zuliebe einen Christbaum im Wohnzimmer aufstellt.

Welche Angriffsfläche muss so ein Mann einem Sohn wie Günther gegeben haben! Einem Sohn, der einen anderen Namen annahm, sich anders nannte und unter dem Pseudonym Günther Anders ein weltberühmter Denker wurde, ein Schriftsteller und Poet, ein Philosoph der Hellsichtigkeit und des aus bitterer Erfahrung erwachsenen Misstrauens. Ein Mahner war er, der die Katastrophe des Nationalsozialismus und des Holocaust lange schon gesehen hatte, als sein Vater noch glaubte, es seien zu kurz gekommene, verblendete und schlecht erzogene Rüpel gewesen, die seine Lehrveranstaltungen schon 1919 gestört und ihn schließlich aus seinem Institut geworfen hatten. Dass der Vater sich von den Ritualen der jüdischen Kirche absetzt, das hätte der Sohn ihm nachgesehen. Er hätte ihm sogar applaudiert, denn er ist selbst ein Skeptiker, einer, der jede sentimentale Wärme, jeden Gedanken an Heimat und an Geborgenheit im Glauben von sich weist und Nähe meidet. Aber Schwäche, einlenken, sich ein- und unterordnen? Das ist es, was er dem Vater nicht verzeiht.

Er nannte sich Günther Anders, und warum er es tat, dafür gibt es zwei verschiedene Begründungen. Seine eigene: Er habe als junger Autor so emsig Beiträge für den Berliner *Börsen-Courier* produziert, dass dessen Redakteur ihn eines Tages aufforderte, doch den einen oder anderen Artikel einmal anders zu unterzeichnen als immer nur mit Günther Stern. Da war es doch ein hübsches Spiel, den Kollegen beim Wort zu nehmen: dann eben anders. Seine Schwester Eva vermutet dagegen, dass es ein Akt der Abgrenzung gewesen sein könnte: Wer im Schatten eines so weithin anerkannten, erfolgreichen und gefeierten Vaters stehe, wie William Stern es in den Jugend- und jungen Erwachsenenjahren seines Sohnes war, der sehne sich vielleicht auch manchmal danach, ein anderer zu sein, eben: ein Günther Anders.

Durham also. Clara und William Stern sind über Holland in den Süden der USA gekommen. Freunde und Kollegen haben geholfen, Stern spielte ja längst in der internationalen Liga. Nun kann er lehren, auch wenn er sich schwertut mit der Sprache, und er findet eine Bleibe unter dem Dach des Wohnheims für Dozenten. Höllisch heiß sei es, schreibt er einem Freund nach Deutschland, aber er schwärmt von der Schönheit der Duke University; sie solle neben Yale die schönste der amerikanischen Universitäten sein.

Stern ist dankbar und bescheiden. Er arrangiert sich, wieder einmal. Was sonst bleibt ihm übrig? Wie anders sieht das in der Rückschau des Sohnes aus! Günther Anders erinnert sich an eine stinkende und heiße Tabakstadt, in der William Stern, von Hitler verjagt und schrecklich schnell alternd, schreibt der Sohn, das klägliche Ende seines Lebens verbringen musste. Er wird seinen Eindruck dem Vater gegenüber nicht zurückgehalten haben: Schau, wo du gelandet bist.

Lang und entmutigend sei das Gespräch gewesen, schreibt Anders viele Jahre später. Längst ist er selbst ein alter Mann, viel älter, als der Vater je geworden ist. Der Gedanke befremdet und bedrückt ihn. Er sieht darin den natürlichen Lauf des Lebens in die falsche Richtung verkehrt, empfindet so etwas wie ein Schuldgefühl des Überlebenden. Es quält ihn „eine Scham, als Jude heute noch da zu sein, also nicht zu den in Auschwitz oder Maidanek Vernichteten zu gehören“.⁶ Günther Anders erkennt im Schicksal seines Vaters auch das jüdische schlechthin, das ahasverische Schicksal der Heimatlosigkeit, zu der er sich selbst grimmig bekennt. Und er tut es in bitterster Konsequenz: kein Ort, nirgends, der für einen Juden wie ihn noch Heimat sein könnte, nicht in Israel, nicht in jüdischem Glauben und jüdischer Tradition und schon gar nicht in Durham, North Carolina. Als ihm nach dem Tod der Mutter unversehens der Nachlass seiner Eltern – Briefe, Fotos, Notizen – vor die Tür seines möblierten Zimmers in New York gewuchtet wird, sieht er alles noch einmal durch, Stück für Stück. Und wirft dann alles fort. Der Sohn wird zum Vollstrecker. Er zwingt seine Familie postum in das Schicksal des sagenhaften Ahasver, des ewig umherirrenden, heimatlosen Juden, das er sich selbst auferlegt hat: Nicht einmal der Nachlass soll Asyl finden. Nun seien sie zum zweiten Mal gestorben, schreibt er am 10. März 1948 in sein Tagebuch. Denn wer sollte ihrer noch gedenken? Und dann wirft er die ganze Last der Erinnerung von sich, schreibt aber, immerhin, er fühle sich erbärmlich.⁷ Denn es geht um nichts Geringeres als das Lebenswerk des Vaters.

Fast 50 Jahre nach der Unterredung vom Sommer 1937 schreibt Günther Anders in einem Brief, die Psychotechnik und ihr unvermeidlicher Missbrauch sei das Thema gewesen, der IQ und Tests im Allgemeinen, namentlich „die Auswahlkriterien und -absichten. Es war ein Gespräch“, so erinnert

er sich weiter, „in dem er mir (bereit, mir recht zu geben, denn er erkannte mich als den ‚Politischeren‘ an) darüber klagte (sogar höhrend klagte, was bei ihm, dem viel zu Versöhnlichen, leider viel zu selten geschah), wie unintelligent die Mehrzahl der in den USA hunderttausendfach von Geistlosen erfundenen und verwendeten IQ-Fragen waren. ‚Die Annahme, dass Anstreichenkönnen Denkenkönnen beweise, verrät den tiefsten IQ und ein totales Bildungsmanko‘, meinte Vater damals. Kurz: solche Messung des Intelligenzgrades von Prüflingen hielt er für albern, weil das Quantum an Intelligenzmangel, das in die Testfragen investiert war, diese als Methoden der Wahrheitsfindung disqualifizierte.“⁸ In Sterns Labor hatte ein Flugsimulator gestanden, schon während des Ersten Weltkriegs, eine der ersten Apparaturen ihrer Art. Daran erinnert der Sohn den Vater nun und wie er selbst als Kind, jauchzend vor Begeisterung, auf feindliche Piloten geballert habe. Ebenso an all die Eignungsprüfungen und Ausleseverfahren, mit denen William Stern die Nützlichkeit seiner Wissenschaft bewiesen hat – um die Nutzung selbst dann anderen zu überlassen: der Schulbehörde, der Berufsberatung, der Werbewirtschaft, der Heeresleitung. „Nun, auch mein Vater mag damals, als er ‚mitmachte‘, dieses Mitmachen als selbstverständlich empfunden haben“, schreibt Anders in höhnischer, unversöhnlicher Anlehnung an den Sprachgebrauch derer, die das Mitmachen als Fall von moralischer Geringfügigkeit abtun.

Vielleicht ist ihm der Gedanke einer Verweigerung nicht nur unmöglich vorgekommen, sondern überhaupt nicht gekommen. Aber selbstverständlich geblieben ist das für ihn nicht.

Der Sohn ist zornig. Sein Vater sei zu gut gewesen, meint er, zu fleißig, zu aufrichtig, zu redlich. Zu dumm. Denn dass seine Auftraggeber diese Blauäugigkeit ausgenutzt haben, sei ihm viel zu spät klar geworden. Viel zu spät habe er sich gefragt, in wessen Interesse er eigentlich arbeite.

Zu seiner Ehrenrettung verrate er nun, wie tief sein Vater gelitten habe, schreibt Günther Anders dann mit überraschender Wärme.

Unfähig, das Gewesene auszulöschen oder es, wie es heute so scheinheilig heißt, zu ‚bewältigen‘, bezweifelte er nun tief, nein: bestritt er

unser Recht, ad libitum Menschen und deren Fähigkeiten einzustufen, um dann die von uns als ‚befähigt‘ Eingestuften – fast hätte ich geschrieben: zu selektieren – auszuwählen und den Mächtigen auszuhändigen, da es ja nicht in unserer Macht stehe zu kontrollieren und mitzuentcheiden, wofür die von uns Ausgewählten verwendet würden.

War es so? Es wäre ein Finale vom Format einer griechischen Tragödie gewesen. Ein Triumph dessen, der das Böse vorausgesehen hat, gegenüber dem, der es durch Milde auszugleichen suchte. Oder schreibt sich der 84-jährige Günther Anders in der Einsamkeit seiner Wiener Klausur eine Legende zu recht, in der er – nun endgültig – die Oberhand behält? Immerhin, es sind sehr konkrete Details, an die er sich erinnert: „Als Initiator solcher ‚Auslesen‘ und als Erfinder des IQ in die Nachwelt einzugehen, wäre das Letzte gewesen, was sich mein Vater, der mit Recht den Titel ‚Philosoph‘ hat beanspruchen dürfen, gewünscht hätte.“ Kein Wort aber über Sterns Begriff vom Menschen, über die Chancen, die in seinem Ansatz für die Zukunft seiner Disziplin steckten, über seine Wut auf die schrecklichen Vereinfacher seiner Gegenwart und die Versuche, dem aufkommenden Massenwahn mit einer Psychologie zu begegnen, die dem Individuum zu seinem Recht verhelfen will – Individuum, das bedeutet doch: unteilbar, nicht aufteilbar in die Kategorien eines Tests. Günther Anders hat seinem Vater allein dessen Verfehlungen vorgeworfen. Vielleicht haben sie über nichts anderes gesprochen. Vielleicht hat William Stern in diesem letzten Gespräch mit seinem Sohn tatsächlich das Gefühl gehabt, alles sei vergeblich gewesen. Wollte der Sohn das? Diesen finalen Triumph?

Wir werden es nicht erfahren. Falls William Stern im letzten Jahr seines Lebens noch Notizen über das Gespräch mit seinem Sohn gemacht hat, falls er versucht hat, die Ideen zu relativieren, die er so wohlfeil in die Welt gesetzt hatte, falls er noch versucht hat, seine Ansätze einer stärker humanistisch orientierten Psychologie weiter auszubauen, als eine Art Antithese, als Revision seiner Arbeiten aus den ehrgeizigen früheren Jahren: Wir werden es nicht erfahren. Der Sohn hat alles vernichtet. In seinen letzten Jahren lebt Günther Anders in Wien, allein und, wie Werner Deutsch von einem Besuch berichtet, in einer beinahe völlig leeren Kammer. Bücher,

ein Tisch, eine Matratze. Eine Graphik von A. Paul Weber hängt an der Wand, und daneben – und welche Aussage steckt darin –: ein Foto des Vaters. Möglich, dass dieses letzte Gespräch am Vorabend von Weltkrieg und Holocaust das ganze Drama der Beziehung von Vater und Sohn auf den Punkt brachte, das Drama einer jüdischen Existenz in Deutschland, das Drama einer dienstbaren Wissenschaft, die ihre Erkenntnis leichtfertig an die Falschen gibt. Kann sein, dass hinter alledem der Wunsch nach Versöhnung steckte. Das Problem ist, dass bis auf die knappen Notizen des Sohnes nichts davon überliefert ist. Die Geschichte zu erzählen, ihre Stränge zusammenzufügen und eine Moral darin zu entdecken, wäre ein Werk der Fiktion. Aber vielleicht liegt genau darin ihre Chance.

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Clara and William Stern: Stern Diaries, elektronisch im Volltext verfügbar in: Max Planck Institute for Psycholinguistics, Nimwegen, Niederlande <http://www.mpi.nl/resources/data/stern-diaries/> [Zugriff Oktober 2015].
- 2 Vgl. hier und zum Folgenden Werner Deutsch: Finding Aid [Nachlass-Findbuch]. Adolf-Würth-Zentrum für Geschichte der Psychologie, Universität Würzburg 2011 http://www.awz.uni-wuerzburg.de/fileadmin/42050000/user_upload/Findbuecher/FA_Werner_Deutsch.pdf [Zugriff Oktober 2015].
- 3 Vgl. hier und zum Folgenden Raimund Bahr: Günther Anders. Leben und Denken im Wort, St. Wolfgang 2010, sowie Heinz Scheffelmeier: Günther Anders, geb. Stern. Eine umfassende Bibliographie und Werksammlung in Primär-, Sekundär- und Tertiärquellen 1924 – 3. März 2012. In: Forum. Internationale Zeitschrift für kulturelle Freiheit, politische Gleichheit und solidarische Arbeit, http://www.forvm.at/texte/ga_bibliographie.html [Zugriff Oktober 2015].
- 4 Vgl. Christian Dries: Vita Günther Anders (1902–1992). In: Internationale Günther Anders-Gesellschaft 2014 <http://www.guenther-anders-gesellschaft.org/vita-guenther-anders> [Zugriff Oktober 2015].
- 5 Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. I: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution, München 1956.
- 6 Günther Anders: Lesebuch, hrsg. von Bernhard Lassahn, Zürich 1984, S. 238.
- 7 Vgl. Günther Anders: Tagebücher und Gedichte, München 1985.
- 8 Vgl. hier und im Folgenden auch Martin Tschechne: William Stern, Hamburg 2010.

Jüdische Väter zwischen Ohnmacht und Überlebenskampf

Die jüdische Bevölkerung in Deutschland wurde, unabhängig von Alter und Geschlecht, seit 1933 schrittweise ausgegrenzt, verfolgt und in einen Zustand von Recht- und Wehrlosigkeit getrieben. Für jüdische Väter bedeutete dies, dass sie sich ihrer Rolle als Ernährer und Beschützer ihrer Kinder zunehmend beraubt sahen. Marion Kaplan stellt für die Jahre von 1933 bis 1938 fest, dass sich die Geschlechterrollen in jüdischen Familien veränderten, „weil die Verhältnisse die Familien zwangen, Strategien zu erfinden, derer sie sich in normalen Zeiten niemals bedient hätten. Die Nazis zerstörten im Grunde die patriarchalische Struktur der jüdischen Familie, indem sie eine Lücke schufen, die von Frauen gefüllt werden musste.“¹ Spätestens seit den massenhaften Misshandlungen vor allem männlicher Juden während des Novemberpogroms 1938 und der Festnahme von 25.000 Männern, die für Tage, Wochen oder Monate in Konzentrationslager eingeliefert wurden, war die Schutzlosigkeit und Ohnmacht von Vätern offenkundig. Nicht nur ihre Frauen mussten zusehen, wie sie misshandelt und abtransportiert wurden, sondern auch Kinder und Jugendliche wurden Zeugen der Demütigung und Verhaftung ihrer Väter und erlebten die Rückkehr eines oft gebrochenen

Mannes. Es folgten die endgültige Zerstörung der beruflichen Existenz, verzweifelte, meist vergebliche Auswanderungsversuche und schließlich die Zwangsarbeit, die mit weiterer sozialer Degradierung und gesundheitlichem Verfall verbunden war.

Der jüdische Bevölkerungsteil, dem es bis zum 1. September 1939 bzw. bis zum endgültigen Emigrationsverbot am 23. Oktober 1941 nicht gelungen war, Deutschland zu verlassen, war dazu verurteilt, „in den Osten“ deportiert zu werden. Außer dem Suizid oder der Flucht in die Illegalität gab es keine Handlungsoption, und Letztere erschien den meisten Verfolgten aus nachvollziehbaren Gründen als ein Ding der Unmöglichkeit. Väter und Mütter sahen sich vor schwerste Entscheidungen gestellt.² Ruth Abraham, die mit Mann und Kleinkind im Untergrund überlebt hatte³, haderte noch viele Jahre nach der Schoah mit dem Mann ihrer Schwester, der mit seiner Familie in Auschwitz ermordet worden war. Sie hatte ihn dazu bewegen wollen, wenigstens seine beiden Kinder in ein Versteck zu geben. In ihren Memoiren heißt es: „Er nannte mich die ‚Verrückte‘, weil ich vorhatte, in den Untergrund zu gehen, noch dazu als Schwangere. Martin [Kessler] sagte ganz strikt, er werde nie zulassen, dass seine Kinder mit uns gingen, so sehr wir ihn auch beknieten.“ Der Schwager habe sich auf den Standpunkt gestellt, seine Kinder müssten dahin gehen, wo er hingehen werde. Eine Familie müsse zusammenbleiben.⁴

Die Entscheidung zur Flucht in die Illegalität und das Leben im Versteck aus der Perspektive von Vätern zu schildern, gestaltete sich schwieriger als zunächst vermutet. Ein Großteil der einschlägigen Berichte wurde von Überlebenden überliefert, die als Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene entweder allein oder mit ihrer Mutter untergetaucht waren, während der Vater emigriert, gestorben oder deportiert worden war.⁵ Von Vätern liegen verhältnismäßig wenige Texte vor.

Im Folgenden werden drei bisher wenig bekannte Selbstzeugnisse von jüdischen Vätern vorgestellt, von denen zwei in Berlin untergetaucht waren und einer sich gegen Ende des Krieges in Hamburg versteckte. Es handelt sich um Quellen unterschiedlicher Art, mit verschiedenen Ausgangslagen und Konsequenzen. Außerdem werden zwei biographische Darstellungen von Autorinnen berücksichtigt, die als junge Frau bzw. junges Mädchen

untertauchten, eine in Berlin, die andere in Sosnowiec im polnischen Oberschlesien. Für ihr Überleben war der Vater bzw. das Bild des Vaters von großer Bedeutung.

VÄTER IM UNTERGRUND

Die Erforschung der Situation von Jüdinnen und Juden, die sich entschlossen hatten, „illegal“ zu leben, zeigt, dass die Gefahr der Entdeckung für Männer im wehrfähigen Alter am höchsten war, da während des Krieges allein ihre Anwesenheit in der Öffentlichkeit Misstrauen erzeugte. Viele jüdische Männer, darunter zahlreiche Väter, die sich aus ihrem Versteck wagten, um Lebensmittel aufzutreiben, einem Erwerb nachzugehen oder ein neues Quartier zu suchen, wenn das bisherige zerstört oder verraten worden war, liefen Gefahr, in eine der allgegenwärtigen Polizei- oder Militärkontrollen zu geraten. Ohne ein entsprechendes (gefälschtes) Dokument, das ihre Abwesenheit von der Wehrmacht plausibel begründete, bedeutete eine solche Kontrolle die sofortige Deportation, oft zusammen mit den versteckten Kindern und der Ehefrau.⁶

Die umfangreichste der verwendeten Quellen wurde durch den Berliner Schriftsteller Erich Hopp überliefert, der in der unmittelbaren Nachkriegszeit einen Rückblick auf die Zeit in der Illegalität verfasste, in dem er seine Nöte als Vater eindringlich zum Ausdruck bringt.⁷ Im Juni 1942, als Erich und Charlotte Hopp mit der baldigen Deportation rechnen mussten, entschlossen sie sich, zusammen mit ihrem 14-jährigen Sohn Wolfgang heimlich ihre Wohnung in Berlin-Friedenau zu verlassen und in den Untergrund zu flüchten. Hopp beschreibt zunächst die Demütigungen, die er bis zu diesem Zeitpunkt erlitten hat, seine körperliche Auszehrung und soziale Ohnmacht. Auffallend ist, dass der Autor über sich selbst und seine Familie in der dritten Person spricht und sich damit gleichsam von außen betrachtet, auf Distanz geht und damit deutlich macht, dass er seine Geschichte nicht für einzigartig hält.

Seit fünf Uhr früh ist er auf den Beinen. Monate lang schon leistet er Zwangsarbeit in einer Fabrik als Erdarbeiter und Kohlenschipper,

und wenn er, der schwächliche Typus eines geistigen Menschen, um ½ 8 Uhr abends geschunden und zermürbt heimkehrt, dann blutet der Charlotte und dem Sohn schier das Herz ob seines trostlosen Anblicks.⁸

Der Autor offenbart sich einerseits in seiner ganzen Erschöpfung, Schwäche und Hilflosigkeit, betont andererseits aber auch seine Akte der Selbstbehauptung:

Er muss die Straßen seines Viertels säubern. Absichtlich tut er dies in seiner besten Kleidung, mit seinen Orden aus dem Kriege 1914/1918 geschmückt, und erregt so ein gewisses Aufsehen und Kopfschütteln.⁹

Nach der ersten Phase seiner Zwangsarbeit bei der Straßenreinigung wurde Hopp zur Fabrikarbeit herangezogen, bei Zeiss-Ikon,

den bekannten optischen Werken, nicht als einer, der Linsen in Mikroskope einfügen darf, nein, als Schwerarbeiter an Kohlenwaggons. Wieder ist er am Ende seiner körperlichen Kräfte, nur den Geist, den Geist will er hinüberretten. Er steht morgens statt um 5 Uhr um 4 Uhr auf, um nur ein wenig lesen zu können, bevor er sich an sein schweres Tagewerk macht.¹⁰

Am Tag der Flucht in die Illegalität verlassen Vater und Sohn gemeinsam die Wohnung, die ihnen den letzten Rest an Schutz geboten hat. Sie müssen sich trennen „von der Bibliothek mit 3.000 Bänden, vom Spielzeug des Jungen, der beim Anblick seines weißen Kinderbettes in Tränen ausbrach“. Und sie müssen Abschied nehmen von Charlotte Hopp, da die Familie kein gemeinsames Versteck gefunden hat. Rückblickend beschreibt sich Erich Hopp als einen Vater, dem es in dieser bedrückenden Situation gelingt, seinem Sohn ein Minimum an Zuversicht und Sicherheit zu vermitteln:

Dann nimmt ihn der Vater bei der Hand: „Junge, es ist wie beim elektrischen Licht: Dreh den Schalter um, und schon ist alles Sichtbare ausgeschaltet. Jetzt wollen wir nicht sentimental werden. Komm, dein Vater ist ja bei dir und morgen sehen wir die liebe Mutter wieder.“¹¹

Allerdings ist es nicht der Vater, sondern Wolfgangs Mutter, der es gelungen ist, für Mann und Sohn eine vorläufige Unterkunft ausfindig zu machen, weit entfernt vom bisherigen Wohnviertel, in einer „schlecht beleumundeten“ Straße, einem fremden Milieu. Der Vater wagte es wegen seines „jüdischen Aussehens“ nicht, seine elende Kammer zu verlassen. In seiner Ohnmacht und Isolation fand er – so beschreibt er es – für sich einen spirituellen Lichtblick, der überlebensnotwendig ist:

Er hat einen alten, wackligen Tisch, an dem er sinnend sitzt, und plötzlich vollzieht sich ein Mirakel an ihm: Er sieht nicht mehr die Abscheu erregende Umgebung, er fühlt nicht mehr die Schwere seiner Lage. Er reißt Papier und Bleistift aus seinem kleinen Koffer und dichtet. Er dichtet Psalmen, vierzehn Tage nach der Flucht in die ungewisse, gefährliche Zukunft. Psalmen der Fürbitte in der Not, Psalmen der Mitmenschlichkeit und voll des Gottvertrauens und Glaubens an den Sieg des Guten. Erich schreibt und schreibt bei Tag und Nacht. Er tut dies nicht, um Seite auf Seite zu füllen. Er steht unter einem unerklärlichen Befehl, ja, nicht er schreibt, es schreibt in ihm und durch ihn. Nie wieder wird Erich etwas Ähnliches empfinden oder schaffen. In einigen wenigen Tagen entsteht ein Buch von 28 Psalmen und dann nichts mehr dergleichen. Es ist, als ob Erich seitdem eine tiefe Erkenntnis in sich trägt, die ihm einen klaren Einblick gewährt in die Psychologie jener biblischen Psalmendichter, die Tausende von Jahren vor ihm lebten und litten, hofften und gleich ihm auf die ewige göttliche Gerechtigkeit vertrauten.¹²

Die Rückbesinnung auf tief verankerte religiöse Bindungen in einer verzweifelten, nahezu hoffnungslosen Situation ermöglicht es dem Vater, eine Kraftquelle zu finden, die ihm und damit auch dem Sohn einen wirksamen Selbstschutz gewährt.

Nach kurzer Zeit mussten Erich und Wolfgang Hopp aus dem Quartier flüchten, da Verrat drohte. Der Vater fand Aufnahme bei der hilfreichen „arischen“ Witwe seines Cousins in deren kleiner Wohnung. Wieder ist er eingeschlossen und zu Tatenlosigkeit verurteilt, kann nichts für Frau und Sohn tun:

21 Monate wird er diesen Raum nicht verlassen: Bei schweren Luftangriffen wird er es erleben, wie das Haus gleich einem Schiff schwankt und ihn die Glassplitter und Mörtelteile bespritzen. Er wird die ganze Zeit stets nur flüstern, leise über den Fußboden schleichen, hinter Fenstervorhängen filtriertes Licht genießen. [...] Erich wird die Länge seines Raumes ausmessen: 4 Meter. 25 Mal diesen Weg durchschlichen, das sind 100 Meter zurückgelegt, und diesen Marsch wird er hin und wieder antreten, damit er im kalten Zimmer nicht ganz das Laufen verlernt.¹³

Seine Frau dagegen, die an einem anderen Ort untergetaucht lebte, war unermüdlich unterwegs, um ihn und den Jungen mit Nahrung zu versorgen. Wolfgang, der vorübergehend im Versteck seiner Mutter untergekommen war, zog schließlich wieder zu seinem Vater. Dies bot Erich Hopp die Chance, etwas für den Sohn zu tun, ihm eine Zukunft zu eröffnen:

Alles Wissenswerte der humanistischen Bildung bemüht er sich, ihm beizubringen, und wenn auch manches nur mit Widerstreben und jugendlicher Ungeduld aufgenommen wird, so bleibt doch vieles, was ihm später dienlich sein kann, haften.¹⁴

Anders als der Vater verließ der Junge das enge Versteck und bewegte sich frei auf der Straße, was den Eingeschlossenen einerseits in Angst versetzte, ihm andererseits aber eine wichtige Abwechslung brachte. Der Junge sammelte für ihn Zigarettenstummel aus Aschenbechern in Lokalen oder von der Straße. Wieder befand sich der Vater in der Rolle dessen, der versorgt wurde.

In traumatischer Erinnerung blieben die Bombennächte, in denen sie wegen der Gefahr, entdeckt zu werden, keinen Luftschutzkeller aufsuchten. Der Vater stand Wolfgang bei und bot ihm Schutz, indem er durch seine körperliche Nähe die Angst des Jungen linderte und ein Spiel daraus machte, was es dem Sohn erleichterte, dies zuzulassen:

Wolfgang zittert am ganzen Leibe und presst sich dicht an seinen Vater. Habt Ihr es schon einmal beobachtet? Vor einem Haus steht ein Wagen mit zwei Pferden. Sie warten, warten – ihr Kutscher kommt nicht. Da plötzlich legt ein Pferd seinen Kopf über den Hals seines

Mitpferdes. Ein Bild schönster Tierkollegialität. Vater Erich braucht nur zu sagen: ‚Komm Junge, machen wir befreundetes Pferd!‘ Und schon schmiegt sich sein bebender Leib ganz dicht an den seines Vaters. Den Kopf birgt er zwischen väterlichem Hals und Rücken, und nun sieht er nichts mehr von den lodernden Bränden, und er fühlt sich geborgen.¹⁵

Gegen Ende des Krieges, als Vater und Sohn längst im Berliner Vorort Eichwalde versteckt leben, wo sich auch Charlotte Hopp aufhält, kam es zu einer extremen Situation. Der Vater musste befürchten, an einer Vergiftung mit verdorbenem Pferdefleisch zu sterben. Er zog den Sohn ins Vertrauen und führte mit ihm ein schwieriges Gespräch:

Erich, der Stoiker, schaute ruhig und gelassen seinem Tode entgegen. Nur eines machte ihm Sorgen: Was soll man mit seinem Leichnam anfangen? Offizielle Beerdigung ausgeschlossen. Vergraben im Garten? Unmöglich! Mit Wolfgang besprach er das ganz offen. Charlotte wollte er nicht beunruhigen. Das Beste würde wohl sein, seinen Kadaver nachts in den nahen Wald zu schleppen: Der Junge solle aber ja nicht vergessen, alle Taschen zu leeren und alle Herkunftszeichen aus den Kleidern zu entfernen.¹⁶

Der Vater erholte sich jedoch wieder, sodass dem Jungen erspart blieb, die Leiche wegzuschaffen und zu begraben. Wie wichtig es Erich Hopp war, nach dem Ende der Verfolgung zumindest teilweise die Rolle des Familienoberhaupts, mit der er sich identifizierte, wieder einnehmen zu können, mag folgende scheinbar banale Bemerkung verdeutlichen: „Als Wolfgang die Lebensmittelkarten, die ersten legalen, zur Hand nahm, rief er voller Stolz: ‚Vati, Du bist wieder Haushaltungsvorstand!‘ Und dieser Titel macht den Vater noch heute froh.“¹⁷

Erich Hopp ist es gelungen, mit seiner Frau und seinem Sohn Verfolgung und Krieg zu überleben. Nach der Befreiung war er von tiefer Dankbarkeit durchdrungen, unterschwellig aber wohl auch von Schuldgefühlen, zumindest von dem Gefühl, etwas schuldig zu sein. Er verspürte den Drang, seinem Überleben und dem seiner Familie einen tieferen Sinn zu verleihen.

Er war davon überzeugt, er selbst, seine Frau und sein Sohn hätten eine große humanitäre Aufgabe zu erfüllen, gleichsam eine Schuld abzutragen für den glücklichen Ausgang ihrer Flucht vor der Deportation:

*Sie haben eine Mission auf dieser Erde zu erfüllen. Sie wollen sich dafür einsetzen, dass nie wieder Völkerhass, Unmenschlichkeit und Rassenwahn die Oberhand gewinnen über Menschenliebe, Gerechtigkeit und Humanität. Die Menschheit, so haben sie erkannt, muss die Gewissheit haben, dass es viele Möglichkeiten gibt, jedes Übel, das Erdbewohnern von Erdbewohnern droht, abzuwenden. Jeder, der ein Menschenantlitz trägt, wisse um die Heiligkeit des Lebens und um die Pflicht, durch Menschlichkeit die Unmenschlichkeit zu überwinden.*¹⁸

Wie sich dieses Vater-Sohn-Verhältnis, das durch große Nähe und Vertrautheit geprägt war, verstärkt durch das gemeinsame Ausharren in Todesgefahr, in späteren Jahren entwickelt hätte, können wir nicht wissen. Erich Hopp, entkräftet durch die langen Verfolgungsjahre, starb 1949 im Alter von 61 Jahren. Der Sohn war inzwischen 21 Jahre alt. Wolfgang Hopp wanderte nach dem Tod des Vaters zusammen mit seiner Mutter zunächst nach Israel, später in die USA aus. Von ihm sind außer kurzen Lebensläufen in Nachkriegsakten keine Erinnerungen überliefert. Er starb 1994 im Alter von 66 Jahren und hinterließ Frau und Tochter.

Ganz anders gelagert ist die Vater-Sohn-Geschichte im folgenden Bericht, der im Rahmen der Befragung von Überlebenden durch die Wiener Library 1955 entstand.¹⁹ Es geht um den Berliner Textilkaufmann Fritz Pagel, 1895 geboren, der als Teilnehmer im Ersten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war. Dies mochte den Familienvater in den ersten Jahren nach 1933 davon abgehalten haben, die Auswanderung intensiv zu betreiben. 1937 wurde er in den Vorstand des Synagogenvereins Berlin-Weißensee gewählt. Seine Situation bis zum Pogrom 1938 beschreibt er mit den Worten: „Wir lebten und arbeiteten ungestört bis zur Novemberkatastrophe.“²⁰ Danach versuchte er, mit seiner Frau und dem 14-jährigen Sohn Günther nach Argentinien zu entkommen, was aber scheiterte; die Familie saß in Berlin fest. 1940 wurde als zweites Kind die Tochter Judith geboren. Seit 1941 leistete Fritz Pagel zusammen

mit seinem Sohn Zwangsarbeit. Der Vater beobachtete die Vorgänge im Betrieb mit wachsender Sorge. Daraus, dass immer mehr Arbeitskräfte aus Polen eintrafen, habe er geschlossen, dass den jüdischen Zwangsarbeitern in absehbarer Zeit der Verlust des Arbeitsplatzes und damit die Deportation drohten.

Am 2. Januar 1943 flüchteten Fritz und Henny Pagel mit den beiden Kindern ins Versteck. Ein ehemaliger nicht jüdischer Nachbar hatte der Familie einen Unterschlupf in seinem Wochenendhaus außerhalb Berlins zur Verfügung gestellt. Als nach einem halben Jahr Verrat durch eine Nachbarin drohte, mussten sie dieses Quartier verlassen. Pagel war verzweifelt auf der Suche nach Unterkünften: „Unser Junge konnte bei Freunden unterkommen, während wir ohne feste Bleibe waren, herumfuhren und einmal sogar im Grunewald kampierten.“²¹ Anfang Juli 1943 kam es zur Katastrophe: Ein Kripo-Beamter in Zivil nahm Fritz und Henny Pagel mit der zweijährigen Judith auf offener Straße fest und lieferte sie im Sammellager Große Hamburger Straße ab. Dass der Sohn der Verhaftung entkam, betrachtete der Vater als Glück im Unglück: „Wir waren froh, dass Günther nicht bei uns war. Er war doch unser ganzer Stolz, und wir wussten, dass er gut aufgehoben war, denn er hatte mehrere Plätze, wo er unterkommen konnte“, wird er später betonen.²² Allerdings war die Bindung des Sohnes an die Familie übermächtig. Pagel berichtet:

*Drei Tage nach unserer Einlieferung öffnete sich abends die Tür, und unser Sohn trat ins Zimmer. Ich war außer mir und machte ihm heftige Vorwürfe, aber schließlich schwieg ich, als er erklärte: Ich lasse euch nicht allein ins Ungewisse, Papa, euer Weg ist auch mein Weg. Diese Worte werde ich nie im Leben vergessen.*²³

Die ganze Familie wurde nach Auschwitz deportiert. Sogleich nach der Ankunft wurden Fritz und Günther Pagel von Henny und Judith unwiderruflich getrennt. Damit war die Ohnmacht des Vaters besiegelt; für seine Frau und die kleine Tochter konnte er nichts mehr tun. Nur der geliebte Sohn ist ihm geblieben. Mit ihm verrichtete er in den nächsten Monaten Sklavenarbeit im Außenlager Auschwitz-Monowitz.

*Dort waren wir beide unzertrennlich [...]. Wir richteten uns gegenseitig auf und waren uns eine Stütze. Und wenn ich das heute schreibe, kann ich nur sagen, dass mein Junge alles wie ein Mann getragen hat, trotz seiner jungen Jahre. Ich hatte immer geglaubt, das Ende dieser grausigen Zeit mit ihm zu erleben.*²⁴

Diese letzte Hoffnung wurde grausam zunichte. Der Vater konnte nicht verhindern, dass Günther eines Tages aus dem Schlosser-Kommando gerissen und einem „schlechten Arbeitskommando“ zugeteilt wurde. Dort erkrankte der junge Mann an einer Lungenentzündung und starb am 17. Januar 1944 in der Krankenbaracke. Gewissheit über den Tod des Sohnes und das Todesdatum erhielt der Vater allerdings erst nach dem Krieg. Vielleicht hat ihn in Auschwitz am Leben erhalten, dass er bis zuletzt „geglaubt“ hatte, Günther sei nur in eine andere Krankenbaracke „verlegt“ worden. Was Fritz Pagel nach dem Verlust des Sohnes an weiteren Qualen bevorstand, ehe er befreit wurde, ist unfassbar und kann hier nicht wiedergegeben werden. Dies ist wohl auch der Grund für die eher nüchterne Berichterstattung dieses Vaters, der seine Kinder und seine Frau nicht hatte schützen können und als Einziger überlebt hat.²⁵ 1946 gelangte er nach England, wo seine Mutter, sein Bruder und seine Schwester seit 1939 lebten. Fritz Pagel starb 1989 im Alter von 93 Jahren.

Im folgenden Beispiel aus Hamburg geht es um einen jüdischen Vater, der Partner einer „Mischehe“ war. Den Krankenpfleger Herbert Löwy (1898 in Westpreußen geboren) traf die Verfolgung seit Beginn des NS-Regimes in aller Härte. Schon 1933 wurde er, der seinen Beruf leidenschaftlich gern ausübte, aus dem Krankenhaus entlassen, die Kollegen rückten von ihm ab. Dies stürzte ihn in tiefe Verzweiflung und stellte sein Selbstbild infrage: „Selbstmordgedanken kreisten in meinem Kopf, was sollte ich noch zu Hause, wenn ich doch nicht mehr der Ernährer meiner Familie sein durfte.“²⁶ Besonders litt er darunter, dass seine drei Kinder durch ihn „stark belastet“ gewesen seien, wie er in seinem 1948 verfassten Bericht schreibt.²⁷ Am 11. November 1938 erschienen Gestapo-Männer in der Löwy'schen Wohnung und nahmen ihn vor den Augen seiner weinenden Kinder fest, um ihn ins Gefängnis Fuhlsbüttel einzuliefern.²⁸ Seine Familie wurde unmittelbar

nach seiner Verhaftung aus der Wohnung geworfen und stand obdachlos mit den Möbeln auf der Straße.²⁹ Die Kinder zogen nun zu den „arischen“ Großeltern. Löwy empfand es als Schmach, nicht mehr für seine Familie sorgen zu können.

Vater Löwy leistete jahrelang Zwangsarbeit, blieb aber durch seine evangelische Frau, die stets zu ihm stand, bis zum Februar 1945 von der Deportation verschont. Da ihm zu diesem Zeitpunkt der Transport nach Theresienstadt drohte, beschloss er unterzutauchen. Seine Kinder halfen nach Kräften; sie suchten den Vater in der Zeit schwerster Bombenangriffe in seinen Verstecken auf, um ihn mit Proviant zu versorgen.³⁰ Der Sohn Hans-Joachim, der mit seinen 19 Jahren als Zwangsarbeiter auf dem Ohlsdorfer Friedhof Massengräber ausheben musste, berichtet von riskanten Fahrten durch Groß-Hamburg, um den Vater zu versorgen und Kurierdienste zu leisten. Im Nachhinein setzt er sich deutlich von seinem Vater ab: Während dieser sein Leben lang Angst gehabt habe, habe er selbst überhaupt keine Angst gehabt.³¹ Die Enkelin vermutet, dass es ihren Vater Hans-Joachim Löwy sehr verletzt habe, dass Herbert Löwy die wichtige Rolle, die der Sohn während der Zeit im Versteck für ihn spielte, in seinem Bericht nicht angemessen gewürdigt habe. Herbert Löwy, der sich jahrelang Vorwürfe gemacht hatte, dass seine Kinder darunter leiden mussten, dass er Jude war, musste den gefährlichen und mutigen Einsatz des Sohnes offenbar verdrängen; die Erinnerung an seine hilflose Lage war schambesetzt. Die Kinder beschrieben den Vater nach dem Krieg als gebrochenen Menschen, der die Diskriminierung und Verfolgung nie verwunden habe. Der Sohn betonte, er habe den Vater immer wieder vom Freitod abhalten müssen.

DAS BILD DER VÄTER

Auch wenn es jüdischen Vätern in der Schoah oft kaum möglich war, ihre Kinder zu schützen oder gar zu retten, konnten eine starke Bindung und ein verinnerlichtes Bild von einem gütigen oder starken Vater für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im Angesicht der Verfolgung großen Einfluss auf den Überlebensmut haben. Dies gilt auch für Marie Jalowicz Simon (1922–1997) aus Berlin, deren Geschichte, verfasst auf der Basis zahlreicher

in ihrem letzten Lebensjahr besprochener Tonkassetten, 2014 veröffentlicht wurde.³² Es handelt sich demnach um eine Erzählung aus großem zeitlichen Abstand, aber in höchst unmittelbarer und lebendiger Art erinnert.

Marie wurde als einziges Kind des Rechtsanwalts Hermann Jalowicz und seiner Frau Betti in Berlin geboren. Dem Vater, der aus einer einfachen jüdischen Familie stammte, war es gelungen, das Studium der Rechtswissenschaft zu absolvieren und mit der tatkräftigen Hilfe seiner Frau eine eigene Anwaltskanzlei aufzubauen. Seine Klienten waren meist Arbeiter und kleine Angestellte. Nach dem frühen Tod der Mutter, die 1938 ihrer Krebserkrankung erlag, blieb Marie mit dem Vater, zu dem sie eine starke Bindung entwickelt hatte, allein zurück. Hermann Jalowicz durfte zwar seit 1933 nicht mehr als Notar tätig sein, konnte sich aber als ehemaliger „Frontkämpfer“ noch bis 1938 mühsam als Anwalt betätigen.

In den folgenden Jahren musste Marie erleben, dass ihr der Vater immer weniger Rückhalt geben konnte. Das Vater-Tochter-Verhältnis drehte sich um, die junge Frau fand sich in der Rolle wieder, sich um Hermann Jalowicz kümmern zu müssen. Auswanderungspläne nach Palästina zerschlugen sich, sie verloren ihre Wohnung. Als der Vater sich „in eine aberwitzige jünglingshafte Liebesbeziehung“ stürzte, fühlte sich die Tochter ihm an Reife überlegen, war wütend und empört. Nachdem diese Beziehung gescheitert war, fühlte Marie vor allem Mitleid mit dem Vater. Sie erlebte, wie ein wiederholter Umzug in ein elendes Zimmer den Vater in Verzweiflung stürzte:

Immer wieder sagte er, er wolle mir doch ein schönes Leben bieten, aber er könne überhaupt nichts für mich tun. Und immer wieder versuchte ich ihm einzureden, dass mir das alles nichts ausmache.³³

Wenn die Tochter erschöpft von der Zwangsarbeit in die gemeinsame Behausung zurückkehrte, erwartete sie dort ihr vereinsamter Vater: „Halb verhungert, hatte er mich den ganzen Tag begleitet“³⁴, d.h., er war während ihrer Abwesenheit in Gedanken bei der Tochter.

Am 18. März 1942 starb der Vater unerwartet, während Marie in der Fabrik war. Erst nach der Beerdigung brach das Entsetzen über den plötzlichen Verlust und das Alleinsein über die Tochter herein. Wenige Tage später – so überliefert sie – habe sie einen Angsttraum gehabt: Sie sei mit

dem Vater eine Straße entlanggerannt. Während sie schnell vorankam, lief er mit Filzschuhen auf einer Leimlinie, auf der er trotz ihrer Hilfe immer wieder festklebte. Schließlich habe der Vater sie aufgefordert: „Renn einfach los!“ Sie aber habe ihn nicht im Stich lassen wollen. Nach qualvollen Wiederholungen dieser Szene sei sie aus dem Traum erwacht:

Und plötzlich hatte ich die Gewissheit, dass mein Vater gestorben war, um mir den Weg freizugeben. Dass ich leben durfte, leben sollte und leben würde, weil er es so gewollt hatte.³⁵

Dieser Traum war überlebenswichtig: Er erlöste die junge Frau von quälenden Schuldgefühlen und gab ihr den entscheidenden Impuls zur Flucht und das Gefühl, der Vater habe für sie entschieden – sein Tod kam einem Auftrag gleich und erhielt damit einen Sinn. Die Tochter sah sich danach nicht mehr mit dem fast unlösbaren Dilemma konfrontiert, ob sie es werde verantworten können, den Vater „im Stich zu lassen“ und ihren Weg in den Untergrund zu gehen, um ihr Leben zu retten, oder ob sie bei ihm werde ausharren müssen, um zusammen mit ihm unterzugehen. Vor der schwierigen Gewissensfrage, sich zu trennen und allein eine Gelegenheit für ein Versteck zu ergreifen oder den Eltern weiter beizustehen, standen zahlreiche Jüdinnen und Juden.³⁶

Im letzten Beispiel geht es nicht um eine solche Entscheidung, sondern noch einmal um den entscheidenden Einfluss des Vaters bzw. des Vaterbildes für das Überleben einer jungen Frau in Auschwitz. Vorangegangen ist eine Flucht- und Versteckgeschichte, die sich im deutsch besetzten Polen abspielte. Paula Gruber, 1924 in Sosnowiec im polnischen Teil von Oberschlesien geboren, veröffentlichte 2007 ihre Erinnerungen an Kindheit und Jugend, an das Leben im Ghetto und die Flucht, an den Horror von Auschwitz und die Nachkriegsjahre in Polen.³⁷ Sie stammte, so ihre Aussage, aus einer „durchschnittlichen orthodoxen Familie“, die weder arm noch reich war. Der Vater besaß eine Molkerei. 1942 mussten die Juden von Sosnowiec in ein geschlossenes Ghetto ziehen. Paula machte sich große Sorgen um ihre Eltern:

Auch mein Vater war sehr gealtert. Er machte sich schwere Vorwürfe, dass er das alles nicht vorausgesehen hatte und rechtzeitig mit der

*Familie emigriert war. Auch wenn er nicht viel darüber sprach, konnte ich von Zeit zu Zeit spüren, wie sehr er darunter litt, dass er seine Familie nicht vor diesen Verbrechern schützen konnte.*³⁸

Nach einiger Zeit im Ghetto gelang der 18-jährigen Paula zusammen mit ihren Eltern und mehreren Verwandten die Flucht in ein Versteck bei christlichen Polen. Ihr selbst kam dabei eine große Verantwortung zu: Sie hielt für die Familie den Kontakt zur Außenwelt und zu zweien ihrer Brüder aufrecht, die sich in einem nahe gelegenen Arbeitslager befanden. Eines Tages musste Paula ihren Eltern eine schreckliche Nachricht überbringen: Die Brüder waren nicht rechtzeitig zur Familie gestoßen, wie es vorgesehen war, sondern von der Liquidierung des Lagers überrascht und deportiert worden. Paula erinnert sich an die Reaktion ihres Vaters:

*Mein Vater hatte sich völlig verändert. Mein so kluger, stolzer und mutiger Papa war kaum wiederzuerkennen. Mein Papa, der ein Kind aus einem brennenden Haus gerettet hatte, als selbst die Feuerwehr sich nicht mehr hinein traute, mein Papa, der an Freitagabenden nach dem Gebet die Juden aus der Umgebung sicher in ihre Häuser zurückgebracht hatte, mein starker Papa, der am Anfang des Krieges ein Mädchen geschützt hatte, als junge Volksdeutsche über sie hergefallen waren – saß jetzt gebrochen und in sich zusammengesunken da – völlig verstummt. Wahrscheinlich fühlte er sich schuldig an dem, was mit den Brüdern geschehen war. [...] Ich machte mir große Sorgen um ihn.*³⁹

Als sich herausstellte, dass sie ihr bisheriges Kellerversteck würden verlassen müssen, begleitete Paula den Vater bei einbrechender Dunkelheit auf dem gefährlichen Weg in die Stadt zu ihrer früheren Wohnung, um ihren ehemaligen Vermieter um eine Unterkunft zu bitten. Hersz Herszkopf hoffte, dass der Mann ihnen vielleicht einen Schuppen oder Holzverschlag überlassen würde, doch dieser wies die Bittsteller ängstlich ab. Mehr noch als von der Zurückweisung selbst war die Tochter getroffen vom Anblick des Vaters: „Sein Gesicht war schmerz erfüllt, aschgrau. Diesen Gesichtsausdruck werde ich nie vergessen. Vorsichtig nahm ich ihn am Arm, und wir gingen langsam zurück.“⁴⁰

Die Autorin schildert, wie deutsche Polizei sie und ihre Familie nach einem Verrat aus ihrem letzten Versteck brutal heraustrrieb, misshandelte und festnahm, und sie beschreibt ihre letzte Erinnerung an ihren Vater – auf dem Weg nach Auschwitz. Darin gewinnt Hersz Herszkopf an Festigkeit, spricht der Tochter Mut zu und erteilt ihr seinen väterlichen Rat zum Abschied:

Papa nahm mich an der Hand. Er sagte mir, er sei sich völlig sicher, dass ich den Krieg überleben werde. Er selbst habe mehrmals von seinem Vater geträumt. Immer wieder wiederholte Papa, dass ich überleben werde. In Eile gab er mir ein paar letzte Ermahnungen: ‚Du musst überleben, bemühe dich in jeder Situation, Ruhe zu bewahren, handle niemals voreilig, ohne zu überlegen.‘ Vielleicht war mein Großvater, der das Glück hatte, auf dem Weg ins Vernichtungslager zu sterben, tatsächlich Papa im Traum erschienen. Aber an Papas Überzeugung, dass ich überleben werde, konnte ich nicht glauben. Er wollte mir einfach Mut machen. Diese eilig gesprochenen Worte – er wusste ja nicht, ob er dafür noch eine andere Gelegenheit finden würde – waren aber sehr wichtig für mich. Ich habe sie nie vergessen.⁴¹

Die Erinnerung an die Worte des Vaters blieb für die Tochter, die als Einzige ihrer großen Familie Auschwitz überlebte, ein wichtiger Anker. Sie enthielten nicht nur den Auftrag, sondern auch die Erlaubnis zum Überleben.

Wie die untersuchten Fallstudien zeigen, haben die jahrelange Verfolgung und schließlich die tödliche Bedrohung durch die Deportationen jüdische Väter fast völlig der Möglichkeit beraubt, ihre Kinder zu schützen. Nur wenigen gelang es, durch die Flucht in ein Versteck mit einem Kind (oder mehreren Kindern) zu überleben. Doch auch in dieser Situation mussten Väter ihre eigene Ohnmacht ertragen und oft in Kauf nehmen, sich von ihren ebenfalls verfolgten Frauen und Kindern versorgen zu lassen. Wenn es einem Vater aber wie Erich Hopp gelang, seine eigenen inneren Kräfte zu mobilisieren, konnte er dem Sohn unter extremen Bedingungen Halt geben, ihn schützen und seine Widerstandsfähigkeit stärken.

Wenn die Väter (und nicht die Mütter) diejenigen waren, die nach außen aktiv wurden und sich in der Öffentlichkeit zeigten, um für Verstecke zu sorgen, liefen sie Gefahr, festgenommen und mit der ganzen Familie ins

Vernichtungslager deportiert zu werden. In Auschwitz wurde für Fritz Pagel, dessen Frau und Tochter sofort ermordet wurden, dann auch die Chance, wenigstens seinen Sohn zu schützen, zunichte.

Auch Väter in „Mischehe“, deren Kinder durch ihre nicht jüdische Mutter vor der Deportation geschützt waren, erlebten den Verlust des Berufs und damit der Möglichkeit, Ernährer der Familie zu sein, als zutiefst belastend und beschämend, vor allem, wenn sie nach der Flucht ins Versteck die eigenen Kinder gefährden mussten, um versorgt zu werden.

Wie die letzten beiden Beispiele zeigen, konnten Väter, auch wenn sie von ihren Kindern in der Verfolgungssituation als schwach und ohnmächtig erlebt wurden, einen wichtigen Einfluss – direkt oder indirekt – auf den Überlebensmut der Töchter ausüben, denen sie das Gefühl vermittelten, ihren eigenen Weg gehen und um ihr Überleben kämpfen zu dürfen.

ANMERKUNGEN

- 1 Marion Kaplan: Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland, Berlin 2003, S. 182f.
- 2 Zu den Entscheidungen von Frauen, in den Untergrund zu gehen, siehe: Beate Kosmala: Überlebensstrategien jüdischer Frauen in Berlin. In: Andrea Löw, Doris L. Bergen, Anna Hájkova (Hrsg.): Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941–1945, S. 29–48.
- 3 Beate Kosmala: Rettung und Verrat. Jüdische Kinder in Deutschland 1941–1945. In: Miriam Gillis-Carlebach, Barbara Vogel (Hrsg.): „So spricht der Ewige: ... Und die Straßen der Stadt Jerusalem werden voll sein mit Knaben und Mädchen, die in ihren Straßen spielen“. Die Siebte Joseph Carlebach-Konferenz. Das jüdische Kind zwischen hoffnungsloser Vergangenheit und hoffnungsvoller Zukunft, Hamburg 2008, S. 62–84.
- 4 Reha und Al Sokolow: Ruth und Maria. Eine Freundschaft auf Leben und Tod (Berlin 1942–1945), Berlin 2006, S. 84.
- 5 Als Beispiele seien hier genannt: Michael Degen: Nicht alle waren Mörder. Eine Kindheit in Berlin, München 1999; Lary Orbach: Soaring Underground. Autobiographie eines jüdischen Jugendlichen im Berliner Untergrund 1938–1945, Berlin 1998; Cioma Schönhaus: Der Passfälscher. Die unglaubliche Geschichte eines jungen Graphikers, der im Untergrund gegen die Nazis kämpfte, Frankfurt/M. 2006; Margot Friedländer (mit Malin Schwerdtfeger): „Versuche dein Leben zu machen“. Als Jüdin versteckt in Berlin, Berlin 2008; Zvi Aviram: Mit dem Mut der Verzweiflung. Mein Widerstand im Berliner Untergrund 1941–1945, hrsg. von Beate Kosmala und Patrick Siegele, Berlin 2015.
- 6 Beispiele dieser Art siehe in Kosmala: Rettung und Verrat (Anm. 1).
- 7 Erich Hopp: „Drei von sechs Millionen“, Potsdam 1946. Unveröffentlichtes Manuskript (30 S.). Archiv der Gedenkstätte Stille Helden, Berlin.
- 8 Ebd., S. 1.
- 9 Ebd., S. 5.
- 10 Ebd., S. 6.
- 11 Ebd., S. 3f.
- 12 Ebd., S. 9.
- 13 Ebd., S. 11.
- 14 Ebd., S. 17.
- 15 Ebd., S. 19.
- 16 Ebd., S. 26.
- 17 Ebd., S. 30.
- 18 Ebd., S. 31.
- 19 Fritz Pagel: Eines der vielen Tausende von Schicksalen, aufgenommen von H. G. Adler im Herbst 1955 (Wiener Library), YVA Jerusalem, 02/1028, 16 S.
- 20 Ebd., S. 1.
- 21 YVA Jerusalem, 02/1028, S. 4.
- 22 Fritz Pagel, Letter, London, undatiert. Archiv Gedenkstätte Stille Helden.
- 23 YVA Jerusalem, 02/1028, S. 5.
- 24 Hinweis, dass es auch eine englische Fassung gibt.
- 25 YVA Jerusalem, S. 12–16. Fritz Pagel wurde auf den Todesmarsch geschickt, zunächst zu Fuß, später unter SS-Bewachung auf offenen Kohlewagen nach Nordhausen ins Lager Dora-Mittelbau, wo ihm im März 1943 der rechte Arm amputiert wurde, was weitere Operationen nach sich zog. Über

- Belgien gelangte Fritz Pagel schließlich im Oktober 1945 nach England. Die Wiedersehensfreude blieb überschattet von den schweren Verlusten.
- 26 Ebd., S. 15.
- 27 Herbert Löwy: *Erlebnisse aus meiner schwersten Zeit*, Hamburg-Rissen, Winter 1948. Abgedruckt im Beitrag von Ulrike Hoppe: Herbert Loewy: „Meinen Dank für die Rettung will ich nun abtragen ...“, in: Ulrike Hoppe (Hrsg.): „... und nicht zuletzt Ihre stille Courage“. Hilfe für Verfolgte in Hamburg 1933–1945, Hamburg 2010, S. 10–47, Quelle Loewy S. 15–22.
- 28 Ebd., S. 16.
- 29 Erinnerung der jüngeren Tochter Ingeborg, S. 30.
- 30 Löwy: *Erlebnisse* (Anm. 27), S. 18.
- 31 Ebd., S. 21.
- 32 Marie Jalowicz Simon: *Untergetaucht. Eine junge Frau überlebt in Berlin 1940–1945*. Bearbeitet von Irene Stratenwerth und Hermann Simon. Mit einem Nachwort von Hermann Simon, Frankfurt/M. 2014.
- 33 Ebd., S. 35.
- 34 Ebd., S. 59.
- 35 Ebd., S. 69.
- 36 Dazu auch Beate Kosmala: *Zwischen Ahnen und Wissen. Flucht vor der Deportation (1941–1943)*. In: Birthe Kundrus, Beate Meyer (Hrsg.): *Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen 1938–1945* (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 20), Göttingen 2004, S. 135–159, hier S. 153–156.
- 37 Paula Gruber-Herszkopf: *Pozostał ból. W spomnieniu o moim życiu w Polsce* [Es blieb der Schmerz. Erinnerungen an mein Leben in Polen], Warschau 2007. Die Zitate aus dem Buch wurden von mir ins Deutsche übersetzt.
- 38 Ebd., S. 51.
- 39 Ebd., S. 118.
- 40 Ebd., S. 123.
- 41 Ebd., S. 134.

Traumapaar – Vater und Sohn in autobiographischen Comics

Als das, was später einmal Comic genannt werden würde, vor anderthalb Jahrhunderten in Deutschland und rasch danach auch in Europa und Amerika seinen ersten großen Erfolg feierte, traten darin zwei vaterlose Söhne auf. „Max und Moritz“ von Wilhelm Busch, erstmals erschienen 1865¹, porträtierte Lausbuben, die sich nach den Maßstäben der damaligen Zeit derart ungezogen benahmten, dass sie unmöglich in der Obhut von Eltern aufgewachsen sein konnten. Immerhin gibt es in Buschs Bilderdichtung einen Onkel Fritz, aber aus diesem indirekten Verwandtschaftsgrad erwuchs kein Familienverband, sondern gerade jene Comictradition, die später in Amerika ganze Horden von Onkel-Neffen-Beziehungen hervorbringen sollte (man denke an die Disney-Comics). Sie hatten nicht nur den Vorteil, dass die ungebärdigen Knaben solchen Erziehungsberechtigten weitaus übler mitspielen konnten, als sich das die Autoren im Falle echter Eltern getraut hätten – nein, zudem gestatteten diese familiären Konstellationen auch noch, dass die Frage nach Sexualität unter Comicfiguren gar nicht erst gestellt werden musste. Gerade in Geschichten, die für Kinder gedacht waren, war deshalb das Modell der Onkel-Neffen-Beziehung ein besonders beliebtes.

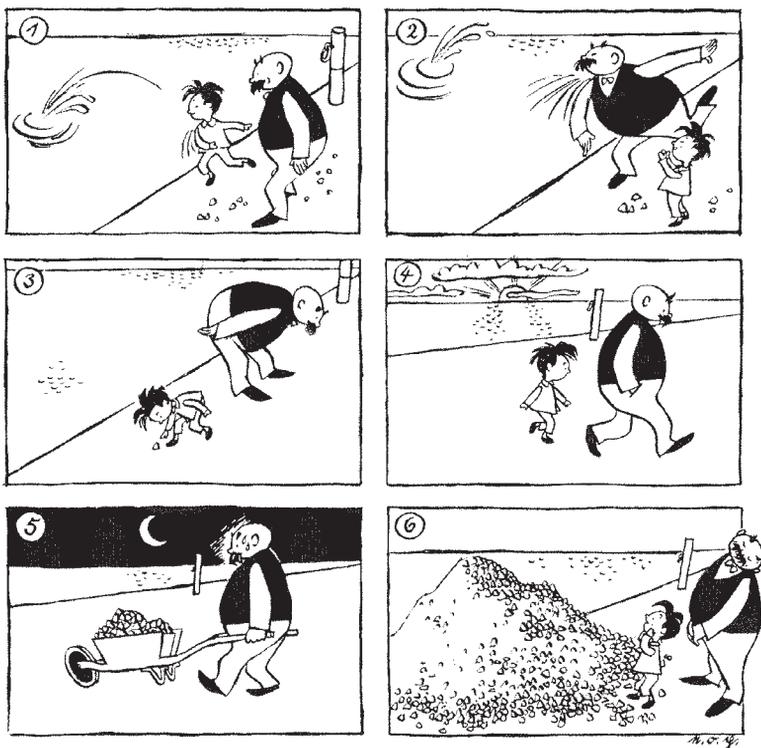
Wilhelm Buschs Vorbild, seine eigene Vaterschaft für eine neue Erzählform, war weniger in Deutschland selbst als vielmehr in Amerika höchst prägend. Und auch dabei zeigte sich die heikle Konstellation zwischen Vater und Söhnen. Während hierzulande nach „Max und Moritz“ weiterhin zahlreiche Bildergeschichten publiziert wurden, deren graphische und narrative Entwicklung aber stagnierte, entwickelten amerikanische Zeitungen aus dem zunächst geradezu schamlos kopierten Konzept von Busch die neue Form des Comics. Die 1897 erstmals erscheinenden „Katzenjammer Kids“² des deutschstämmigen Zeichners Rudolph Dirks waren ein Plagiat, das in einigen deutschsprachigen amerikanischen Zeitungen sogar auch unter dem Titel „Max und Moritz“ lief. Allerdings wählte Dirks eine intimere familiäre Konstellation, denn er ließ seine beiden Buben Hans und Fritz (deren deutsche Namen im amerikanischen Original wie auch ihr deutscher Akzent in den Sprechblasen bewusst weitere Bezüge zum gerade in den Vereinigten Staaten besonders populären Wilhelm Busch herstellen sollten) bei der eigenen Mutter und vor allem bei einem Herrn namens Kapitän Katzenjammer leben, der allerdings vom Aussehen her nicht wie ein Vater, sondern wie ein Großvater wirkt. Es ist bezeichnend, dass auch in den „Katzenjammer Kids“ der Vater nicht auftritt; nur dadurch wird gewährleistet, dass auch diese Knaben beliebig über die Stränge schlagen können, denn einerseits fehlt ihnen das Regulativ der üblichen väterlichen Autorität, und andererseits kann sich der daraus resultierende Übermut gegen Kapitän Katzenjammer richten, ohne dass er dadurch als echte Vaterfigur in Frage gestellt würde. Es hätte sich auch noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht gehört, in einem Comic dem eigenen Vater ungehorsam zu sein oder gar Streiche zu spielen.

Und das blieb lange so. Bezeichnenderweise ist der erste berühmte Vater-Sohn-Comic denn auch einer, der nicht mehr auf Streiche als Movers der Handlung setzt, sondern auf ein besonders liebevolles Verhältnis zwischen den Protagonisten. Diese abermals deutsche, aber auch international erfolgreiche Serie trägt sogar den Titel „Vater und Sohn“, und sie ist, obwohl erst 1934 entstanden, in mehrfacher Hinsicht immer noch abhängig von Wilhelm Busch: als Gegenentwurf eines reizenden Sohnes gegenüber Max und Moritz, aber auch als inhaltliche Anknüpfung an den in Deutschland damals unverändert höchst beliebten Busch. Natürlich muss

der Entstehungszeitpunkt beachtet werden: Im „Dritten Reich“ wäre es undenkbar gewesen, an prominenter Stelle väterliche Autorität zu diskreditieren; und interessant ist in diesem Kontext auch der nahezu vollständige Verzicht von „Vater und Sohn“ auf die Mutter, die nur ein einziges Mal in der dreijährigen Laufzeit der Serie auftritt. Es sollte in der Idealvorstellung der nationalsozialistischen Ideologie gar keine andere familiäre Autorität geben als den Vater.

Wobei „Vater und Sohn“ kein nationalsozialistisches Machwerk ist. Sein Zeichner, der 1903 geborene Erich Ohser, war in der Weimarer Republik Karikaturist für sozialdemokratische Blätter wie den *Vorwärts* und Illustrator der Gedichtbände von Erich Kästner³, die im Mai 1933 Teil der Bücherverbrennung wurden. Dementsprechend verdächtig war er der frisch etablierten NS-Diktatur. Nur unter der Bedingung, dass Ohser nicht mehr unter seinem eigenen bekannten Namen auftrat, wurde ihm gestattet, sich weiter als Pressezeichner zu betätigen, nachdem es zu Beginn des „Dritten Reiches“ noch so ausgesehen hatte, als könnte er gar nicht mehr in seinem angestammten Beruf arbeiten. Doch gerade weil Ohser als politischer Zeichner so beliebt gewesen war, wussten die Nationalsozialisten, allen voran Propagandaminister Josef Goebbels, auch um dessen handwerkliche Qualitäten. Als dann das in Millionenaufgabe verbreitete Wochenblatt *Berliner Illustrierte Zeitung* eine neue Bildergeschichtenserie suchte – von „Comics“ sprach damals niemand in Deutschland, die waren amerikanische Unkultur – und die Wahl der Redaktion auf Ohser's Vorschlag „Vater und Sohn“ fiel, war die Genehmigung durch das zuständige Propagandaministerium, das sämtliche in Deutschland tätigen Pressemitarbeiter kontrollierte, leicht zu erhalten. Zumal Ohser wie gefordert seine Zeichnungen fortan unter dem Pseudonym „e.o.plauen“ veröffentlichte, das er aus den Anfangsbuchstaben des eigenen Namens sowie seiner vogtländischen Heimatstadt zusammensetzte, und seinen neuen Comic stumm erzählte, also ohne Worte. Das galt den Machthabern schon einmal als harmlos.

Mit „Vater und Sohn“ entstand jedoch eine Serie, die inhaltlich der im „Dritten Reich“ erfolgenden Uniformierung und Radikalisierung der deutschen Gesellschaft entgegenstand und deshalb auch heute noch vertraut ist, ja sogar in Schullesebücher Einzug hielt. Das hat seinen Grund einerseits



e. o. plauen, „Vater und Sohn – Spiel am Strand“, 1935 (aus: Schulze, E.: Erich Ohser alias e.o. plauen. Ein deutsches Künstlerschicksal, Südverlag, Konstanz 2014, S. 75)

im traurigen Schicksal ihres Schöpfers: Ohser, der sich privat nie mit dem NS-Regime arrangierte, wurde im März 1944 gemeinsam mit dem befreundeten Redakteur Erich Knauf denunziert und vom Volksgerichtshof wegen Wehrkraftzersetzung angeklagt: Die beiden Männer hatten in den Berliner Bombennächten im Keller keinen Hehl aus ihrer Kritik an Hitler gemacht. In der Nacht vor der Gerichtsverhandlung, die auf Wunsch von Goebbels der berüchtigte Roland Freisler persönlich leiten sollte, erhängte sich Ohser am 6. April 1944 in der Untersuchungshaft; Knauf wurde von Freisler zum Tod verurteilt und wenige Wochen später gehängt. Der Abschiedsbrief, den Ohser in der Zelle hinterließ, gehört zum Ergreifendsten, was die Verzweiflung über das NS-Terrorregime hervorgebracht hat. In ihm bezichtigt der Todgeweihte seine Häscher des Mordes am Vater von „Vater und Sohn“.⁴

Und genau das war er, auch buchstäblich, und das ist der zweite Grund für die ungebrochene Belieb- und Berühmtheit eines Comics aus der NS-Zeit: Erich Ohser zeichnete darin sich selbst und seinen 1931 geborenen Sohn Christian, und in die Konstellation aus gutmütigem Vater und gewitztem Sohn ging die ganze väterliche Liebe gegenüber dem einzigen Kind ein. Genau mit diesem Rückzug ins Private, wozu die Wortlosigkeit genauso gehörte wie die nach amerikanischem Vorbild stilisierte Zeichnung (es brauchte keine verbale oder optische Konkretion, um die der Handlung zugrunde liegende Liebe zu illustrieren), gelang es Ohser, den ideologischen Forderungen der NS-Zensur zu entgehen: Der reichte es, dass er scheinbar ein Vater-Sohn-Idyll ganz nach dem Wunsch der nationalsozialistischen Familienvorstellung porträtierte. Dass der humanistische Gehalt dieses ganz und gar nicht auftrumpfenden Duos, das sich vor der Umwelt in einen privaten Kokon einspannt, allem widersprach, wofür die deutsche Familie nach dem Willen der Machthaber zu stehen hatte, entging dem Regime zunächst. Dabei war gewiss entscheidend, dass „Vater und Sohn“ zu einem Zeitpunkt im Dezember 1934 debütierte, als die Diktatur zwar schon gefestigt, aber noch nicht in alle Bereiche des Lebens eingedrungen war. Ohser's Serie knüpfte an scheinbar biedere bürgerliche Ideale an, die anfangs noch geduldet wurden, um den Bruch mit der alten Gesellschaft nicht zu drastisch sichtbar werden zu lassen. Als dem Zeichner in den Folgejahren zugemutet wurde, seine immer populäreren Figuren für die Propaganda des NS-Staates einzusetzen, zum Beispiel für

die Sammelaktionen des Winterhilfswerks, verlor Ohser die Lust an seiner Schöpfung. Die Einstellung der Serie nach nur drei Jahren Laufzeit war aber nicht nur eine politische Konsequenz, sondern auch Folge ihres Erfolgs, der eine Flut von Begleiterscheinungen wie Spielzeug und Werbeeinsätze nach sich zog. Das ließ sich mit Ohser's intemem Verständnis seiner Geschichten nicht vereinbaren: Die private Liebe des Vaters zu seinem Sohn sollte nicht Grundlage eines Geschäftsmodells sein. Und mit der NS-Propaganda schon gar nicht. Im Dezember 1937 beendete er „Vater und Sohn“.

Es ist ein zynischer Aspekt der Ohser'schen Biographie, dass der Zeichner später im Zweiten Weltkrieg doch noch einmal als Karikaturist tätig wurde, dann immer noch unter seinem nunmehr berühmten Pseudonym, aber diesmal auf Seiten der Nationalsozialisten, nämlich in Goebbels' Renommierwochenzeitung *Das Reich*. So glaubte Ohser, dem aktiven Kriegsdienst zu entkommen. Immerhin erschien in den mehr als drei Jahren seiner Mitarbeit beim *Reich* (die letzte Zeichnung wurde noch nach dem Suizid gedruckt) keine einzige antisemitische Karikatur aus seiner Feder, doch der Pakt mit dem Teufel rächte sich im Moment der Denunziation, denn gegenüber einem Mitarbeiter seines publizistischen Lieblingsprojekts kannte Goebbels allemal keine Gnade. Dass Erich Ohser keine Illusionen über den Charakter des Regimes, für das er zeichnete, hatte, beweist eine nur als Kopie erhaltene Skizze zu einer Karikatur, die natürlich im „Dritten Reich“ nie erschienen wäre: Sie zeigt Menschen, die vor einem großen Kasten Schlange stehen, der als „Enthauptungsautomat“ gekennzeichnet und dessen einziges Fenster wie eine Guillotine eingerichtet ist. Es ist unbekannt, wann Ohser diese Skizze gezeichnet hat, aber sie zeigt, wie illusionslos der Zeichner war.

Man darf es einen erstaunlichen Zufall nennen, dass der Comic, der „Vater und Sohn“, jenen impliziten Kommentar auf die Herausforderungen der NS-Herrschaft, als weltweit berühmtestes Beispiel für die titelgebende familiäre Konstellation ablöste, nunmehr explizit das „Dritte Reich“ zum Thema hatte. Art Spiegelmans „Maus“ aber entstand erst in den 1980er Jahren, also lange nach dem Ende des Nationalsozialismus, und in den Vereinigten Staaten. „Maus“ erzählt vom Schicksal des polnischen Juden Vladek Spiegelman und seiner Frau Anja, die beide Auschwitz überlebt haben.

Chronist ihres Lebens ist der 1948 geborene Sohn Art, dessen älterer Bruder im Ghetto von Srodula gestorben war. Nachdem sich die Eltern wiedergefunden hatten, wanderten sie nach Amerika aus. Art Spiegelman trat mit seiner Geburt an die Stelle ihres toten Sohnes, ein Symbol des wiedergewonnenen Lebens. Dennoch wuchs er als Einzelkind im Schatten der Schoah auf, über die seine Eltern kaum sprachen. 1968 wählte die Mutter den Freitod, und aus dieser Katastrophe resultierte ein drängendes Interesse Spiegelmans an den Erlebnissen der Eltern. Fünf Jahre später erschien sein erster Comic namens „Maus“, eine allerdings nur dreiseitige Geschichte, die sich einer einzigen Episode der deutschen Besatzungszeit widmete und vor allem auf die provozierende Pointe hinauslief, dass die Spiegelmans in das Vernichtungslager „Mauschwitz“ gebracht wurden. Dieser Kurzcomic enthielt aber schon das später berühmt gewordene Formprinzip von „Maus“: Art Spiegelman zeichnete Juden als Mäuse und Deutsche als Katzen. Damit nahm er einen seit „Krazy Kat“ und „Mickey Mouse“ traditionellen Comic-Antagonismus auf und knüpfte gleichzeitig an Hitlers Drohung, er werde die Juden ausrotten wie Ungeziefer, an. Als Spiegelman mit der zehnjährigen Arbeit an der endgültigen Version von „Maus“ begann, ahnte er noch nicht, dass er am Schluss statt drei an die 300 Seiten brauchen würde, um alles zu erzählen, was ihm an der Geschichte seiner Eltern wichtig war.

Neben den Schrecken von Verfolgung und Konzentrationslager gibt es indes eine zweite Ebene in „Maus“, die in der Gegenwart angesiedelt ist und vor allem das Verhältnis von Art Spiegelman zu seinem Vater beschreibt. In die Jahre vor der Arbeit an der langen Version fielen ausgiebige Gespräche mit Vladek Spiegelman, die der Sohn mitschnitt und transkribierte. Nun erst bekam er einen wirklichen Eindruck von dem, was seine Eltern unter deutscher Besatzung hatten erdulden müssen. Zugleich aber verstand Spiegelman nun die Eigenheiten seines Vaters besser, gerade auch die im Umgang mit der Vergangenheit – was aber nicht zur Erleichterung des Umgangs miteinander beitrug. „Maus“ ist auf seiner zweiten Ebene ein Vater-Sohn-Konflikt um eingeforderte Offenheit, der sich Vladek Spiegelman jedoch verweigerte, weil er seine Vergangenheit begraben sehen wollte. Das Comicprojekt seines Sohnes strebte genau das Entgegengesetzte an: erzählen. Kurz nach Beginn der kapitelweisen Publikation von „Maus“ im Jahr

1982 starb Vladek Spiegelman. Den Triumph des Comics seines Sohnes, der die ganze Gattung literarisch neu definierte und in den Augen einer breiten Öffentlichkeit erst legitimierte, hat er nicht mehr erlebt.⁵

Was Art Spiegelman mit „Maus“ geleistet hat, ist eine exemplarische künstlerische Dokumentation des unendlich komplizierten Verhältnisses zwischen Schoah-Überlebenden und ihren Kindern. Damit gab Spiegelmans Comic ein Muster für spätere Versuche ab, diesem Thema in Bilder-
geschichten gerecht zu werden. Bernice Eisenstein – mit dem allerdings nur teilweise als Comic gestalteten Buch „Ich war das Kind von Holocaust-Überlebenden“⁶ – und Miriam Katin – mit „Allein unter allen“⁷ – erzählen als Töchter allerdings vor allem von ihren Müttern, wobei Katin die deutsche Besatzung selbst noch als Kind miterlebt hatte, weshalb im Verhältnis zu ihrer Mutter gar keine Konflikte entstanden: Die Tochter wusste, wovon die Mutter nicht sprach.

Es ist auffällig, dass Comiczeichnerinnen ihre Mütter, Comiczeichner dagegen ihre Väter als zentrale Figuren einsetzen. Bei Michel Kichka, der 2012 seinen autobiographischen Comic „Zweite Generation – Was ich meinem Vater nie gesagt habe“⁸ publizierte, handelt es sich wie bei Art Spiegelman um den erst nach dem Krieg, nämlich 1954, geborenen Sohn eines Überlebenden der Schoah. Allerdings ist Kichkas Vater einer jener Überlebenden, die nicht schweigen, sondern es sich gerade zur Aufgabe gemacht haben, von ihrem Schicksal zu erzählen – in Schulen oder bei Reisen junger Israelis zu den polnischen Vernichtungslagern. Dadurch wird jedoch der Schatten der Schoah nicht kürzer: Auch Michel Kichka litt unter der Kindheit in einer nur oberflächlich normalen, tatsächlich aber traumatisierten Familie. Die Schwierigkeiten des Sohnes, mit dem Vater zurechtzukommen, werden in seinem Comic auf erstaunlich ähnliche Weise wie in „Maus“ dargestellt, bis hin zur strengen Schwarz-Weiß-Ästhetik der Bilder. Worauf Kichka aber weitgehend verzichtet, sind Schilderungen der Erlebnisse seines Vaters in den Lagern; hier steht allein die Gegenwart im Zentrum des Erzählens, wobei auch in „Zweite Generation“ ein Suizid dessen Auslöser ist. In Kichkas Familie brachte sich indes keines der vom erlebten Holocaust dauerhaft verstörten Elternteile um, sondern das jüngste Kind, Michels Bruder. Doch wie beim Tod von Art Spiegelmans Mutter



Michel Kichka, ohne Titel, aus: „Zweite Generation“, 2012
(aus: Kichka, M.: Zweite Generation. Was ich meinem
Vater nie gesagt habe, Egmont Graphic Novel, Köln 2014,
S. 61)

wirkte diese Verzweigungstat als Katalysator in der Beziehung zwischen Vater und älterem Sohn.

Die Distanz von in der Nachkriegszeit geborenen oder aufgewachsenen Kindern zu ihren durch die Kriegserlebnisse erschütterten Eltern ist nicht auf jüdische Familien beschränkt. Der Vater-Sohn-Konflikt ist noch in drei weiteren, jeweils ganz unterschiedlich gearteten autobiographischen Comics zentrales Thema. Der 1946 geborene Jacques Tardi kam als Sohn eines französischen Soldaten zur Welt, der von 1940 bis 1945 in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen war. Im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg, von dem ihm als Kind die Großmutter erzählte, blieben die Erlebnisse des Vaters unausgesprochen, bis der mittlerweile erwachsene Jacques Tardi ihn bat, seine Erinnerungen wenigstens aufzuschreiben, wenn er schon nicht im Gespräch davon berichten wollte. René Tardi tat es, und auf dieser Grundlage zeichnete der zu den prominentesten französischen Comickünstlern zählende Sohn etliche Jahre nach dem Tod des Vaters eine Trilogie namens „Moi René Tardi, prisonnier de guerre au Stalag IIB“⁹, in der er von der väterlichen Gefangenschaft, Heimkehr und dem Wiedereinleben im französischen Alltag erzählt. Das Besondere daran ist, dass auch Tardi die prekäre Konstellation von Vater und Sohn zum Gegenstand hat, obwohl er selbst im Großteil des behandelten Zeitraums noch gar nicht lebte. Aber er zeichnet sich selbst als Knaben in die Erlebnisse seines Vaters René hinein: als einen für alle anderen Figuren unsichtbaren Kommentator und Fragesteller, der fassungslos auf das blickt, was seinem Vater widerfuhr oder was dieser anstellte. So entsteht in den Comics ein Gespräch zwischen René und Jacques Tardi, das seitens des Sohnes von demselben Unverständnis für die Handlungsweise des Vaters geprägt ist, wie es bei Spiegelman oder Kichka der Fall war, allerdings noch verschlimmert dadurch, dass er dessen Schicksal miterlebt, aber doch nicht daran teilhat. Die Erzählfiktion von sich selbst als geisterhaftem Beobachter der Vergangenheit ist ein Kunstgriff von Tardis Trilogie, der in der Form des Comics ganz besonders eindrucksvoll und vor allem mit simplen Mitteln umgesetzt werden kann. Die optische Evidenz wäre in geschriebener Literatur unmöglich, und in einem Film wirkte der Auftritt des kleinen Jacques störend, weil seine Glaubwürdigkeit als Figur auf den ausgiebigen Gesprächen beruht. Im Comic wird nachgeholt, was zu Lebzeiten des Vaters unterblieb.



Jacques Tardi, ohne Titel, aus: „Moi, René Tardi, prisonnier de guerre au Stalag IIB“, 2012
(aus: Tardi, J.: Moi, René Tardi, prisonnier de guerre au Stalag IIB, Casterman, Tournai 2012, S. 80)

Konflikte zwischen Vater und Sohn gibt es aber nicht nur auf Seiten der Opfer. Der deutsche Zeichner Volker Reiche wurde 1944 geboren und hat deshalb jene unmittelbaren Nachkriegsjahre, von denen sein autobiographischer Comic „Kiesgrubennacht“¹⁰ berichtet, selbst erlebt, wenn auch nur als kleines Kind. Gerade indem er jedoch konsequent in den Rückblicken des Buchs diese kindliche Perspektive einnimmt (während er in den anderen Kapiteln Rechenschaft über die prinzipiellen Möglichkeiten eines solchen Verfahrens ablegt), wird die Figur des Vaters, der bis 1945 als nazitreuer Feldberichterstatter arbeitete, zum erschreckenden Tyrann, der seine Enttäuschung über Kriegsausgang, Vertreibung und wenig erfolgreichen neuen Beruf durch ein brutales Regiment in der Familie kompensiert. Hier ist der Vater-Sohn-Konflikt ein geradezu klassischer, weil von Traumatisierung wie im Falle der Schoah-Überlebenden gar keine Rede sein kann: Volker Reiches Vater tritt auf als unverbesserlicher autoritärer Charakter, der stolz darauf ist, wie wenig ihn der Krieg mit seinen Schrecken berührt habe. Besonders durch die rücksichtslose Behandlung der eigenen Frau bringt der Vater seine vier minderjährigen Söhne gegen sich auf. Was „Kiesgrubennacht“ auszeichnet, ist die Schonungslosigkeit, mit der Volker Reiche aus der Perspektive des bei Erscheinen des Comics schon fast 70-jährigen die warnenden, aber auch die gefährlichen Einflüsse seines Vaters auf das eigene Leben analysiert. Dieser Comic ist in gewisser Weise das Äquivalent zu Spiegelmans „Maus“ aus der Sicht des Tätervolks. Ungleich heiler aus den Schrecken der NS-Herrschaft herausgekommen, ist doch auch die Existenz der deutschen Väter vergiftet worden durch die Gewalt, die sie erlebt haben, obwohl sie sie gar nicht erdulden mussten, sondern selbst ausgeübt haben. Im Konflikt mit ihren jeweiligen Söhnen rächten sich sowohl die objektive Schuld von Volker Reiches Vater als auch die als Schuld nur empfundene Unschuld des Vaters von Art Spiegelman.

Harvey Pekar schließlich, 1939 geborener Sohn eines aus Osteuropa rechtzeitig nach Amerika ausgewanderten jüdischen Ehepaars, schildert im 2012 postum erschienenen, von JT Waldman gezeichneten Comic „Not the Israel My Parents Promised Me“¹¹ den ständigen Konflikt zwischen den zionistischen Idealen der Eltern und seiner eigenen Abneigung gegenüber der israelischen Politik. Wobei hier ein einziges Mal Vater und Mutter als

VATER WAR KRIEGSBERICHTERSTATTER
GEWESEN. ER ERZÄHLTE KAUM DAVON, DOCH
MANCHMAL ZEIGTE ER UNS SEINEN FINNISCHEN
DOLCH UND SPRACH LOBEND VOM MUT
UND DEN MESSERKÜNSTEN DER FINNEN.

ACHTUNG! TRETET
ZURÜCK! DIESE MAUS
TROTZT DEM STÄRKSTEN
FINNENDOLCH! /
ALLEZ - HOPP!
HAHAHAHAHA!
SEHT IHR?!

JA.

OH!

MUSS DAS
JETZT SEIN?
WIR WOLLEN
SPAZIEREN
GEHEN.



Volker Reiche, ohne Titel, aus: „Kiesgrubenmacht“, 2013 (aus: Reiche, V.:
Kiesgrubenmacht. Graphic Novel, Subrkamp, Berlin 2013, S. 55)

gleichermaßen problematisch für ihren Sohn erscheinen. Die aus den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs gewonnene Überzeugung, Israel sei die einzige denkbare Heimat der Juden, ist für den amerikanisch-harmonisch in der Nachkriegszeit aufgewachsenen Harvey Pekar unverständlich. Hier wird die Vater-Sohn-Problematik vom unmittelbaren Erlebnis des Kriegs befreit, doch das Resultat ist ähnlich: völliges Unverständnis des Jüngeren für den Älteren. Und wie Spiegelman, Kichka, Tardi und Reiche wählt Pekar für diese familiäre Entfremdung eine Darstellungsform, den Comic eben, die der Generation der Kinder angehört, während die Väter mit Comics jeweils nichts anfangen konnten, vielmehr der entsprechenden Berufswahl ihrer Söhne höchst misstrauisch gegenüberstanden. So gesehen ist die Umsetzung dieser Familiengeschichten just in Comics der jeweils letzte Triumph der Söhne über ihre Väter, die sich nun eingezeichnet sehen müssen in eine Erzählung, mit der sie ebenso wenig anzufangen wussten wie mit dem Unverständnis ihrer Kinder.

Zugleich aber haben die Väter über die schonungslose Schilderung ihrer Söhne jenes Defizit des Comics überwunden, das ihm durch Wilhelm Buschs vaterlose Protagonisten Max und Moritz vorgegeben schien. Die erzählerische Emanzipation der Kunstform, die sich marketingtechnisch im Begriff der „Graphic Novel“ dokumentiert, gestattet heute dem Comic jede thematische Beschäftigung, auch auf Feldern oder in Konstellationen, die vor nicht allzu langer Zeit noch als unpassend für ihn empfunden wurden. Schon die noch allen Erwartungen an ein harmonisches Familienbild entsprechende Serie „Vater und Sohn“ von Erich Ohser erwies sich als subtiles Gegenmodell zur nationalsozialistischen Herrschaft. Die autobiographischen Comics der Söhne von Vätern, die Verfolgung und Krieg erlebten, haben dann den offenen künstlerischen Widerstand gegen das betrieben, was der NS-Terror ihnen hinterlassen hat.



Harvey Pekar und JT Waldman, ohne Titel, aus: „Not the Israel my parents promised me“, 2012
(aus: Pekar, H. und Waldman, JT: Not the Israel my parents promised me, Hill and Wang,
New York 2012, S. 42)

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Wilhelm Busch: Max und Moritz. Eine Bubengeschichte in sieben Streichen, erschienen im Verlag Braun & Schneider, München [1865].
- 2 Rudolph Dirks: The Katzenjammer Kids. Early strips in full color, New York 1974, Erstveröffentlichung bei Frederick A. Stokes Company, New York 1908; die Bildergeschichten wurden bereits 1906 und 1907 im *New York Journal* veröffentlicht. Weitere Auflagen folgten in verschiedenen Ländern. Dirks, 1977 in Heide/Schleswig-Holstein geboren, kam als Siebenjähriger mit seinen Eltern nach Chicago. In New York zeichnete er für verschiedene Zeitungen, insbesondere für das *New York Journal*. Vgl. Tim Eckhorst: Rudolph Dirks – Katzenjammer, Kids & Kauderwelsch: Monographie zu Leben und Werk von Rudolph Dirks, Wewelsfleeth 2012.
- 3 Neuauflagen zum Beispiel: Erich Kästner: Gesang zwischen den Stühlen. Mit Zeichnungen von Erich Ohser, Neuausgabe der 1. Aufl., Zürich 2011; Erich Kästner: Herz auf Taille. Mit einem Nachw. von Nicola Leibinger-Kammüller. Mit Zeichnungen von Erich Ohser, verkleinerter Nachdruck der 2. Aufl. 1928, Hildesheim 2008.
- 4 Vgl. Elke Schulze: Erich Ohser alias e.o.plauen: Ein deutsches Künstlerschicksal, Konstanz 2014; Andreas Platthaus, Elke Schulze: Nachlass Erich Ohser – e.o.plauen. Stiftung Plauen, hrsg. von der Kulturstiftung der Länder u.a., Berlin 2013.
- 5 Die einzelnen Kapitel erschienen zuerst in der von Art Spiegelman und seiner Frau Françoise Mouly gegründeten Zeitschrift RAW, das erste Kapitel in Bd. 1, Nr. 2 Dezember 1980, das sechste Kapitel *Mauschwitz* in RAW, Band 1, Nummer 7, Mai 1985. Die erste deutsche Übersetzung des Comics erschien bei Rowohlt, Bd. 1 1989, Bd. 2 1992.
- 6 Berenice Eisenstein: Ich war das Kind von Holocaust-Überlebenden. Dt. von Henriette Heise, Berlin 2007. Originaltitel: I Was a Child of Holocaust Survivors, New York 2006.
- 7 Miriam Katin: Allein unter allen. Erinnerungen von Miriam Katin. Aus dem Englischen von Jutta Harms, Hamburg 2007. Originaltitel: We are on our own, Montreal 2006.
- 8 Michel Kichka: Zweite Generation – Was ich meinem Vater nie gesagt habe. Aus dem Französischen von Ulrich Prüfrock, mit einem Vorwort von Michel Kichka und Dominique Bourel, Köln 2014. Originaltitel: Deuxième Génération: ce que je n'ai pas dit à mon père, Paris 2012.
- 9 Bislang sind zwei Bände, 2012 und 2014, erschienen: Ich, René Tardi, Kriegsgefangener im Stalag IIB. Der lange Marsch durch Deutschland. Aus dem Französischen von Christoph Schuler, Zürich 2015. Originaltitel: Jacques Tardi en collaboration avec Rachel Tardi: Moi, René Tardi, prisonnier de guerre au Stalag IIB, Bruxelles 2012. Jacques Tardi et Jean-Luc Ruault: Moi, René Tardi, prisonnier de guerre au Stalag IIB (2). Mon retour en France, Bruxelles, Paris 2014.
- 10 Volker Reiche: Kiesgrubennacht, hrsg. von Andreas Platthaus, Frankfurt/M. 2013.
- 11 Harvey Pekar; JT Waldman: Not the Israel my parents promised me, New York 2012.

Das Erbe der Väter: Schoah-Erinnerung, Zeugenschaft und die Grenzen des Generationen- konzepts in Doron Rabinovicis „Anderorts“

Lässt sich generell eine Konjunktur des Genres des Familienromans in der Literatur der Gegenwart feststellen, so haben Texte jüdischer Autoren und Autorinnen, in denen Generationsverhältnisse nach der Schoah erkundet werden, daran, wie vielfach gezeigt worden ist, einen bemerkenswert großen Anteil.¹ Allgemein kreisen viele neuere Romane um die Frage, wie die im Zusammenhang mit Nationalsozialismus, Krieg, Vertreibung und massenhaftem Mord stehenden Erlebnisse, die zunehmend in Formen des kollektiven Gedächtnisses aufgehoben erscheinen, immer noch auch eine spezifisch familiäre Erinnerung betreffen. In Texten, die ein jüdisches Familiengedächtnis verhandeln, stellt sich diese Frage häufig besonders zugespitzt, wenn etwa die Nachkommen ihre Existenz dem Umstand verdanken, dass die Eltern oder Großeltern die Schoah überlebt haben. Problematisiert wird hier auf unterschiedliche Weise, wie jüdische Identität angesichts des gerade auch die Weitergabe jüdischer Traditionen und Familienerinnerungen betreffenden Traditionsbruchs konstituiert und beschrieben werden kann.

Dabei hat sich in der Beschreibung der besonderen Bedingungen und Schwierigkeiten einer Identitätserzählung nach 1945 die Kategorie der Ge-

neration in besonderer Weise etabliert.² Impulse hierzu haben vor allem psychoanalytische Studien gegeben, die Phänomene ‚transgenerationaler Traumatisierung‘ und damit das Nachwirken der im Nationalsozialismus ausgeübten bzw. erfahrenen Gewalt in den nachfolgenden Generationen beschrieben haben.³ Seit den 1980er Jahren hat auch die Literaturwissenschaft zunehmend Erkenntnisse und Begriffe einer Psychoanalyse von Schoah-Überlebenden und ihren Kindern, aber auch von Konstellationen in Täterfamilien übernommen und für die Arbeit mit Texten, die Fragen des Fortwirkens der NS-Geschichte literarisch gestalten, produktiv gemacht. Typischerweise werden literarische Texte, die im Horizont der Erinnerung an die Schoah stehen, seitdem durch eine Unterscheidung von erster, zweiter und dritter Generation strukturiert. Ist mit der Bezeichnung der ersten Generation unabhängig etwa vom Alter der damit Beschriebenen oder der tatsächlich konstatierbaren Gemeinsamkeit ihrer Erfahrung das Faktum der Zeitgenossenschaft und des eigenen unmittelbaren Erlebens verbunden, so beschreibt die Bezeichnung als zweite oder dritte Generation unterschiedliche Grade der Entfernung von dieser zeitgenössischen Erfahrung, an die sie aber jeweils als Erben mehr oder weniger eng gebunden bleiben. Dabei steht die Evokation des traditionsreichen Konzepts der Generation, das (familiäre) Zusammengehörigkeit, Weitergabe und Kontinuität suggeriert, in einem bemerkenswerten Spannungsverhältnis zur spezifischen, von traumatischen Brüchen und Leerstellen geprägten Konstellation nach 1945, die familiäre Zusammenhänge ebenso betrifft wie die Möglichkeit, kulturelle Kohärenzerzählungen hervorzubringen:

*Der Einsatz der Generationenerzählung als Zeitkonzept provoziert genealogische Vorstellungen von auseinander hervorgehenden und zugleich sich wiederholenden Generationen. Damit aber wird die spezifische, brüchige Zeitstruktur des Traumas wieder verdeckt und gerade nicht repräsentiert.*⁴

Zudem tendiert die Orientierung am Konzept der Generation in der Erkundung von Phänomenen und Beziehungsverhältnissen der Gegenwart dazu, die Bedeutung aktueller Entwicklungen in Bezug auf Familienstrukturen, etwa im Falle von Patchworkfamilien oder Lebensentwürfen ohne Kinder,

aber auch im Hinblick auf Familien mit bi- oder mehrkultureller Prägung, deren Kinder sich z.B. als „Enkel von Opfern und Tätern“⁶⁵ zugleich verstehen können, aus dem Blick zu verlieren. Wo jedoch die Auseinandersetzung mit dem Nachleben der Schoah in der Gegenwart mit der einer ausdrücklichen Hinwendung zu solchen neueren Formen und Konzepten von Familie und Herkunft verschränkt wird, erscheint, so die These, die ich der folgenden Lektüre vorausschicken möchte, auch das Konzept der Generation zur Beschreibung und Reflexion von Identitäts- und Gemeinschaftsentwürfen im Horizont der Schoah in mancher Hinsicht als fragwürdig. Mit der Problematisierung des Generationennarrativs eröffnen sich dabei jedoch gerade Möglichkeiten, Zugehörigkeit und Erinnerung jenseits biographisch bzw. biologisch begründeter Erbfolge neu zu denken. Brüche und genealogische Diskontinuitäten werden so nicht mehr nur – etwa im Sinne einer auch die nachfolgenden Generationen noch affizierenden und bindenden Traumatisierung – verzeichnet, sondern werden gleichsam als Ferment einer nicht identitären Gemeinschaft verhandelt.

Eine solche Verschiebung der Perspektive hat, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, nachhaltige Konsequenzen nicht zuletzt für die Figur des Vaters als klassische Autorität und Bezugspunkt einer männlich geprägten Familiengenealogie – und schließlich auch für die Vorstellung von einer Generation von Gründungsvätern, die nach 1945 mit einem eigenen jüdischen Staat die Erinnerung an die Schoah in ein neues nationales Narrativ einschrieben.

Doron Rabinovici, geboren 1961 in Tel Aviv, ist als Sohn eines noch 1944 aus Rumänien nach Palästina emigrierten Vaters und einer aus Wilna stammenden Mutter, die dort als Kind Ghetto und Lager überlebte und 1950 mit ihrer Mutter nach Israel kam, nach dem Generationenkonzept biographisch der sogenannten zweiten Generation zugehörig. Tatsächlich spielt die Auseinandersetzung mit der Bedeutung der Erlebnisse der Eltern während der Zeit des Nationalsozialismus eine zentrale Rolle in seinen drei bislang publizierten Romanen. Neben wiederkehrenden Motiven und Konstellationen lassen sich dabei aber auch Unterschiede bzw. signifikante Verschiebungen ausmachen, die darauf hindeuten, dass in der Verhandlung der Generationenfolge nach der Schoah wechselnde Akzente gesetzt wer-

den, wobei das Konzept der Generation zunehmend als solches mit seinen Implikationen und Grenzen in den Blick kommt.

In Rabinovicis erstem Roman, „Suche nach M.“ (1997), ist der Fokus zunächst stark auf die Kinder von Schoah-Überlebenden und deren schwierige Selbstfindung gerichtet. Ganz entsprechend dem in dieser Zeit auch etwa in der Geschichtswissenschaft reflektierten Paradigma der transgenerationellen Wirksamkeit von Traumata⁶ wird hier vor allem, in z.T. grotesken Bildern und Szenen, das Schicksal des Jungen Dani beschrieben, der von den Eltern als Ersatz und Kompensation aller ermordeten Familienmitglieder betrachtet wird und dessen Existenz entsprechend von Beginn an in Leid- und Schuldzusammenhänge eingebunden erscheint, was sich u.a. in einer ausgeprägten Körpersymptomatik manifestiert. Dass sein Vater eine gebrochene Figur ist, die angesichts der vielen Toten das eigene (Über-)Leben als fragwürdig empfindet, wird schon darin deutlich, dass hinter jedem seiner Aussagesätze ein Fragezeichen zu stehen scheint.⁷ Ein Aufbegehren gegen diesen Vater verbietet sich für den heranwachsenden Sohn. Anstelle eines Prozesses der Individuierung – die traditionell als Revolte gegen die Väter, als ein Sich-Absetzen und -Befreien von der väterlichen Autorität erscheint – findet hier buchstäblich eine Verstrickung in die elterlichen Traumata und Schuldgefühle statt, die er durch absurde Schuldbekennnisse unablässig zur Aufführung zu bringen scheint.

Entlastung und Heilung von dieser zwanghaften Gebundenheit deutet sich erst an, als andere, nicht jüdische Freunde ihn als Individuum anerkennen und er allmählich aus der Rolle des stellvertretend für alle Leidenden und Schuld auf sich Nehmenden heraustreten kann. Damit aber wird schließlich auch die Vereinnahmung des Juden für eine christlich geprägte Idee der Entsühnung⁸, die sich, dem Roman zufolge, in der österreichischen Nachkriegszeit auf perfide Weise mit einer kollektiven Verleugnung von Schuld verbindet, tendenziell gelöst. Implizit wird damit auch die Vorstellung von einem Vatergott, dessen Sohnesopfer die christliche Gemeinschaft stiftet, auf die von ihr verdrängte Gewalt (gegen den bzw. die Juden) hin geöffnet. Angedeutet wird schließlich eine Gemeinschaft, in der ererbte Schuld und erlittenes Leid nicht von einigen wenigen ‚Opferfiguren‘ getragen, sondern als jeden Einzelnen und damit die gesamte Gesellschaft betreffende Hypothek der Vergangenheit begriffen wird.

Eine zusätzliche Komplexität entfaltet der Roman dadurch, dass nicht nur eine mögliche alternative Gesellschaft im ehemaligen Land der Täter aufscheint, sondern auch Israel als Schauplatz fortwirkender Leiderfahrungen ebenso wie andauernder Verstrickung in Schuldzusammenhänge perspektiviert wird. So wird dem Schmerz und Schuld zwanghaft auf sich nehmenden Protagonisten eine spiegelbildlich konzipierte Figur (Arieh) an die Seite gestellt, die wie dieser infolge der vom Vater unausgesprochen weitergegebenen Traumata eine „Hypersensibilität“⁴⁰ besitzt, die ihn die Schuld anderer aufspüren lässt. Schon früh richtet er all seine Energie darauf, „die Erzfeinde seiner Abkunft zu bekämpfen“⁴⁰, bis er schließlich nach Israel geht, wo er bald sehr erfolgreich im Auftrag des israelischen Geheimdienstes Feinde des Landes zu jagen beginnt. In seiner Manie, Schuldige aufzuspüren und (ggf. bis zu deren Liquidation) zu verfolgen, stellt auch er einen – komplementären – Fall dar, in dem der Schuldkomplex eines Vaters, der die Schoah überlebt hat, sich regelrecht verkörpert. So wird seine Besessenheit, anderen Menschen bis zur Identifikation mit ihnen nachzuspüren und ständig neue Rollen anzunehmen, mit der Geschichte seines Vaters in Verbindung gebracht, der sein Überleben Identitätswechseln verdankt, die gleichzeitig einen als schuldhaft empfundenen Bruch mit der Familie und eine Täuschung engster Freunde über seine Identität impliziert. Auch seinen Sohn hält er im Ungewissen über seine Herkunft und Geschichte, wobei er ihn gerade dadurch unbewusst in die unausgesprochenen Zusammenhänge verstrickt. Indem ihm gegenüber nur angedeutet wird, dass es schon einmal eine andere Familie, eine Tochter, gegeben hat, die er jedoch nicht als seine Schwester betrachten könne (sie wurde vor seiner Geburt, sozusagen in einem anderen Leben des Vaters, ermordet), bleiben Familie und Herkunft für ihn mit einem nicht begreifbaren unheimlichen Geheimnis besetzt. Seine Versuche, die eigene Identität zu erforschen, die ihn nicht zuletzt auch zu jüdischen Studentengruppen und nach Israel führen, perpetuieren seine Unruhe eher, als dass sie ihm Möglichkeiten eröffnen, sich in einem jüdischen Kollektiv und Traditionszusammenhang aufgehoben zu fühlen. Auch durch die Gründung einer eigenen Familie in Israel, der er sich immer wieder entzieht, vermittelt sich ihm kein Gefühl des Ankommens bei sich selbst. Erst in der Begegnung mit seinem Alter Ego in Europa, dem ‚Schmerzensmann‘,

die im zentralen Kapitel des Romans surreal ins Bild gesetzt erscheint, kündigt sich auch für ihn eine allmähliche Loslösung aus der Verstrickung an.

Indem die beiden jüngeren Protagonisten, beide Söhne jüdischer Väter, die die Schoah überlebt haben, einander angenähert und ineinander gespiegelt werden, werden sie als zwei Seiten oder Varianten jüdischer Existenz nach 1945 lesbar, deren Gemeinsamkeit – das starke Involviertsein in väterliche Traumata, das ihre Lebensgeschichten zu Fallgeschichten werden lässt – zugleich auch ihr Auseinanderfallen in getrennte, sogar feindliche Existenzen, wesentlich mit bedingt. Erst die Kontextualisierung der jeweiligen Obsessionen, ihr Verständnis aus der Spiegelung im (gleichaltrigen) anderen, in der die verdrängten Anteile und Möglichkeiten des Eigenen, auch in ihrer Zwanghaftigkeit, zutage treten, führt aus der für die Einzelnen durchaus bedrohlichen Situation heraus.

Es findet also eine Verschiebung des Akzents statt von der Prägung durch die traumatisierten Väter, die auf unterschiedliche Weise eine Gebundenheit an das Herkommen bedeuten, hin zu einer Orientierung auf die Mitglieder derselben Generation in ihren unterschiedlichen Lebenskontexten. Diese Generation wird dadurch zunehmend weniger durch die unentrinnbare Last des Ererbten als vielmehr durch wechselseitige Begegnungen und Verhandlungen, in die auch andere, nicht jüdische Zeitgenossen einbezogen werden, bestimmt. Erst indem Prägungen durch das Vergangene geteilt – wenn auch nicht unbedingt vollständig versprachlicht und kommuniziert – werden können, eröffnen sich Möglichkeiten der Identitätskonstitution jenseits eines fatalen Determinismus, der durch die (unbewussten) Prägungen durch die Väter angelegt erscheint. Durch eine Perspektivierung der jüdischen Protagonisten als (vor allem) Söhne, als Angehörige der ‚zweiten Generation‘ und als solche ihrer Herkunft verhaftet, nicht nur durch die im Text beschriebenen Gesellschaften (in Österreich bzw. Israel), sondern auch durch eine Forschung, die Texte wie diesen und die in ihnen beschriebenen Existenzen primär durch ein Generationen-Dispositiv betrachtet, wird eine solche Determinierung tendenziell festgeschrieben. Der Text lässt sich vor diesem Hintergrund auch als Appell lesen, die problematischen Aspekte einer solchen Diskursivierung der Schoah-Erinnerung im Horizont des Generationen-Narrativs wahrzunehmen und möglichst zu überwinden.

Rabinovicis zweiter Roman, „Ohnehin“ (2004), fokussiert ebenfalls Verstrickungen in die Geschichte der Väter. Die Figur Lew Feininger teilt mit der des Dani aus dem vorausgehenden Roman einige biographische Züge, etwa, wenn es heißt, seine Eltern sähen „in ihm die Erfüllung, ihre Rechtfertigung vor den Ermordeten, und Lew wußte, daß er für sie Zusammenfassung ihrer Existenz dargestellte“. ¹¹ Anders als Dani, dessen schwieriges Heranwachsen Thema des ersten Textes ist, hat Lew aber bereits eine gewisse Distanz zu der von den Eltern auf ihn übertragenen Last gewonnen. Ihm ist klar, dass er die perfekte Entschädigung für Leid und Verluste niemals verkörpern können, gleichwohl führt er sein Interesse für eine Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit, die auch seine Berufswahl als Historiker mitbestimmt hat, auf „ein Bemühen um eine Art Wiedergutmachung“ zurück. ¹² Der Sohn des Überlebenden ist also erwachsen geworden. Gerade indem er Formen des wissenschaftlich distanzierteren Umgangs – deren Grenzen durchaus auch gelegentlich in den Blick kommen – gefunden hat, sich mit der Geschichte, die auch sein eigenes Herkommen betrifft und bestimmt, auseinanderzusetzen, erscheint ihm eine bloße Fixierung auf das Sohn-Sein unproduktiv und sogar gefährlich. Dies wird besonders deutlich in der Begegnung mit Kindern eines NS-Täters, die sich selbst in besonderer Weise in die Rolle der – in diesem Fall sich dezidiert abgrenzenden und regelrecht rächenden – Nachkommen hineinsteigern. Dabei wähnen sie sich in Übereinstimmung mit dem Begehren des Opfersohnes, dessen Hilfe und Anerkennung sie erwarten. Die „Kinder von Opfern und Tätern“ hätten, so formuliert es die Tochter des ehemaligen SS-Manns Herbert Kerber, inzwischen ein kranker Greis ohne Erinnerung, doch „viele Gemeinsamkeiten“. ¹³ Doch Lew weist diese Zumutung, die nicht nur Brüche und Differenzen löscht, sondern auch das Geprägtsein durch die Generation der Eltern absolut setzt, mit Bestimmtheit zurück. Nicht nur die Vorstellung, das Erbe der Täter oder Opfer übertrage sich automatisch und unwiderruflich auf die nachfolgende Generation, sondern auch die Idee einer Generation ‚nach Auschwitz‘ erscheint dabei grundsätzlich problematisiert:

„Wir Kinder von Opfern und Tätern“? Meinst du, wir wären eine einzige große Familie? Eine Art Mischehe aus Juden und Nazis? Eine

*Täteropfermischkulanz ... Die Mischpoche von Auschwitz? Wir Kinder? Ich will kein Kind mehr sein. Ich bin erwachsen. Du auch. Es ist an der Zeit.*¹⁴

Von Lew heißt es außerdem, er empfinde „gar keine Neugier auf eine sogenannte Generation, auf die Nachkommen von Tätern“¹⁵, Sympathie und Verbundenheit könne er sich nur mit einzelnen Menschen vorstellen. Jedem Versuch, Gemeinschaft aus einem vergangenen Geschehen abzuleiten, durch das Möglichkeiten von Gemeinschaft nicht nur zwischen Juden und Nichtjuden, sondern auch in Bezug auf jüdische Familien und Genealogien nachhaltig zerschlagen wurden, begegnet er mit Skepsis und Kritik. Generationszugehörigkeit wird hier also als problematischer Marker von individueller und kollektiver Identität reflektiert. Indem sie dazu tendiere, Zugehörigkeit als durch ein der eigenen Gestaltungs- und Reflexionsfähigkeit je schon entzogenes Ereignis bestimmt zu verstehen, verleite die Kategorie der Generation zu vorschnellen Bestimmungen und Zuordnungen, die der Komplexität des Nachlebens der Vergangenheit in der Gegenwart und den Erfordernissen einer an dieser Gegenwart orientierten Gedenkkultur nicht gerecht werden könne. Besonders die Vorstellung, infolge eines schwierigen Erbes selbst Opfer zu sein, führt, so macht es dieser Text unmissverständlich deutlich, zu fatalen Verkennungen und Verleugnungen von Täterschaft, die durch die Identifizierung mit dem Opferstatus ausgeblendet wird. Dies wird deutlich in den gewaltsamen Inszenierungen, mit denen die Tochter ihren greisen Vater zu Geständnissen zu zwingen versucht, wobei sie im Versuch, Vergangenes möglichst getreu nachzuspielen, selbst zunehmend in die Rolle der Täter gerät. „[G]efangen in dieser Familiengeschichte“¹⁶, scheint sie, wie ihr Bruder einmal hellichtig bemerkt, festzustecken „[i]m Jahr fünf- undvierzig“.¹⁷ Die Problematik, dass die Fixierung auf die Vergangenheit offenbar die Überzeugung hervorbringt, eine Lizenz, selbst gewalttätig zu werden, zu besitzen, wird dabei ebenso ausgeblendet wie Kontexte, Konstellationen und Erfordernisse der Gegenwart.

Letzteres ist das zentrale Thema eines anderen Handlungsstrangs des Textes, in dem es darum geht, dass durch die Fixierung des Vergangenen gegenwärtige Kriegs- und Verfolgungsszenarien aus dem Blick geraten. Kon-

kret wird die Frage gestellt, in welchem Verhältnis individuelle oder nationale Erinnerungsnarrative zu aktuellem (Gewalt-)Geschehen, etwa während der Jugoslawienkriege, stehen, deren Opfer u.a. nach Österreich geflüchtet sind. Tatsächlich sind nur wenige der Protagonisten in der Lage, die Notsituation der neben ihnen lebenden Flüchtlinge und ihre traumatischen Erfahrungen anzuerkennen und auf deren Hinweise auf Rassismus gegenüber Migranten in Österreich einzugehen. Wenn Erinnerung ausschließlich durch ein Dispositiv der Familienerinnerung bzw. der Generationen gerahmt wird, tendiert sie dazu, so wird hier vorgeführt, Ausschließungen zu (re)produzieren und notwendige Übertragungen der eigenen, durch Eltern weitergegebenen Erfahrungen auf nicht identische, aber doch ähnliche Situationen zu blockieren. Solche Übertragungsleistungen sind nur dann zu erwarten, wenn die Erinnernden aus dem Bann der Väter heraustreten und sie sich nicht vor allem als Opfer, sondern als selbst verantwortliche Akteure in der Gegenwart begreifen. Gilt dies für die Kinder der Täter, deren Inanspruchnahme des Opferstatus als besonders problematisch und unreif dargestellt wird, so gilt es auch für die Kinder der Opfer. „Ich bin kein Opfer“, insistiert etwa Lew Feininger im Roman. „Meine Verwandten waren welche, gewiß. Ich nicht. Verstehst du? Ich nicht.“¹⁸

Es gibt also keinen erblichen Opferstatus; wo dieser behauptet wird, handelt es sich bereits um eine Narration, die in der Gegenwart bestimmte Interessen und Positionen stärkt und andere marginalisiert oder verdrängt, selbst also gewissermaßen nicht unschuldig ist. In „Ohnehin“ wird diese Diagnose verschränkt mit einer Problematisierung nicht nur familiär, sondern auch national gerahmter Erinnerung. Durch die Flüchtlinge aus dem Kosovo, aber auch durch Migranten aus der Türkei oder Griechenland, die auf dem Wiener Naschmarkt nebeneinander ihre Stände haben und längst die Gegenwart der Stadt wesentlich mit prägen, kommen andere, z.T. ihrerseits durchaus traumatische Erinnerungen und Geschichten hinzu. Indem diese sich mit den etablierten familiären Erinnerungsperspektiven und nationalen Gedenkritualen teilweise berühren, zum Teil aber auch mit ihnen konfliktieren, fordern sie zu einer Öffnung auf transnationale bzw. transkulturelle Formen des Erinnerens heraus.¹⁹ Bezüge zur Schoah etwa würden dadurch nicht notwendig durch Erinnerungen an andere Gewalt-

geschichten überlagert oder verdrängt. Im Gegenteil bestünde, so wird hier suggeriert, die Herausforderung gerade darin, sie nicht als konkurrierende Opfer-Narrative zu begreifen, sondern Sensibilität für das Leiden und die Geschichten anderer gerade auch aus der jeweils eigenen Familiengeschichte heraus zu entwickeln, indem Möglichkeiten der Übertragung und Vernetzung gesehen und zugelassen werden.²⁰ Gerade die letztlich nicht ganz auflösbare Differenz der verschiedenen Erinnerungen gibt aber auch den traumatischen Brüchen in den eigenen Familiengeschichten Raum. Wenn, wie bereits in „Suche nach M.“ gestaltet, eine Herauslösung aus dem Bann der Vätergeschichten, in dem die Protagonisten der sogenannten zweiten Generation vielfach stehen, erst beginnen kann, indem andere, empathisch Mitfühlende in diesen Prozess involviert werden, so wird in „Ohnehin“ nun gleichsam dessen andere Seite in den Blick genommen. Hier sehen sich die Söhne und Töchter der ‚Auschwitz-Generation‘ mit der Schwierigkeit konfrontiert, das Erbe der Väter so anzutreten, dass es nicht in der Identifikation erstarrt, die immer auch mit Aspekten der Instrumentalisierung und Löschung von nicht anzueignender Differenz verbunden erscheint. Bewahrt wird dieses Erbe gerade nicht in der Verabsolutierung einer Erzählung vom eigenen Herkommen, sondern viel eher in der Problematisierung solcher Erzählungen, die Identität und gegenwärtige Verhältnisse aus einer vermeintlich eindeutig bestimmbarer Herkunft und genealogischer Nachfolge zu bestimmen suchen.

Eben hier setzt der dritte Roman von Doron Rabinovici, „Andernorts“ (2010), ein. Während die Generation der Zeitzeugen, der Opfer und Täter in den beiden ersten Romanen, z.B. hoch betagt, noch lebt, stellt sich das Problem von Weitergabe und Erinnerung an die von ihnen erlebte Schoah in dem dritten Roman, der vom Tod der beiden zentralen Väterfiguren gerahmt wird, mit neuer Dringlichkeit. Der Verweis auf eine in Wien unter Beteiligung der Protagonisten geplante Talkshow „Stirbt Auschwitz? Was bleibt von der Erinnerung, wenn die Überlebenden nicht mehr überleben?“²¹, von der gegen Ende des Romans die Rede ist, bringt die den Text strukturierenden Reflexionen angesichts des nahen Todes der letzten Zeitzeugen noch einmal auf den Begriff. Zentrale Aspekte einer postmemorialen Erinnerungskultur, vor allem die notwendige und zugleich problematische Medialisierung der

Schoah sowie transnationale Perspektiven auf das kulturelle Gedächtnis, die aktuell vielfach mit Bezug auf die ‚dritte Generation‘ verhandelt werden, finden sich hier mit der Frage nach dem Erbe der Väter eng verknüpft.

Bezeichnenderweise kommen die Figuren, die im Laufe der Handlung konflikthaft aufeinandertreffen, miteinander in Kontakt im Zusammenhang mit einer Auseinandersetzung über die Frage, wie der Nachruf auf einen gerade verstorbenen Zeitzeugen zu formulieren sei und von wem er verfasst werden sollte bzw. dürfe. Dov Zedek, der Verstorbene, ist vor allem in Israel bekannt, da er durch sein Engagement für die Erinnerung an die Schoah, z.B. durch Vorträge in Schulen und Jugendreisen nach Auschwitz, besonders hervorgetreten ist. Ob es sich hierbei um eine angemessene und sinnvolle Form des Gedenkens handelt, ist bereits zu seinen Lebzeiten kontrovers diskutiert worden und steht jetzt, im Horizont einer ohne Zeitzeugen erst recht ritualisierten Gedenkkultur, im Zentrum einer erneut konflikthaft ausgetragenen Debatte. Dabei geht es bei der Frage nach dem legitimen Erbe immer auch darum, wer künftig die Deutungshoheit über das Vergangene haben wird und wie dieses adäquat im kollektiven Gedächtnis bewahrt werden kann. Neben dem Wer und dem Wie des Erinnerens wird dabei von Anfang an auch das Wo der Erinnerung ins Spiel gebracht, insofern Rekapitulationen eines jüdischen Lebensschicksals, das in unmittelbarem Bezug zur Schoah-Vergangenheit steht, sich in einem israelischen Erinnerungs- und Deutungskontext völlig anders präsentieren als etwa in Deutschland oder wie hier vor allem in Wien. Durch den Verweis auf die hohe Mobilität der Protagonisten des Romans, Ethan Rosen und Rudi Klausinger, beide international aktive und vernetzte Wissenschaftler, die viel reisen, zahlreiche Sprachen sprechen und sich mit Auswirkungen von Migration und Globalisierung auf kulturelle Prozesse auseinandersetzen, wird die Möglichkeit einer klaren lokalen Verortung von Aussagen und Narrativen allerdings zugleich in Frage gestellt. Doch nicht nur der wissenschaftliche Austausch ist grenzüberschreitend, sondern die publizistischen Medien, in denen sie gelegentlich kritische Kommentare zum Zeitgeschehen oder eben Nachrufe publizieren, sind es natürlich durch die digitale Verbreitung und Verfügbarkeit in der Gegenwart ebenfalls in hohem Maße. Insofern Aussagen, die im Horizont bestimmter z.B. nationaler Kontexte und Erinnerungsnarrative

und mit Blick auf eine bestimmte Rezeptionsgemeinschaft verfasst wurden, nun ebenso simultan in anderen Kontexten, in denen andere Diskursregeln gelten, gelesen werden können, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass es zu Konflikten kommt, dass über Vergangenheit gestritten wird. Damit eröffnet sich auch die Chance, dass die relative Geltung von Vergangenheits-erzählungen, die eben immer auch Erzählungen mit bestimmten Mustern und in spezifischen Kontexten sind, als solche reflektiert werden kann. Im Roman wird diese Einsicht darin zugespitzt, dass dieselbe Figur seinen eigenen, früher einmal im israelischen Kontext kritisch formulierten Kommentar zur Gedenkkultur und der Vermittlung des Gewesenen an die nachfolgende Generation später nicht mehr wiedererkennt, als dieser von einem anderen in neuem, nicht israelischem Kontext zitiert wird.

Es geht also, das wird hier sehr schnell deutlich, nicht so sehr um die Zuordnung von Positionen zu bestimmten Personen, Ländern oder Gemeinschaften, sondern vielmehr darum, dass genau solche Zuordnungen mit der zunehmenden globalen Mobilität und Vernetzung, die unsere Gegenwart bestimmt, in Bewegung geraten und problematisch werden. Dies gilt, und das macht die besondere Brisanz des Textes aus, auch für die Frage, wer spricht, was hier sogar die Frage nach der grundsätzlichen Differenz bzw. Unterscheidbarkeit zwischen jüdischer und nicht jüdischer Perspektive betrifft. Im Horizont der Schoah scheint mit der Unterscheidung von Opfern und Tätern auch die von Kindern (und Enkeln) der Opfer und der Täter, mithin von Täter- und Opfer-Genealogien mit ihren je eigenen Narrativen, klar bestimmt. Oder vielleicht doch nicht? Diese Frage wirft der Text u.a. auf, indem er eine Vatersuche inszeniert, die nicht nur die Grenze zwischen beiden möglichen Identifizierungen offenhält, sondern die Fixierbarkeit von Herkunft und deren Behauptung als Abgrenzungskriterium gegenüber anderen grundsätzlich problematisiert. Die Suche nach dem Vater ist das zentrale Leitmotiv und *Movens* des Textes und ist ganz wörtlich, als Suche nach dem eigenen Erzeuger, wie auch im übertragenen Sinne als Suche nach Herkunft und Zugehörigkeit zu verstehen. Dabei wird auch die Opposition zwischen dem Suchenden, der den Vater nicht kennengelernt hat, aber jetzt ausfindig machen will, und dem, der sich selbstverständlich in einer Familienkonstellation mit einem patriarchalen Oberhaupt auf-

gehoben weiß, im Laufe der Erzählung fragwürdig.²² Tatsächlich geht es in diesem Text – wie auch bereits in den beiden Vorgängerromanen – vor allem um Väter (und Söhne). Mutter- und Tochterfiguren kommen auch vor, stehen aber nicht im Fokus. Die Art und Weise, wie der Text den Vaterlosen – angesichts der großen Zahl alleinerziehender Mütter und zumal von Möglichkeiten anonymer Samenspenden u.Ä. sicherlich ein Typus der Gegenwart – und den selbstbewussten Sohn einander annähert, wie er gar ihre Austauschbarkeit suggeriert, ist stark überzeichnend und entsprechend dem Erzählstil Rabinovicis z.T. grotesk.

Rudi Klausinger, einziger unehelicher Sohn einer inzwischen verstorbenen nicht jüdischen Österreicherin, offenbar kein Wunschkind und von der Mutter früh in eine bäuerliche Pflegefamilie gegeben, wächst mit dem diffusen Wissen auf, sein Vater sei ein jüdischer Schoah-Überlebender. Mit der Hoffnung, diesen Vater endlich ausfindig machen zu können, ist auch die Vorstellung verknüpft, nach einem Leben, das geprägt war von dem Gefühl der Unzugehörigkeit und der bloß oberflächlichen Anpassung, endlich ankommen, sich endlich „binden“²³ zu können. Auf jüdischer Seite löst seine Suche, die bald auf einen bestimmten älteren Israeli zuläuft, den Vater seines beruflichen Konkurrenten Ethan Rosen, heftige Gegenreaktionen aus. Klausingers Beweise (handgeschriebene Briefe des mutmaßlichen Erzeugers) werden als nicht aussagekräftig zurückgewiesen, seine Überzeugung, dass nur ein jüdischer Vater die Lücke in seinem Leben füllen könne, wird als philosemitische Zumutung abgetan.²⁴ Sarkastisch formuliert Ethan in Bezug auf seinen nicht mehr nur akademischen Gegenspieler: „Wie verlockend, ein Opfer sein zu dürfen, ohne je gelitten zu haben.“²⁵ Und eine ältere Freundin Ethans wird noch drastischer:

Früher versuchten Juden, um zu überleben, als Arier zu gelten. Nun fahnden Kinder ehemaliger Nazis nach Vorfahren, die als Sarah und Israel verfolgt wurden, um instant koscher zu werden. Rudi Klausinger hat sich seinen Felix Rosen gefunden.²⁶

Tatsächlich allerdings findet Rudi bei Felix Rosen selbst durchaus Gehör, sodass der Eindruck entsteht, dass Rudis Version möglicherweise doch der Wahrheit entspricht, Ethan diese lediglich abwehrt, weil er sich in seiner

Rolle als (einziger) Sohn bedroht sieht: „Du bist nicht mein Bruder. Du bist nur irgendein Bastard mit Hintergedanken.“²⁷ Sich bedroht zu fühlen, hat Ethan, wie im weiteren Verlauf der Handlung deutlich wird, tatsächlich allen Grund, als nämlich Rudi auf Einladung von Ethans Eltern vorübergehend in dessen ehemaliges Kinderzimmer einzieht und sogar in seinem alten Bett schläft. Was in der grotesken Zuspitzung so völlig unwahrscheinlich wirkt, ist doch ein Art Experiment auf die Frage, was wäre, wenn Rudi tatsächlich einen jüdischen Vater, gar einen Überlebenden als Vater hätte? Würde das sein Lebensgefühl grundlegend ändern, alles Bisherige als nur vorläufig, unrecht und unecht erscheinen lassen, wäre seine Perspektive auf die Welt dann automatisch eine andere? Würde es zugleich für andere unmöglich, seine Äußerungen als antisemitisch zu klassifizieren, da der Sohn eines Juden kein Antisemit sein könne? Ethan selbst weist solche Überlegungen, die für ihn „nach einer neuen Rassentheorie“²⁸ klingen, als Unsinn zurück. Natürlich werde Antirassismus nicht genetisch übertragen, „[d]urch jüdische Väter etwa?“²⁹ Indem die philosemitische Identifikation mit den Opfern (der Schoah) hier als Einschreibung in eine biologische Genealogie daherkommt, erscheint ihre Logik nicht nur besonders pointiert dargestellt, ihre kritische Analyse wirft den jüdischen Betrachter zugleich auf sich selbst zurück. Wenn Ethan die Vorstellung, wer einen jüdischen Vater habe, sei automatisch (quasi biologisch) vor Antisemitismus und Rassismus gefeit, zurückweist, stellt sich implizit auch die Frage, inwiefern er sich selbst unter Bezugnahme auf seinen Vater und die mit ihm verbürgte Herkunft als Jude begreift und was dies im Einzelnen impliziert.

Das Thema der Bruderschaft – vom Vater Felix Rosen ausdrücklich in den Raum gestellt („Brüder seid ihr“³⁰) – wird im Roman über den biologischen und familiären Kontext hinausgehend mit weiteren Konnotationen versehen. Dies vor allem im Hinblick auf die Tatsache, dass Ethan und Rudi wissenschaftlich im selben Feld arbeiten, sich auf dieselbe Professur für Jüdische Studien beworben haben und über das gemeinsame Interesse am Thema der Nachfolge und Zeugenschaft in Bezug auf die Schoah überhaupt erst aufeinanderstoßen. Rudi nämlich hatte jenen Nachruf auf Dov Zedek unter impliziter Bezugnahme auf einen früheren kritischen Artikel Ethans über problematische Aspekte der Gedenkkultur verfasst, was die-

sem, für den Dov sein Leben lang ein väterlicher Freund gewesen war, nun als illegitime Schändung des Angedenkens an den Verstorbenen erschienen war und ihn gegen Klausinger aufgebracht hatte. Die Auseinandersetzung um die legitimen Formen und Akteure des Gedenkens ist aber, wie schon durch die grenzüberschreitende Zitation deutlich wird, durchaus komplex. Darüber hinaus wird die Frage, ob Rudi möglicherweise wirklich einen jüdischen Vater, der gar Überlebender der Schoah ist, haben könnte, bis zum Schluss nicht endgültig beantwortet, ihre potenzielle Bedeutsamkeit wird vielmehr im Laufe des Geschehens als solche erkundet, um schließlich gleichsam eingeklammert zu werden. Dass er außergewöhnlich umfassende Kenntnisse in Bezug auf jüdische Traditionen und Sprachen besitzt – außer mit Hebräisch ist er auch mit Jiddisch und Ladino vertraut; „Er wußte mehr über Thora und Talmud als viele, die in jüdischen Familien aufwuchsen. Er kannte die Gebete und Gebote“³¹ –, bringt dieser selbst mit seiner aus einem Gefühl des Mangels und des Unbehauptseins entspringenden lebenslangen Vatersuche in Verbindung.

Wird im Text der Versuch, diese Lücke durch eine quasi biologische Selbstverortung endgültig zu schließen, (von Ethan) kritisch kommentiert und durch den Handlungsverlauf auch nicht eingelöst, so bleibt doch sein Expertentum unbestritten, und seine generelle Hinwendung zu jüdischen Themen und Menschen wird auch in ihren positiven, Empathie und Begegnung ermöglichenden Aspekten reflektiert. Dabei ist die Hinwendung zum anderen nicht einseitig, etwa im Sinne einer philosemitischen Opferidentifikation beschrieben, vielmehr wird sie vor allem durch die Zuwendung, die Rudi Klausinger durch den jüdischen Vater erfährt, auf den sich das Begehren des vaterlos Aufgewachsenen nach Halt und Herkunft richtet, komplementiert. In gewisser Weise nimmt dieser den an ihn gestellten Anspruch, Vater zu sein, an, nicht weil er ein den anderen bislang verborgenes Wissen um eine biologische Vaterschaft besitzt, zu der er sich nun bekennen würde, sondern gerade weil der Anspruch eines Vaterlosen an ihn ergeht. „Felix war wie ein Vater zu mir, und zwar nur, weil ich nach einem suchte“³², formuliert Rudi schließlich in seiner spontanen Grabrede für Felix Rosen, der am Ende des Buches seiner Krankheit erliegt. In dem Moment, als Rudi diese Worte spricht, weiß er bereits, dass Felix nicht sein leiblicher

Vater ist. Die Tatsache, dass er dennoch zuletzt Seite an Seite mit dessen jüdischen Verwandten und anderen ihm Nahestehenden auf dem Friedhof von ihm Abschied nimmt, ist Indiz für ein gewandeltes Verständnis von Vaterschaft, das nicht genealogisch begründet wird und selbst über die Idee einer sozialen Vaterschaft innerhalb familienähnlicher Strukturen, in denen ein Kind aufwächst, hinausweist.³³ Die Vaterschaft, die Felix Rosen dem auf neue Weise ‚verlorenen Sohn‘ bietet, der nicht zu seinem Vater zurückkehrt, sondern diesen nachträglich (er)findet, ist eine, die auf Leerstellen, Verluste und Brüche antwortet, ohne diese doch zugleich zu löschen. Wenn Rudi sich bei Felix aufgehoben fühlt, so wohl eher, weil sich ihm etwas von dessen eigenem Gebrochensein mitteilt. Insgesamt reflektiert der Text in dieser Konstellation nicht zuletzt die Frage, inwiefern (Familien-)Zugehörigkeit nicht gerade auch nach den Exzessen einer rassistischen Abstammungspolitik und nach der Schoah, die Familien zerrissen und Genealogien unwiderruflich abgebrochen hat, neu gedacht werden muss.

Das wird deutlich vor allem in der Erzählung über die jeweilige Geschichte von Dov Zedek und Felix Rosen, Freunden, die durch gemeinsame Erfahrungen – Zedek holte Rosen 1945 aus dem Lager und brachte ihn nach Israel, wohin er selbst etwas eher noch hatte auswandern können – und geteilte Geheimnisse eng aneinander gebunden waren. Der Auschwitz-Überlebende und der Exilant – als der Dov sich vor allem am Ende seines Lebens selbst beschreibt, auch wenn er im israelischen Verständnis zugleich mit der Alijah („Diese Reise sei keine Flucht, sondern eine Heimkehr“³⁴, wird ihnen beigebracht) das Exil in der Diaspora beendet – sind hier die Repräsentanten der Vätergeneration. Diese ist zugleich die israelische Aufbaugeneration, die ihren ‚Mann‘ steht und der nachfolgenden Generation Schutz und Vorbild zu sein scheint. Ethans Vater allerdings scheint diesen mit seiner übermäßigen Fürsorge gelegentlich zu erdrücken:

War der Sohn denn nicht sein Goldkind? Für Ethan, für diese Entschädigung aller familiären Verluste, für den eigentlichen Grund seines Lebens und seines Überlebenskampfes, den er auch in diesem Laden, vor der Konzerthalle, an der Theaterkasse, im Kino und am Elternsprechtag weiterführte, war ihm nichts zu teuer und so hatte

Ethan gar keine Chance zu widersprechen. Er bekam, was er nicht wollte, denn der Bub wurde so sehr geliebt und mußte so glücklich gemacht werden, daß auf seine Wünsche gar keine Rücksicht genommen werden konnte. Ethan war klein, aber die Zuwendung war groß.³⁵

Seinen Sohn hat Felix, der selbst nie (wieder) schwach und ohnmächtig sein wollte, zum echten Sabre³⁶ erzogen, der sich nichts gefallen lässt und der weiß, wohin er gehört. Wie Dani in „Suche nach M.“ oder Lew in „Ohnehin“ findet in „Anderorts“ Ethan erst allmählich Wege, mit der Überforderung, die diese erdrückende Liebe, die Zumutung, Kompensation für alle Toten in der Familie sein zu müssen, bedeutet, umzugehen. Die Wahl seines (zweiten) Wohnortes in Wien, seine vielen beruflichen Reisen, sind auch eine Reaktion auf die empfundene Enge der „Mischpoche“³⁷ in Israel und der Last ihrer Ansprüche an ihn. Eine neue Qualität bekommt sein Verhältnis zur Familie, das bis dahin von einer Art ‚Fort-da-Logik‘³⁸ geprägt ist, durch die Auseinandersetzung mit Klausingers Behauptung, sein ‚Bruder‘ zu sein, die empathische Reaktion seines Vaters darauf und die Konfrontation mit überraschenden Informationen über seine Herkunft. Denn wie sich herausstellt, ist die Frage, was überhaupt eine Familie, was ein Vater sei³⁹, nicht nur für Rudi relevant, sondern sie drängt sich gleichfalls auch Ethan auf. Im Rahmen von Überlegungen, wer von den beiden ‚Brüdern‘ möglicherweise geeignet sei, dem kranken (vermeintlich gemeinsamen) Vater eine Niere zu spenden, machen beide auch einen Gentest, dessen Ergebnis für beide einen Schock bedeutet: biologisch ist Felix weder Rudis noch Ethans Vater, sind beide auch keine Brüder. Als Ethan seine Eltern, die, wie sich zeigt, beide immer darum wussten, zur Rede stellt, offenbaren sie ihm, dass der gerade verstorbene Freund der Familie, Dov Zedek, sein leiblicher Vater gewesen sei. Er erfährt es mithin in einem Moment, in dem dieser bereits tot ist, das Wissen um die ‚natürliche‘ Verbindung also keine Konsequenz mehr für eine wechselseitige Beziehung haben kann. Dafür erleidet sein Selbstverständnis, Sohn eines machtvollen Vaters zu sein, einen Bruch, denn er erfährt, dass Felix Rosen nicht zeugungsfähig gewesen sei, was den Ärzten zufolge, so heißt es, möglicherweise mit der Lagererfahrung in Verbindung stehe. So haben sie, die „eine Familie nach Auschwitz“⁴⁰ gründen wollten, mit dem

Freund, der dies für sich selbst auf keinen Fall für vorstellbar gehalten hatte, eine folgenreiche Entscheidung getroffen. Durch die Geheimhaltung, für die sie sich im Nachhinein rechtfertigen („Wir haben Kinder sterben gesehen ... Wir haben geglaubt, es sei zum Besten“⁴¹), wird der Bruch in der Genealogie, die nur durch eine Stellvertretung, einen Ersatz durch jemand anderen überhaupt weitergeführt werden kann, zunächst verdeckt. Jetzt, wo er zutage tritt, wird zumindest suggeriert, dass er auch mit der Schoah zusammenhängt.

Dov Zedek, der ebenfalls aus Wien stammt, wo er noch Adolf Ge-rechter hieß, verdankt sein Überleben einer Flucht, die nicht nur als Heimkehr ins Land, sondern auch als Zurücklassen und Verlassen der bisherigen Heimat und vor allem des Vaters gedeutet werden kann. Dieser hatte den Sohn in besinnungsloser Liebe noch während seiner eigenen Deportation überall gesucht, ihn aber schon deshalb nicht finden können, weil der seinen Namen und seine Identität gewechselt hatte, um zu fliehen und zu überleben – ein Motiv, das auch in „Suche nach M.“ bereits auftaucht, wo eine überlebende Mutter ihren Sohn nie wiedertrifft, weil er seine Identität gewechselt hat. Der neue Name, der mit dem Beginn eines neuen Lebens und einer neuen Stärke als Israeli verknüpft wird, bedeutet also auch eine schmerzhaft Abtrennung vom eigenen Vater, die auch als Ermordung des eigenen früheren Ich beschrieben wird. So wird Dovs Weigerung, nach 1945 selbst eine Familie zu gründen, durch seine Angst motiviert, dass das Verdrängte dadurch zurückkäme: Er selbst kann nicht in die Vaterrolle einrücken, weil die Verbindung zwischen ihm und seinem Vater nicht durch religiös oder anders bestimmte Gedenkrituale geregelt und damit in eine Erinnerungsgemeinschaft integriert werden kann: Es ist ein traumatisches Erinnern, das den Sohn heimsucht und nach Möglichkeit auf Distanz gehalten werden muss. Die genealogische Reihe, das Band, das sich vom Vater zum Sohn traditionell – oder wenigstens in der idealtypisch gedachten Tradition – knüpft, ist durchbrochen und kann nicht einfach wiederhergestellt werden. Für den massenhaften sinnlosen Mord an Menschen, die kein Grab haben, für die niemand Kaddisch sagen konnte, kann es kein adäquates Gedenkritual geben, das das Sinnlose transzendierte und den Verlust in einer Gemeinschaftsnarration aufhobe. So ist verständlich, dass Dov selbst, der

ja schon gestorben ist, als die Handlung einsetzt, dessen Stimme aber auf einer an Ethan gesandten Kassette noch über seinen Tod hinaus präsent bleibt („Grüße aus der Gruft“⁴²), hier in einem letzten Versuch, die Art und Weise, wie seiner und insgesamt wie der Schoah gedacht wird, mit zu bestimmen, immer wieder erklärt, für ihn müsse kein Kaddisch gesprochen werden, er brauche kein Grab und keine Gedenkreden. Das Gefühl, zu Unrecht als Einziger der Familie überlebt zu haben, verdichtet sich für ihn zu dem, was Psychologen als ‚Überlebendenschuld‘⁴³ bezeichnet haben, die natürlich nicht auf irgendeine tatsächliche Schuld verweist, sondern darauf, dass der Verlust nicht mehr aufgehoben werden kann in ein sinnstiftendes Identitätsnarrativ und deshalb – absurderweise – mit einem individuellen Versagen in Verbindung gebracht wird. Diese Logik, die Schuld bei sich zu suchen, ist ein psychologischer Mechanismus, der, das war bei „Suche nach M.“ deutlich zu sehen, in bestimmten Kontexten instrumentalisiert werden kann. Auch Dov leidet darunter, dass er im Alter zunehmend auf den Opferstatus reduziert wird im Sinne einer Erlöserfigur: „Die Sprößlinge christlichen Glaubens verehren mich wie einen Märtyrer. ... Mein Leid ist für sie keine Schmach, sondern eine Passionsgeschichte.“⁴⁴

Hier gibt aber nicht, wie in der christlichen Erzählung, ein Vater seinen Sohn mit dem Versprechen von Gemeinschaft und Erlösung, vielmehr stellt sich der Sohn in den Dienst eines Gedenkens, mit dem er den Mord am Vater zu erinnern versucht, das aber immer wieder dazu tendiert, die Lücke durch Narrative der Passion bzw. der Stellvertretung zu schließen. Derjenige, der hier stellvertretend für den Vater und die vielen anderen, die nicht mehr Zeugnis ablegen können, ‚den Überlebenden spielt‘ („Ich trete als Zeitzeuge auf“⁴⁵), erkennt zunehmend, dass er auch für das „Land der Väter“⁴⁶, in dem das Gedenken an die Schoah im Sinne eines rituell aktualisierten Gründungsmythos eine bedeutsame Funktion hat, eine bestimmte Rolle gespielt hat, die das persönliche, nicht ohne Weiteres erzählbare Leid immer auch verdrängt und verleugnet.

Indem Zeugenschaft im Kontext der Erinnerung an die Schoah hier mit Konzepten der Zeugung verknüpft, die Polysemie des Wortes auf komplexe Weise ‚ausgehört‘ wird, öffnet der Text neue Perspektiven auf Konzeptualisierungen von Vaterschaft und Familie. „Was ist ein Vater?“⁴⁷ Diese

Frage kann nach dem Zivilisations- und Traditionsbruch nicht mehr im herkömmlichen Sinne mit Bezug auf biologische Zeugung oder die generationelle Weitergabe kultureller Überlieferung beantwortet werden. Wo an der Stelle des väterlichen Erzeugers eine Lücke klafft, kann Familie nur durch stellvertretende Zeugung oder durch sekundäre Zeugen entstehen.⁴⁸ Im Roman wird dies durch die enge, familienähnliche Beziehung von Auschwitz-Überlebendem und Exilanten bzw. Palästina-Immigranten in Szene gesetzt, die gleichsam gemeinsam über den Bruch hinweg, im Wissen um ihn, eine ‚andere‘ Familie begründen. Deutlich wird dies aber auch durch die Aufnahme Rudis in die Familie („Der Junge gehöre zur Mischpoche“⁴⁹), durch die auch die Frage, was eine jüdische Familie sein kann, neu gestellt erscheint. Projekte, die darauf abzielen, mit den Mitteln der modernen Gentechnik Herkunft und Zugehörigkeit eindeutig zu ermitteln und damit insbesondere jüdische Gemeinschaft (neu) zu definieren, werden im Roman ebenfalls von Randfiguren – etwa einer Ärztin, die ein israelisches Genomforschungsprojekt repräsentiert – vertreten, zuletzt aber zugunsten anderer Perspektiven marginalisiert. Ebenso wird das grotesk anmutende Vorhaben des Rabbiners Berkowitsch, der seinerseits moderne Gentechnik verwenden will, um den Messias, der seiner Theorie nach schon einmal gezeugt worden war, während der Schoah aber im Bauch seiner schwangeren Mutter getötet wurde, mit Hilfe überlebender Angehöriger zu klonen, ironisch als Sackgasse präsentiert.⁵⁰ Die Erinnerung an die Schoah kann nicht, so wird impliziert, in einer religiösen Erzählung aufgehoben werden – nicht jedenfalls, ohne dass jüdische Mythen und Erzähltraditionen grundlegend entstellt und (grotesk) umgedeutet würden. Sie kann auch nicht allein von Juden, einem jüdischen „Familienunternehmen“⁵¹ – sei es als Klein- oder Großfamilie, als jüdische Gemeinschaft in Israel oder weltweit gedacht – exklusiv getragen werden. Das würde nicht nur die Täter und nicht jüdischen Nachfolgegenerationen auf problematische Weise entlasten, sondern auch die Opfer und ihre Kinder bzw. Nachkommen in die Nähe der stellvertretend (und andauernd) Leidenden rücken. Tatsächlich entwirft der Text Vaterschaft und Familie jenseits der mit diesen Begriffen traditionell verbundenen Vorstellungen von Herkunftsvergewisserung, Generationenfolge und genealogischer Kontinuität hier als Formen von Gemeinschaft, deren Gebrochensein, nicht auf-

findbare oder ersetzbare Ursprünge und Brüche in den Tradierungen, nicht verdeckt, sondern ausgestellt und verhandelt wird. Nicht in der eindeutigen, familiären, nationalen oder religiösen Verortung von Figuren, Herkunft und Erinnerungen liegt hier der Akzent, sondern in der Dynamik vielfältiger Begegnung und Übertragung, die Brüche, Widersprüche und Lücken der Erinnerung offen hält. So wird Felix Rosen von seinem nicht jüdischen Wahlsohn und Grabredner Rudi zuletzt gerade im Hinblick auf seine Beweglichkeit und Nichtverortbarkeit als ‚Vater‘ erinnert:

Er ging nicht in die Synagoge. Er lebte nicht nur in Israel. Er arbeitete auf allen Kontinenten und mit Menschen aus vielen Ländern. Sein Jerusalem war immer andernorts und überall zugleich. Er war im Zwischenraum zu Hause, wo ein Mensch auf den anderen trifft.⁵²

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. etwa Mona Körte: Die Toten am Tisch. ‚Familienromane‘ nach dem Holocaust. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 127.4 (2008), S. 573-594; Yannick Müllender: Generationenkonzepte in zeitgenössischen österreichisch-jüdischen Romanen. In: Journal of Austrian Studies 46.2 (2013), S. 23-47.
- 2 Vgl. Ohad Parnes, Ulrike Vedder, Stefan Willer: Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte, Frankfurt/M. 2008, S. 305-313.
- 3 Vgl. Martin S. Bergmann, Milton E. Jucovy: Generations of the Holocaust, New York 1982.
- 4 Parnes, Vedder, Willer: Konzept (Anm. 2), S. 312.
- 5 Zitat aus Zafer Šenocak: Gefährliche Verwandtschaft, München 1998, S. 40.
- 6 Vgl. etwa Jörn Rüsen, Jürgen Straub (Hrsg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein. Erinnerung, Geschichte, Identität 2, Frankfurt/M. 1998; Marianne Hirsch: The Generation of Postmemory. Writing and Culture after the Holocaust, New York 2012.
- 7 Doron Rabinovici: Suche nach M. Roman in zwölf Episoden, Frankfurt/M. 1997, S. 38.
- 8 Vgl. ebd., S. 187: „Merk dir, der Schuldige ist immer der Jude. Erst wird er gekreuzigt, dann angebetet.“ Vgl. hierzu Doerte Bischoff: Herkunft und Schuld. Identitätsverhandlungen in Doron Rabinovicis Suche nach M. In: Herkünfte. Historisch – Ästhetisch – Kulturell. Hrsg. v. Barbara Thums, Volker Mer-
genthaler, Nicola Kaminski, Doerte Bischoff, Heidelberg 2004, S. 249-279.
- 9 Rabinovici: Suche (Anm. 7), S. 55.
- 10 Ebd., S. 48.
- 11 Doron Rabinovici: Ohnehin, Frankfurt/M. 2004, S. 165.
- 12 Ebd., S. 166.
- 13 Ebd., S. 117.
- 14 Ebd., S. 119.
- 15 Ebd., S. 117.
- 16 Ebd., S. 138.
- 17 Ebd., S. 137.
- 18 Ebd., S. 119.
- 19 Vgl. Astrid Erll: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, Stuttgart, Weimar 2. Aufl. 2011, S. 57-64.
- 20 Vgl. zu Erinnerungsmodellen, die Opferkonkurrenz im kulturellen Gedächtnis zu überwinden streben: Michael Rothberg: Multidirectional Memory: Remembering the Holocaust in an Age of Decolonization, Stanford 2009; Andreas Huyssen: Diaspora and Nation. Migration into Other Pasts. In: New German Critique 88 (2003), S. 147-164.
- 21 Doron Rabinovici: Andernorts, Berlin 2010, S. 274.
- 22 Vgl. hierzu auch Müllender: Generationenkonzepte (Anm. 1), S. 31.
- 23 Rabinovici: Andernorts (Anm. 21), S. 205.
- 24 Zur Behandlung des Topos des Philosemitismus in diesem Text vgl. Doerte Bischoff: „Das Salz in der Suppe“ – Philosemitismus und Multikulturalität in der Gegenwartsliteratur. In: Philosemitismus. Rhetorik, Poetik, Diskursgeschichte. Hrsg. von Georg Braungart, Philipp Theisohn, München 2016 (im Erscheinen).
- 25 Rabinovici: Andernorts (Anm. 21), S. 193.

- 26 Ebd., S. 143.
- 27 Ebd., S. 132.
- 28 Ebd., S. 70.
- 29 Ebd.
- 30 Ebd., S. 126.
- 31 Ebd., S. 194f., vgl. auch ebd., S. 69.
- 32 Ebd., S. 285.
- 33 Zu diesen Aspekten vgl. auch Christina Guenther: Changing Places in Doron Rabinovici's *Andernorts*. In: Seminar: A Journal of Germanic Studies 49.4 (2013), S. 385-399.
- 34 Rabinovici: *Andernorts* (Anm. 21), S. 60.
- 35 Ebd., S. 87.
- 36 Begriff für in Israel nach 1948 geborene Juden (von hebr. Tzabar: Kaktusfeige; eine nach außen stachelige, innen süße Frucht des Landes).
- 37 Rabinovici: *Andernorts* (Anm. 21), S. 100, vgl. auch ebd., S. 129.
- 38 Der Begriff nimmt Bezug auf das von Freud beschriebene „Fort-Da-Spiel“, das eine Übergangsphase in der Subjektwerdung beschreibt, in der das Kleinkind die Mutter durch Objekte symbolisiert, die es in einer ersten Autonomieerfahrung von sich fort werfen oder aber zu sich holen kann. Gefühle von Gebundensein und Abhängigkeit sind hier ebenso präsent wie solche von Autonomie und Allmacht.
- 39 Vgl. Rabinovici: *Andernorts* (Anm. 21), S. 223.
- 40 Ebd., S. 224.
- 41 Ebd., S. 223.
- 42 Ebd., S. 53.
- 43 Vgl. William G. Niederland: *Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom, Seelenmord*. Frankfurt/M. 2002.
- 44 Rabinovici: *Andernorts* (Anm. 21), S. 66.
- 45 Ebd., S. 63.
- 46 Ebd., S. 222.
- 47 Ebd., S. 223.
- 48 Zum Konzept der ‚sekundären Zeugenschaft‘ vgl. Ulrich Baer: Einleitung. In: „Niemand zeugt für den Zeugen“. Erinnerungskultur und Verantwortung nach der Shoah. Hrsg. von Ulrich Baer, Frankfurt/M. 2000, S. 7-31.
- 49 Rabinovici: *Andernorts* (Anm. 21), S. 264.
- 50 Dieser Handlungsstrang, der hier nicht genauer verfolgt werden kann, greift offensichtlich Tendenzen z.B. im Chassidismus Lubawitscher Prägung, Zugehörigkeit zum Judentum (und die Bedingungen der Erlösung) genetisch zu bestimmen, auf. Im Text wird der Impuls für Berkowitsch, eine solche Theorie zu entwickeln, nicht zuletzt mit seiner eigenen Erfahrung als Überlebender einer Massentötung in Osteuropa in Verbindung gebracht. Sie erscheint demnach auch als eine Art Deckerinnerung und damit als Versuch einer kompensatorischen Stellvertretung, welche die jüdische Messiaserwartung in eine unheimliche Nähe zu christlicher Symbolik rückt. Vgl. ebd., S. 166: „Das behaupten die Christen auch.“
- 51 Ebd., S. 112.
- 52 Ebd., S. 285.

DOKUMENTATION

Auch ein Vater schreibt an seine Kinder. Briefe Joseph Carlebachs

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt“ – dieses Zitat möchte ich den folgenden Ausführungen vorausschicken. Es ist aus Goethes „Iphigenie“, zitiert im Jahre 1970 von einem Schüler namens Joseph Achay in seinen Erinnerungen an seinen unvergesslichen Schuldirektor und Deutschlehrer Joseph Carlebach in Kowno 1915/16. Der Ausdruck zu Beginn des Titels dieses Beitrages, „auch“, ist ein Hinweis darauf, dass eigentlich die Mutter die ständige Briefschreiberin ist, während die „Vaterbriefe“ als besonderes Ereignis zu schätzen sind, weiß doch nur die Mutter, was „sich tut“ und dass er nicht „zum Atmen“ kommt. Die Vaterbriefe sind entweder individuell an jedes Kind einzeln oder zusammen an die vier Kinder gerichtet, die sich seit 1939 in England aufhielten. Ein einzig erhaltener Brief an mich ist darunter – ich war bereits am 8. November 1938 auf meinem Weg nach Israel. Die Namen der Kinder und ihr Alter anno 1938:

Eva-Sulamith: 18 Jahre alt

Esther: 17 Jahre alt

Yizchak, genannt Buli: 15 Jahre alt

Judith: 14 Jahre alt

Miriam in Israel: 16 Jahre alt.

Die Briefe sind nicht systematisch nach Datum, Inhalt oder Empfängernamen geordnet; sie werden hier gemäß der Reihenfolge des Auffindens wiedergegeben, und damit werden auch die Nachkriegs- und Suchepochen angedeutet. Aus dieser Sicht spiegeln sie einiges der Wirren und Unbeständigkeit der damaligen Zeit wider. (Und vielleicht auch meine unauslöschliche Identifizierung mit dem damaligen Geschehen). Übersetzungen hebräischer Ausdrücke wurden diesen angefügt.

Die Briefe sind in einer unbeschreiblich schicksalsschweren Epoche geschrieben, deshalb möchte ich sie ganz kommentarlos wiedergeben. Der Vater war sich des drohenden Unheils voll bewusst, obgleich es in den Briefen nicht ausgesprochen wird. Die Auseinandersetzung bleibt dem Leser überlassen.

I

[mit Bleistift:] Received Nov. 1941

Geliebte Eva!

Kein Wort reicht aus, um die Freude zu schildern, die Dein Brief am Vortage des Laubhüttenfestes ausgelöst hat. Wenn das Laubhüttenfest das „Fest unserer Freude“ genannt wird, dann war für uns alle, von gross bis klein, eine besonders gehobene Feststimmung, weil eine drückende Sehnsucht von über sechs Monaten, die Sehnsucht, Deine Handschrift wiederzusehen und Dein Wort wiederzuhören, auf ungeahnte Weise sich erfüllt hat. Wir haben durch Dich auch gleichzeitig über die anderen lieben Kinder gehört und wissen jetzt, dass die liebe Esther und die liebe Judith zusammen sind, was die liebe Mutter besonders erfreut hat, und können auch annehmen, dass unser geliebter Junge sich wohlauf befindet. Wir nehmen Deinen lieben Brief als ein gutes Vorzeichen, dass auch die Zeit einmal wieder kommen möge, wo wir uns nicht nur mit Briefen begnügen müssen, sondern zur Vervollkommnung der Festesfreude Ihr selbst wieder an unserem Tische Platz nehmt.

Diesmal könnt Ihr nur im Bilde in der Sukka, der Laubhütte, aufgehängt werden. Da war eine ganze Wand durch die fünf gleichmässig gerahmten Kinderbilder geschmückt. Ob Ihr allerdings noch so ausseht wie damals, als Ihr Abschied nahmt, ist zu bezweifeln. Von dem lieben Buli bekamen wir ein kleines Bild durch seinen Freund Alexander. Wir sahen darauf einen stattlichen jungen Mann, mit feingebügelten, langen Hosen, schon viel männlicher als damals, als er die Reise übers Meer antrat. Sonst war die Hütte noch genau ein Ebenbild der alten Zeiten, geschmückt mit Tannengrün und Ketten, den grosselterlichen Bildern, den „sieben Gästen“, von den Kindern kunstvoll gezeichnet, und den alten Vorhängen, die schon traditionell als Wandschmuck dienen. Das Wetter hat es besonders gut mit uns gemeint, strahlende Sonne während der ganzen Tage.

Von den alten Gästen, die sonst bei uns erschienen, sind nicht mehr viele hier, aber die Kinder aus dem Paulinenstift und dem Waisenhaus – unter diesen Dein kleiner Freund Erwin – machten uns wieder ihren Besuch. Erwin hängt noch immer an mir wie einem ihm fehlenden Vater und liess sich auch nur unter Tränen von der Laubhütte trennen. Die kleine Schar ist auch oft noch am Schabbat zum Frühstück bei uns zu Tisch, wenn auch jetzt, wo sie ins Waisenhaus übergegangen sind, die Hausordnung einen Dispens nicht gerne sieht.

Du siehst, soweit es geht, bleiben wir dem Lebensstil von früher treu. Mutter versteht es immer, dem „Zuhause“ den gewohnten Charakter zu erhalten. Als ich am letzten Schabbat meinen Vortrag in der Synagoge hielt, hatten sich alle die alten Freunde aus Altona dazu eingefunden und waren nachher zur „dritten Mahlzeit“, zum „Heringsmahl“, wie es früher hiess, wenn die Hamburger Freunde zu uns nach Altona herauspilgerten. Obwohl Mutter nicht vorbereitet war, hat sie doch Armeen aus dem Boden gestampft. Kuchen, Hering, Schnaps erfreuten die Gäste und es herrschte eine sehr gemütliche Stimmung.

Nun kommt bald das Fest der Freude, da werden wir Eurer in ganz besonders bewegter Erinnerung gedenken. Dieser Brief wird Dich wohl bis dahin nicht erreichen können, aber nachträglich sollt Ihr wissen, wie unsere Gedanken zu Euch gehen und wir uns wünschen, dass Ihr recht bald wieder schreibt. Wir sind sehr dankbare Empfänger.

Nun segne ich Dich mit allem Guten. Ich nehme Dich in die Arme und küsse Dich in inniger Liebe.

Dein Dich und die gel. Geschwister
liebender Pappi.

II

8. April 1940

Meine geliebte Mirjam!

Gestern Abend öffnete ich durch einen Zufall die schon seit Monaten bei uns auf dem Korridor stehende, für Dich bestimmte Bücherkiste, um in einem Kunstbuch etwas nachzusehen. Darunter sind so viele schöne Sachen, die für Dich vorbestimmt sind: Rambams More [Newuchim], Graetz' Geschichte, Erdmanns Geschichte der Philosophie und vieles andere mehr, das nun vorläufig warten muss, bis es an Dich abgeschickt werden kann. Aber dabei dachte ich doch lebhaft an Dich und an die grosse geistige Arbeit, die Du neben der körperlichen leistest und an die wertvolle Ausbildung, die Du, ganz in meinem Sinne, erfährst. Meine suchende, fragende und forschende Mirjam stand mir besonders lebhaft wieder vor Augen und aus diesem lebendigen Kontakt heraus möchte ich Dir zum kommenden Feste meine Grüsse schicken in den herrlichen Frühling, der Dich umgibt und wo alles Hoffnung und Erneuerung atmet.

Wir brauchen auch ein bisschen innere Erneuerung, weil uns die grossen Kinder fehlen, die ihre Jugend und ihr inneres Wachstum uns zuströmen. Die Briefe, denen wir vielleicht ein Echo des Innenlebens unserer Kinder entnehmen können, kommen auch nur selten und die äussere Anregung durch Bücher fehlt uns ganz.¹ Aber das Alte, ewig Junge, das Wort der Bibel und der Weisen, kann, wenn draussen wieder die Sonne scheint, einen alten starren Menschen auflösen und wieder jugendkräftig machen, und das versuche ich nach besten Kräften.

Unsere Kinder sind allerdings auch richtiges sprudelndes Selterwasser, oder auch Champagner, wenn Du willst. Peter ist ein kleiner Gelehrter geworden und hält uns auf Grund seiner Kenntnisse und Schulbildung grosse

Vorträge über Physiologie, worüber er sogar mit den uns besuchenden Ärzten eifrig diskutiert, oder über Geschichte und Geographie, die er wie ein Papst mit politischem Blick beurteilt. Keine Frage der Gegenwart und der Zukunft ist ihm ein Problem und alles trägt er in sehr gewählter Diktion und mit der Überlegenheit eines grossen Kenners vor. Aussehen tut er wie aus dem Ei gepellt, die hohe Tolle eins A gebürstet und den Schlips von so tadellosem Sitz, dass ich mich direkt genieren muss.

Die drei kleinen Mädchen, Hausmütterchen und eifrige Gehilfinnen ihrer Mutter, quasseln englisch und geben musikalische Konzerte, die ich, der ich jetzt selbst Klavierunterricht nehme, nur bewundern kann. Ich selbst habe auch englischen Unterricht und bin besonders in der schriftlichen Handhabung der Sprache schon so weit fortgeschritten, dass ich mir schon selbständige Phantasien in dieser Sprache leiste. Im Haus ist es auch manchmal ganz fröhlich. Am Schabbat kommen immer die Kleinen aus dem Paulinenstift zum Frühstück zu uns ins Haus und erzählen uns was vor und bringen viel kindliche Stimmung. Besonders Evas kleiner Liebling, Erwin, klettert an mir hoch und lässt sich in seiner Liebebedürftigkeit ein bisschen verziehen.

Habe ich Dir eigentlich schon vom Purimfest erzählt? Am Abend lasen wir die Megillah² bei uns im Haus und waren dann, nachdem die Mithörer sich verlaufen hatten, allein. Aber morgens beim Kaffee hatten wir schon Gäste und zu Mittag noch mehr: Tante Martha und Frl. Flörsheim. Später kamen dann noch zu Kaffee und Kuchen andere Freunde des Hauses. Es sind nicht mehr die alten Namen, die Du noch kennst, aber auch liebe und gute Menschen, die sehr mit uns verbunden sind. Es war ein lustiger Tag, mit vielen Gästen und bunten Narrenkappen für alle und durch Verse von Tante Paula Kleve ausgezeichnet. Allerdings so gut wie früher ist unser Chor nicht mehr und auch die Theaterdarstellungen, wie in der Zeit, da Estherlein noch stiller Kapellmeister und Dirigent war. Dafür rücken Eure Bilder in unmittelbare Nähe des Tisches und scheinen uns zu sagen: „Seht ihr, ohne uns geht es doch nicht!“

Wir denken oft und tun das Menschenmögliche, um dieser Trennung ein Ende zu machen und selbst auf die Wanderung zu gehen. Aber bis jetzt ist noch alles nicht gelungen. Einige Aussicht besteht für die U.S.A., und

man muss abwarten, was geschieht. Der Gegensatz zwischen diesem und dem kommenden Jahr bleibt vorläufig noch für uns in Kraft und ist nur im Gebet und in der Sehnsucht zu überwinden.

Nun, mein geliebtes Kind, lebe recht wohl und feiere recht vergnügt die schönen Tage des Festes, das uns im Geiste vereint. Wenn Du Dich mit Deinen Kameraden zur Festtafel setztest, dann stell Dir vor, dass das alles nur die Vorbereitung ist zu der grossen Vereinigung, zu der wir alle streben.

In Liebe umarmt Dich

Dein P.

III

[mit Bleistift:] Herbst 1939 oder 40

Geliebte, gute Kinder!

Nur mit der Feder kann ich zu Euch gelangen, um Euch den Liebesgruss zum Neujahrsfeste zu senden. Nicht mehr wie früher könnt Ihr mich zum G'tteshaus begleiten und dann in der süssen Intimität unseres Hauses Euch umarmen und küssen, mit Euch singen und sagen, Euch die Hand auf das Haupt zum Segnen legen. Wie sehr Ihr jetzt mir fehlt, wo Ihr reif und gross geworden, wo Ihr unser Leben bereichern und verschönern könnt, wo Ihr für meine geistige Arbeit den richtigen Resonanzboden bieten würdet, das kann ich Euch nicht sagen. Diese schmerzliche Trennung muss still und gefasst getragen werden. Aber im tiefsten Herzen fühle ich mich dennoch jeden Augenblick durch Euch beglückt, höre ich mit Genugtuung, wie fleissig, bescheiden und tapfer Ihr seid, wie Ihr miteinander wetteifert, gut und fromm und schlicht Euren schweren Lebensweg zu gehen. Mein grösster Wunsch war es immer, aus Euch geistige jüdische Persönlichkeiten zu machen, die reif und bewusst unsere Lehre und Lebensauffassung hochhalten, ohne Lärm und Dünkel, und bereit sind, unserem armen Volke zu dienen mit Herz und Hand. Dass ich gerade in diesen Entwicklungsjahren Euch fern bin, das tut weh, sehr weh, aber ich vertraue dem guten Kern in Euch, Eurer Liebe zu Euren Ahnen und Eltern, dem Schatze, den Ihr aus Jugendentagen mit Euch genommen, dass Ihr aus eigener Kraft selbständig

den Weg wählet, den ich selbst mir für Euch vom Himmel erflehe. Jeder Brief von Euch, so selten sie sind, bestätigt mir, dass ich nicht in meinen Hoffnungen mich täusche.

Nun nahen wieder die ernstesten hohen Tage. Alle beten jetzt um Frieden; auch um Euretwillen kenne ich keinen sehnlicheren Wunsch, als dass die Schwere des Lebens ende und wir uns wiederzusehen begnadet werden. Dann hoffe ich, jubeln zu können, wenn ich in Euch starke, geistige, bewusste jüdische Menschen wieder umarmen kann. Seid einander stets gute Kameraden, helft Euch gegenseitig, wenn wir Euch zur Zeit nicht helfen können. Wacht über Eure Gesundheit, über die Reinheit von Leib und Seele, und verlangt vom Leben nicht viel. Auch wir alle haben gelernt, mit wenig auszukommen und ich kann sagen, es fehlt uns äusserlich G.s.D. nichts. Wir werden satt und lachen mit den vier Jüngsten, die noch bei uns sind und gute Fortschritte machen. Wenn Mutter ihnen von Euren Kindheitstagen erzählt, dann horchen sie auf und schwärmen von der Stunde des Wiedersehens.

Ich bin jetzt mächtig in der Arbeit drin. Ich halte viele Vorträge, die viel Vorbereitung kosten, und meine Korrespondenz ist leider sehr gross. Oft auch reise ich in andere Städte, um zu predigen, denn es fehlt hier sehr an Rabbinern. Unsere Gemeinde hängt an uns mit grosser Liebe, das muss ich bekennen, und so fehlt auch die Befriedigung im Amte nicht. Das wahre Glück wird aber erst wiederkehren, wenn wir mit Euch vereint sind, mit Euch, den ersten unseres Blutes, an denen wir so innig hängen. Möge das neue Jahr uns dieses Glück bescheren. Nehmt alle einen festen Kuss, als Ausdruck der Liebe; werdet zu einem guten, gehaltvollen Leben eingeschrieben, wie es Euch segnend wünscht

Euer Euch liebender Pappi

Geliebte Kinder!

Alles im Leben wird erst in seinem vollen Werte erkannt, wenn man es entbehren muss oder wenn seine Erreichung mit Schwierigkeiten sich verknüpft. Was ein Liebesgruss bedeutet, wer hätte es je ermessen, bevor er lange sehnsüchtig darauf gewartet hat? Meine Augen schmachten nach einem Lebenszeichen von Euch, besonders von dem gel. Buli und der gel. Judith haben wir seit Wochen nichts mehr gehört. Setzt Euch bitte umgehend hin, um uns mit einigen, möglichst ausführlichen schlichten Zeilen zu erfreuen.

Ereignisreiche Wochen liegen hinter uns, aber G.s.D. schön und gehaltvoll verlaufen. Wir sorgten uns zuerst sehr, ob wir dieses Jahr eine Laubhütte und die 4 Arten haben werden. Zunächst schenkte uns Frau Benni Meyer einen Paradiesapfel aus Palästina, den ihre Kinder für ihren seligen Mann geschickt hatten. Alte Palmzweige hatte ich noch in Fülle. Die grösste Sorge war dadurch von uns genommen. Die Gemeinde liess eine kleine, aber niedliche Hütte am alten Platze hinten aufbauen. Nun begann die Reihe der Feiertage. Wir hatten alle G'ttesdienste wie normal, nur mit der Auflage, dass die Abendgebete vor Dunkelheit schliessen mussten.

Auch in der Aula der Talmud Tora Schule war ein Gebetsraum hergerichtet, zugleich um dem Gebäude einen Abschied zu ermöglichen. So predigte ich am ersten Abend in der Beneckestr., ersten Morgen Markusstr., zweiten Abend in der T.T.R. u. zweiten Morgen in der Beneckestr., woran sich dann am folgenden Schabbat der Umkehr morgens und nachmittags Predigt und Vortrag in der Beneckestr. anschlossen. Am Versöhnungstag morgens und abends war Schlusspredigt. Alles machte G.s.D. tiefen Eindruck auf die Hörer.

Kurz vor Laubhütten kamen von Triest noch die Paradiesäpfel, viele waren auch von Freunden geschickt worden. So waren wir auch damit reichlich versehen. Ich sprach wieder häufig, ersten und achten Tag in der Beneckestr., zweiten Markusstr., dritten in der Jürgen Titzstr., der alten Portugiesensynagoge, am 4ten in Altona. Am letzten Tag war richtige Freude, Tanz mit den Kindern und Bonbons wie alljährlich.

Mein Kollege als Bräutigam war Herr Marcus Cohn. Nachmittags hatten wir noch schönen Empfang mit Schnaps und Kuchen. Es fehlte nichts. Nur eines doch: das wart Ihr, geliebte Kinder, damit die ganze Freude sich in Euern lieben Augen spiegele. Das Gespräch kam immer auf Euch. In der Hütte hingen Eure Bilder, so dass Ihr wie die lieben biblischen Gäste mit um unseren Tisch versammelt wart.

Wäre auch noch ein Brief von Euch dagewesen, so wäret Ihr nicht stumme, sondern beredte Gäste gewesen, wenn Mutti in ihrer lieben Art ihn vorgelesen hätte. So holt das bald nach. Lasst Euch inzwischen umarmen und bensch

in inniger Liebe von
Eurem stets an Euch denkenden Pappi

V

Altona
[ohne Datum]

Mein geliebtes Evalein!

Unsere Gedanken und Wünsche sind immer bei Dir, denn wir fühlen mit Dir die Peinlichkeit des Suchens und Wartens. Wir können nur leider so wenig helfen und ich muss hoffen, dass die liebe Mutti bei ihrem hoffentlich nicht fernen Besuch etwas Positives für Dich ausrichten kann.

Dein persönlicher Brief an mich hat mich ungewöhnlich erfreut. Bei der steten Arbeit, die meist menschliches Elend und Leid zum Gegenstand hat, ist es wie ein Sonnenstrahl, wenn so ein gutes Wort aus dem Munde des eigenen lieben Kindes einen trifft. Ach, goldenes Kind, es sieht so trüb und ernst im Judentum aus, immer neues Verhängnis. Soeben wird telephoniert, dass ca. 1000 Cuba-Fahrer von unterwegs wieder zurückgeschickt sind und nun hierher ins Nichts zurückkehren müssen. Morgen kommen 300 in Cuxhaven verzweifelt an. Man kann da dem lieben G'tt gar nicht genug danken, dass Er uns Seine Gnade bis heute bezeigt hat und vor ernstesten Schwierigkeiten bewahrt hat.

Heute war ich in Altona, judenleer und still, da dachte ich, wie oft wir durch die Strassen pendelten und wie mein Evalein dort als die grosse Tochter mir zur Seite stand. Es waren doch herrliche Zeiten und Deine Entwicklung bedeutete immer eine neue Epoche unseres Lebens.

Halte Dich gesund und stark und erkämpfe Dir einen Platz, der liebe G'tt wird bei Dir sein, denn Du warst immer ein gutes Kind, voll Mitgefühl mit jedem und voll seelischem Verständnis für alle Juden. Ich hege die feste Zuversicht, dass Du noch vieles Schönes im Leben leisten wirst.

Ein gut Schabbes, lasse Dich bentschen: „In thee shall Israel bless, saying: God make thee as Sara, Rivka, Rachel and Lea.“

1000 Kuschchens
von Deinem Pappi

VI

[mit Bleistift:] Mit G'ttes Hilfe,
Hamburg 17th Jan 1939

My dear children! (Auf lange gute Tage)

I wish to write you in English although I am afraid my English may not be very good. I have begun to learn repeating the old lessons of High school. Your old teacher Mr. Klein, or as the pupils say, Mr. Little, is helping me in treating with me very interesting pieces of English literature. But my brain is hard and my tongue is dry; it is not easy for an old fellow to turn a beginner in a language with a difficult pronunciation and still more difficult an orthography. Therefore I am glad to have you as correspondents: you will not blame me, even when my mistakes are more than the hair on my head.

You know I am awful occupied by rabbinic matters. But because I remained the only Rabbi here, I can't avoid to be at disposition for everyone and for all trifling matters. Consequently it is so long ago I have not written to you a letter; don't think your father forgetful or kindless. But your letters always give great joy to us all; Mother reads them to us all Friday evening as compot after dining, and we laugh all together seeing the pretty pictures and illustrations of my „Judel“.

We rejoiced heartily at the communication that you became pupils of an English Jewish school. You are envied by thousands of the remaining people. One insolent says to your mother: Of course, the children of the Rabbi are always privileged; they were the firsts to be sent away to England.

The entrance to school is a new beginning for you, the first step to become Englishmen. Let not be it a step to an estrangement or alienation from the house of your parents, who are dreaming of you waking and sleeping, who wish ardently to see you.

I remain with thousands of blessings and love's regards

Your truly

Pappi.

Nun lacht mich richtig aus!

VII

Mit G'ttes Hilfe. Am Vorabend zum Wochenfest

[23.5.1939]

Mein geliebtes Estherlein,

Dein besondrer Brief, einzigartig in seiner Herzlichkeit und Liebe, verdient einen besonderen Dank. Ich fühle es beglückend, wie wir uns verstehen und wie Du an Deinem Pappi hängst. Solch ein Brief tut wohl und gibt Kraft; in allen Schwierigkeiten und Enttäuschungen ist schliesslich das einzige, was wir uns sichern möchten, die fromme Seele unserer Kinder. Ich habe ja leider immer viel an meinen Kindern versäumt. Die viele Amtsarbeit liess mich so selten dazu kommen, Aug in Aug mit ihnen zu sprechen und zu lernen. An alle verschwendet man sich, nur die eigenen Angehörigen gehen leer aus. Wie oft mache ich mir Vorwürfe, dass ich an Buli nicht genug getan, dass er eigentlich seinen Vater nur aufgeregt und ungeduldig kennt und gar nicht das innige Band erfahren, das gemeinsames Studium um die Seelen bindet. Nun ist es zu spät; es geschah alles aus dem Zuviel der täglichen Aufgaben.

Als ich Deinen Brief erhielt, war ich deshalb so ergriffen, weil ich sah, dass trotzdem Du mich so recht verstanden hast, und ich hoffe, dass der liebe G'tt mir helfe, auch an allen andern Geschwistern zu erleben, dass sie in Tauro und Mizwaus³ ihren Lebensinhalt finden.

Ich küsse Dich, mein starkes, aufrechtes Kind. Sei weiter wie Du bist, die fleissige, vor keiner Aufgabe bangende fromme Tochter.

Du beglückst so Deinen Dich benschenden

und gut Jomtov wünschenden

Pappi

VIII

[1939]

Geliebter Buli u. gel. Judith (auf lange gute Tage)

Vielen Dank für Deine liebe, sehr kurze Karte. Heute schicke ich Dir grosse Post, weil wir manche Wünsche von Dir erledigt wissen möchten.

Zunächst ein Brief für Deinen ehrwürdigen Hausvater in hebräisch und ein kurzes engl. Schreiben für Judiths Hauseltern. Hoffentlich ist mein Englisch nicht zu grauenvoll. Gebt sie ab mit bester Empfehlung.

Dann aber kommt das Wichtigste. Wir wollen in der Tat sehen, recht bald nach England zu kommen. Voraussetzung unserer Ausreise ist aber, dass Eva und Esther mit uns einreisen dürfen. Wir können sie doch unmöglich hier lassen! Das war auch bisher der Hauptgrund unseres Wartens. Jetzt hat sich plötzlich für uns eine Möglichkeit ergeben. Vetter Alex Carlebach hat für Eva eine Aufnahme im Gasterschen Kinderheim erwirkt; für Esther winkt eine Aussicht durch Herrn Unna. Notwendig ist, dass das home office die Genehmigung zur Einreise gibt. Hirschfeld scheint uns doch sehr gewogen. Vielleicht kannst Du, lb. Buli, sie bitten, mit ihrem Wagen bei Mrs. Gaster vorzufahren und mit ihr direkt zum home office zur Beglaubigung und Anerkennung der Einladung. Der hiesige Konsul sagte: Da ich bereits Permit habe, sei Einreiseerlaubnis für die Kinder leichter. Wir schicken die Photographie des Permit, und bitten, sie bei dem Besuch im home office vorzulegen, dass es Fr. Eva C. Tochter des ... erlaubt wird, mit den Eltern einzureisen.

Unser Permit ist auf Grund der Schritte des Chief Rabbi's Religious Emergency Fund bewirkt worden.

Nun setze Dich zunächst mit Alex in Verbindung per Telephon, ob Du Hirschfeld um ihre Hilfe bitten sollst oder nicht.

Gut **שבת** & gut **הנוכה**⁴ – warte noch den nächsten Brief ab.

IX

Mit G'ttes Hilfe, Wochenabschnitt: Teruma
[ohne Datum]

Mein gel. Buli!

Aus Deinen Briefen sehe ich, dass Du Dich allmählich glücklicher fühlst und einlebst. Mir aber fehlst Du immer mehr. Ich mache mir soviel Vorwürfe, dass ich Dir so wenig zur Verfügung gestanden habe, immer mit den Klalangelegenheiten⁵ beschäftigt, und auch so oft böse war, infolge der Anspannung, wenn Du nicht sogleich auf meine Gedanken eingegangen bist. Jetzt wo es stiller um uns wird und ich schon einmal Zeit finde, mit Peter mich abzugeben, sehe ich, wie zufrieden er ist und wie er dadurch mir näher kommt. Dein Abschied war auch zu plötzlich, so mitten heraus aus dem Leben, ohne Vorbereitung. Aber jetzt ist nichts mehr zu ändern, bis nicht der I. G'tt uns wieder zusammenführt. Du aber, darum bitte ich Dich, sollst aus der Ferne einen geistigen Zusammenhang mitstiften und mich Dein Leben, Dein seelisches und Dein geistiges miterleben lassen. In der letzten Zeit hörte ich nichts mehr über Dein Zusammenleben mit Deinen Pflegeeltern und nichts über Schiurim und Gemorostudien.⁶ War es zu Anfang Dir zuviel, so wird es jetzt hoffentlich nicht zuwenig geworden sein. Lernst Du noch bei Rabb. Schneider, der Dir so gut gefallen hat?

Gestern feierte Rabb. Joffe 70ten Geburtstag, da haben ihm viele Schüler solche grosse Anhänglichkeit bezeugt. Ich dachte bei mir: hat mein Buli auch solchen Vertrauensrebe, bei dem er darum lernt?

Also, mein geliebter Junge, höre meine Bitte und erfreue bald Deinen Dich herzl. küssenden und segnenden Vater Joseph Zwi

Geliebte Kinder!

Jetzt um 10 Uhr abends kommt das schönste des ganzen Tagewerkes: der Brief an Euch, gel. Kinder, die unsere Sehnsucht und unsere Freude sind. Eure Karte und dann der Brief von Euch, das atmete soviel Überraschung und Glück, dass wir mit Euch uns gefreut und die Erregungen der Fahrten und Ankunft miterlebt haben. G'tt sei Dank, dass Ihr so zufrieden seid, von allen Seiten hören wir das gleiche, dass alle Kinder beseeligt sind. Das kann Euch rechten Mut geben; Anfang gut, das gibt Mut. Nun fasst Vertrauen, dass Eure Bahn gesegnet sein wird, und Ihr schöne Tage der Entwicklung und der Arbeit haben werdet. Ich selbst als Euer Vater kann nur mit Stammvater Jakob in der סדרה⁷ sprechen: **קטונתי מכל החסדים ומכל האמת**:⁸ ich bin zu gering für alle die Wohltaten und all die Treue, die I. G'tt uns beweist.

Warum steht wohl – ich möchte immer gern wie früher mit Euch ein Wort der סדרה besprechen – **חסדים** in der Mehrzahl und **אמת** in der Einzahl?⁹ Was ist überhaupt der Unterschied von **חסד** und **אמת**? Wieso steht im Vers: **תתן אמת ליעקב חסד לאברהם אשר נשבעת לאבותינו מימי קדם**,¹⁰ Du gibst die Treue dem Jakob, die Liebe dem Abraham, die Du unsren Vätern zugeschworen seit Urzeit? Warum gerade Abraham **חסד** und Jakob **אמת**? Am liebsten möchte ich: Ihr sollt eine Antwort versuchen, besonders Du, gel. Buli, und sie mir schicken. Aber ich werde Euch auch gerne meine Lösung sagen. Wie wollen wir das halten? Soll ich sie aufsparen oder wünscht Ihr gleich die Lösung?

Hier haben wir wenig Neues. Heute kommt Gotthold frei, grosse Freude. Auch von den jungen Menschen sind viele zurück, so Seinfeld u.a. In Schul benschon jedesmal viele **גומל**.¹¹ Nach Eurer stürmischen Seereise müsstest Du, gel. Buli, eigentlich auch **גומל** benschon.

Gute Nacht, gut Woch und gut Jahr.

Seid umarmt und geküsst in Liebe und gebensch
von Eurem Vater Joseph Zwi

XI

[Ende März 1940]

Geliebte Eva,

eine grosse Purim-Freude bereitete uns Dein lieber Brief. Er war, um biblisch zu sprechen, wie Regen auf dürres Land. Mit einem Male gingen alle Blumen der Sehnsucht auf, wir sahen Euch alle vor Augen und fühlten uns so recht in Freude mit Euch vereint. Ich wundere mich nur, dass Du immer allein die Sprecherin für den vierstimmigen Chor sein musst und vor allem, warum die beiden Jüngsten sich so sehr in Schweigen hüllen. Du wirst verstehen, dass ich besonders viel an den lieben Buli denke, ob er wohl noch lernt und welche Fragen sein Herz bewegen.

Aber wenn er auch nicht selbst schreibt, so warst Du doch eine so liebe und glückliche Sprecherin für ihn und die anderen, dass es wirklich Feiertag war, als wir Deinen lieben Brief ein Mal und zwei Mal und im Kreise aller Kinder offiziell vorlasen. Wir haben daraufhin alle Deine kleinen Bilder vergrössern lassen, um ein Dir einigermaßen gerecht werdendes auszuwählen, damit wir Dich auch im Konterfei immer vor Augen haben. Auf dem Bild, das wir ausgesucht haben, blicken Deine Augen mit so idealer Sehnsucht in die Ferne und spiegelt sich in ihnen Dein goldenes Herz, das wir alle lieben und dem wir alle vertrauen.

Nun will ich Dir noch einiges von unserem Purim erzählen. Am Abend lasen wir die Megillah bei uns im Haus¹² und waren, nachdem die Mithörer sich verlaufen hatten, allein. Aber morgens hatten wir schon beim Kaffee Gäste und zu Mittag noch mehr: Tante Martha und FrL. Flörshiem. Später kamen dann noch zu Kaffee und Kuchen andere Freunde unseres Hauses. Das sind nicht mehr die alten Menschen, die Du kennst, aber es sind liebe und gute Menschen, die mit uns sehr verbunden sind. Alle trugen Narrenkappen; für mich hatte man einen wunderbaren Pappzylinder wie für einen Droschkenkutscher ausgewählt. Die Kinder waren sogar maskiert und trugen Verse vor, die Tante Paula Kleve gedichtet hatte. Der Wein und der Butterkuchen schufen die nötige Atmosphäre, aus der heraus man zu einem glücklichen Selbstvergessen kommen konnte.

Natürlich war Mutter mit ihren Gedanken immer nur bei Euch. Als die Hamanstaschen gebacken wurden, beschäftigte sie der einzige Gedanke, wie Ihr Kinder Euch immer freutet, wenn diese Kuchen in den Backofen geschoben wurden und ob Ihr sie jetzt entbehren werdet. Ich vermute aber, dass Du und Esther selbst solche gebacken habt und dass die mütterlichen Rezepte auch in Eurer neuen Welt viele Leckermäuler befriedigt haben werden.

Nun zieht langsam der Frühling wieder bei uns ein und damit zugleich auch wieder die grössere Arbeit und Vorbereitung auf das Pessachfest. Ich hoffe aber doch, dass wir trotzdem von jetzt ab in regelmässiger Korrespondenz bleiben werden. Ich mache mir oft grosse Vorwürfe, dass ich täglich so und so viele Briefe ausschicke, nur nicht an meine Kinder draussen.

Nun bleibe gesund, und sei mit allen Geschwistern
auf das Innigste gegrüsst und geküsst
von Deinem Pappi

XII

[ohne Datum]

Mein geliebter Junge!

How do you do? What is the matter with you? Wieso bist Du immer so kurz in Deinen Briefen? Das briefliche Band ist doch das einzige, das wir zur Zeit noch besitzen, und wenn Du ahntest, wie alle sich mit einem Brief von Dir freuen, mit jeder Nachricht über Dein Tun und Streben, Du würdest sicher noch ausführlicher schreiben. Deine Schilderungen sind auch immer interessant und packend. Lass uns also recht ausgiebig die Freude Deiner Feder und Deiner Liebe schmecken!

[Forts. fehlt]

XIII

Oberrabbiner Dr. Carlebach
Wochenabschnitt: Emor
[mit Bleistift: 1939]

Meine geliebten Drei!

Tag und Nacht gehen unsere Gedanken und Gespräche um Euch, Euer Befinden und Eure Zukunft. Es ist trotz Eurer lieben und schönen Briefe alles so dunkel und unvorstellbar, wie Ihr lebt und was Ihr treibt. Unsere Zuversicht ist aber Euer Zusammensein, dass einer dem andern Halt und Stütze ist. Wir werden uns von hier aus bemühen, ob wir Euch nicht durch auswärtige Freunde – leider habe ich nicht so viele, auf die man bauen kann – etwas Hilfe bringen können. Besonders erfreut waren wir, gel. Esther, dass Du auch im Hause der Verwandten Dich wohl fühlst. Die Kölner waren uns immer besonders treu wegen des innigen Verhältnisses, das ich zu ihrem sel. Vater [Rabb. Dr. Emanuel Carlebach] hatte. Ich glaube, ich galt den Kindern immer als ein Vertreter ihres Vaters, der ein besonders ausgezeichneter Mann war an Leib und Seele. Von uns ist nicht viel Neues. Wir haben eine neue Couch in mein Zimmer bekommen und einige neue Stühle. Mutti hat auch den Bettbestand, der sehr schäbig war, etwas ergänzt. Die Stühle auf dem Balkon sind von Mutti angestrichen worden, ein Küchentisch rückte zum Balkontisch auf, und in die Küche kam ein neuer Klappstisch an seiner Stelle. Das sind die grössten Ereignisse der Woche.

Am letzten Sonntag predigte ich in Altona und sah die wenigen Zurückgebliebenen, die alten Gesichter wieder. Am „hervorragendsten“ war der alte Jüdel. Ich begrüßte ihn mit den Worten: Sie sind aber unberufen rüstig! Er erwiderte prompt: „Ich muss Ihnen offen gestehen, dass ich mich vor 70 Jahren bedeutend rüstiger fühlte.“ Viele Altonaer sind gerade jetzt fortgekommen, Frau Eisner z.B. nach Erez. Man betet oben in der Klaus; die Damen sind im grossen Lernsaal. Was die Welt faselt von meiner Erwählung zum Reichsrabbiner ist alles barer Unsinn. Da es an Rabbinern fehlt, fahre ich auch nach Berlin zum Predigen. Anfragen kommen allerdings von ganz Deutschland an mich.

Unsere Kinder sind süß; zwei Wellensittiche sind als neue Pensionäre hinzugekommen. Ruthi fährt seit gestern stolz zu Rad, fotografiert eifrig, soweit die Schule Zeit lässt. Mutti ist immer an der Schreibmaschine, sie denkt in ihrer Güte an alle und alles.

Nun lasst Euch alle drei in inniger Liebe
benschten und umarmen und küssen
in Sehnsucht und Liebe von Eurem Pappi

XIV

[ohne Datum]

Geliebte Kinder!

Langsam werdet Ihr mich für einen Rabenvater halten, so selten schreibe ich Euch. Aber Eure Briefe sind süß, unser Kompott am Schabbat. Besonders hat, lieber Buli, die Mitteilung mich glücklich gemacht, dass Du täglich einen Gemoro-Schiur¹³ lernst. Lasse nie das Ideal aus den Augen, ein Lamdan¹⁴ zu werden. Auch ich habe ja ursprünglich die Wissenschaft als Beruf gehabt, aber immer als stille Liebe im Herzen die Tauro gepflegt und bin ohne Nebengedanken am Rabbiner-Seminar gewesen, Tauro zu studieren. So konnte ich später ein Rabbinat übernehmen. Tu Du dasselbe; rüste Dich mit demselben Handwerkszeug! Ob Du nachher ein berufliches Amt daraus machst, das ist gleichgültig ... Nun rüsten Eva und Esther auch die Englandreise. Dann wird es noch stiller bei uns. Aber Ihr werdet dann um so inniger zusammenstehen können und eine gemeinsame Zukunft auch für uns m.G.H. vorbereiten.

Guten Schabbes, geliebte süße Kinder,
lasst Euch benschten und alles Gute wünschen
von Eurem treuen Pappi

XV

Oberrabbiner Dr. Carlebach
Altona (Elbe) [ohne Datum]

Mein Gold Estherlein!

Du hattest soviel Ärger. Aber lass Dich nicht davon beschweren.

Gemeinheit blüht überall wie Dornen, Du bist mein Kind, auf das ich stolz bin, rein und süß und so möge der I. G'tt Dich erhalten. Mach Dir aus solcher Niedrigkeit nichts – gar nichts – [nur] Verachten!

Ich küsse und umarme und benschte Dich

Dein Pappi

XVI

[3. April 1939]

Mein gel. Buli!

Es ist zu schlimm hier im Büro des Rabbiners am Vorabend vom Pessachfest. Es lässt mir keinen Augenblick Ruhe. Die Not der Menschen an Geld und im Religiösen, die tausend Fragen, alles hielt mich in Atem und nun kann ich Dir im letzten Tagesdämmer nur noch tausend Grüsse und Küsse schicken. Wie wirst Du uns, gebenschter Junge, heute Abend fehlen mit Deinen ständigen Fragen und Deiner guten Laune!

Von Dir. Spier bekamen wir begeisterten Bericht über Dich und waren sehr stolz. Lasse Dich herzlich benschten! Verlebe den ersten Feiertag in der Ferne doch glücklich und froh und verbunden im Geiste mit Deinen Eltern und Geschwistern, die in Sehnsucht und Liebe an Dich denken.

Zum Guten Festtag, mein Buli, sei umarmt
von Deinem Pappi

XVII

Herrn Siegfried Halberstadt [Antwerpen],
Hamburg, Ostmarkstrasse 76
den 3. Dezember 1941

Lieber Onke, liebe Tante

Wir stehen im Begriff, nach Osten zu fahren. Wir wollen Euch noch einmal ein herzliches Lebewohl sagen. Wir sind in innerer Zuversicht und segnen die Stunde, da viele Mitreisende durch uns sich getröstet fühlen.

Euch und Euren Kindern wünschen und erleben wir alles Gute. Möget Ihr gesund und lebensfroh bleiben, erfreut durch das Glück Eurer Kinder. Alles Gute!

In Liebe denken Eurer
Joseph, Lotte und die Kinder

ANMERKUNGEN

- 1 Die Bibliothek, außer Talmud-Folien, war beschlagnahmt worden.
- 2 Biblische Esther-Rolle.
- 3 Thora und Mitzwot.
- 4 Schabbat & Chanukka
- 5 Klal = Hebräisch: Allgemeinheit.
- 6 Bibelstunde und Talmudstudien.
- 7 Wochenabschnitt (hier: Wajischlach).
- 8 Genesis 32,11 (das Folgende ist die Übersetzung der Stelle).
- 9 „Gnade“ oder „Güte“ in der Mehrzahl und „Wahrheit“ oder „Treue“ in der Einzahl.
- 10 Micha 7,20 (das Folgende ist die Übersetzung der Stelle).
- 11 HaGomel – ein kurzes Gebet, das nach überstandener Lebensgefahr gesprochen wird.
- 12 Die Schilderung dieses Abends findet sich ähnlich auch in Brief II.
- 13 Talmud-Lektion.
- 14 Ein im Talmud Belesener.

Unser Vater im Himmel. Zu den aschkenasischen Grabinschriften auf dem Jüdischen Friedhof Altona¹

Zur geschichtlichen Verwirklichung der Welt gehören neben Israel, dem Heiligtum und dem Messias die Väter.² Mit der Gründung des Staates Israel 1948 wurde vom Oberrabbinat für das Wohlergehen des Staates Israel das Dankgebet „Unser Vater im Himmel“ verfasst und zum Teil des Gottesdienstes:

Unser Vater im Himmel, Fels Israels und sein Erlöser, segne den Staat Israel, den Beginn des Aufblühens unserer Erlösung und stärke die Hände der Verteidiger unseres Heiligen Landes.

In Israel und in zahlreichen Diasporagemeinden³ wird dieses Dankgebet am Schabbat, an Festtagen und am *Yom haAtzma'ut*, dem israelischen Unabhängigkeitstag, gesprochen, bevor die Tora in den Aron haKodesh (Toraschrank) zurückgelegt wird.⁴ Die sefardischen Juden in Syrien sprechen vor dem *Kol Nidre*, dem Abendgebet am Yom Kippur⁵, ebenfalls ein Dankgebet für das Wohlergehen des Staates Israel:

*Unser G'tt und G'tt unserer Väter, segne bitte den Staat Israel, den Beginn des Aufblühens unserer Erlösung.*⁶

GOTT ALS VATER IN DER TORA UND IN DER ANTIKEN JÜDISCHEN LITERATUR

Die „Vater“-Bezeichnung YHWH gehört zum kollektiven Bildervorrat des Judentums.⁷ In der hebräischen Bibel ist YHWH nicht nur der Schöpfer⁸, sondern konnotiert vor allem die Fürsorge und väterliche Autorität, die väterlich vergebende Treue, den väterlichen Gesprächsanspruch sowie den väterlichen Rechtsbeistand. Daneben verbindet die hebräische Bibel mit der Bezeichnung „Vater“ neben dem leiblichen Vater auch den Ahnherrn, Großvater sowie einen besonders zu ehrenden Mann, einen Rabbiner und Lehrer, einen Beschützer oder Ratgeber, wobei die Bezeichnung vor allem die Generationenverschiedenheit konnotiert, gelegentlich aber auch auf die Autorität YHWHs verweist.⁹

In der Tora, in den alttestamentlichen und frühjüdischen Schriften erscheint YHWH in zahlreichen bildreichen und poetischen Sprachvergleichen:

*König, der Mächtige Israels, wie ein Schild, eine Burg, wie ein Löwe, ein Vogel, eine Quelle, der Gott des Himmels, der Höchste, ein Fluß, wie eine Sonne, ein Fels, wie eine Mutter, wie Vater und Mutter und wie ein Vater der Gnade.*¹⁰

Viele dieser im Judentum vorgebildeten metaphorischen „Vater“-Bilder gelangten später in die (christliche) Alltagssprache, andere sind längst zum nicht metaphorisch aufgefassten Attribut Gottes geworden, wie Vater, Herrscher, Richter.¹¹

In den ursprünglich hebräischen Schriften der hebräischen Bibel¹², im hellenistischen und (vereinzelt) im palästinischen Judentum¹³, in der zwischentestamentlichen Literatur¹⁴, in den Qumran-Texten¹⁵, bei Philo von Alexandrien¹⁶ und bei Flavius Josephus¹⁷ ist die Gottesanrede und -bezeichnung „Vater“ selten.¹⁸ In der tannaitischen Literatur¹⁹, den Targumim²⁰, vor allem aber in den synagogalen Gebeten tritt die Bezeichnung Gottes als „Vater“ wieder vermehrt auf.²¹ Von den 414 Belegen für Vater im Neuen Testament beziehen sich 261 auf Gott, und somit ist „Vater“ die mit Abstand häufigste Gottesbezeichnung.²² Diese Präferenz der Bezeichnung „Vater“ für Gott ist zum einen im Vergleich zu den alttestamentlichen (ca. 20 Belege)

und weiteren frühjüdischen Schriften (ca. 50 Belege) bemerkenswert, dazu kommen noch ca. 90 zusammengesetzte Bezeichnungen sowie zahlreiche Genitivattribute.²³

DIE „VATER/VÄTER“-BEZEICHNUNGEN IN DEN HAMBURGER ASCHKENASISCHEN INSCRIFTEN²⁴

In den bis heute 6001 edierten aschkenasischen Inschriften des Friedhofs Altona kommen die Bezeichnungen „Vater“ mit 52 Belegungen und „Väter“ mit sechs Belegen relativ selten vor. 18 Inschriften verwenden die Bezeichnungen „Vater“ und „Väter“ in metaphorischer Bedeutung, davon nur eine für eine Frau bzw. ein junges Mädchen:

Er war wie Josef, der seinen Vater ernährte (I); ein Vater vieler (II); Vater an Verständnis (III); wie unser Vater Abraham (IV); Worte der Väter (V, VI, VII); Wege der Väter (VIII); Vater der Propheten (IX); ein Vater an Weisheit (X; XV); ein gnädiger Vater für sein Haus (XI); ein Vater für Israel (XII); vom Hause der Väter (XII); Väter der Tora (XII); Verdienst der Väter (XIII); Vater der Blüten (XIV); Vater der Darbenden (XVI); ein Vater war er den Waisen (XVII).

Die erste der hier in chronologischer Ordnung aufgeführten Grabinschriften stammt aus dem Jahr 1655, die letzte aus dem Jahr 1854. Aus dem 17. Jahrhundert stammen sechs Inschriften, aus dem 18. Jahrhundert sieben und aus dem 19. Jahrhundert vier. Nur eine Inschrift (XII) führt dreimal die Bezeichnungen Vater und Väter auf: Vater für Israel; vom Haus der Väter; Vater der Tora. Den „Vater“ als Wohltäter und fürsorglichen Vater rühmen vier Grabinschriften (I, XI, XVI, XVII); den früh verstorbenen Vater und seine kleinen Kinder führt eine Inschrift auf (XIV), und mit biblischen Gestalten wie Josef und Abraham wird der „Vater“ in zwei Grabinschriften verglichen (I, IV). Da in den hebräischen Inschriften des Mittelalters und in der Frühen Neuzeit vor allem die Weisheit YHWHs und die Tora-Gelehrsamkeit der Verstorbenen gerühmt werden, ist es nicht verwunderlich, dass sich die „Vater“- und „Väter“-Inschriften vor allem auf den Gedenksteinen von Gelehrten und Wohltätern finden.²⁵

Zum Vergleich: In den hebräischen Inschriften des viel älteren Jüdischen Friedhofs Worms finden sich von 16 „Vater“-Inschriften (die Bezeichnung Väter fehlt hier) nur fünf metaphorische „Vater“-Bezeichnungen: *Vater der Weisheit*,²⁶ *Vater vieler*²⁷ und *Vater der Weisen*.²⁸

(I) 1654

ER WAR WIE JOSEF, DER SEINEN VATER ERNÄHRTE
UND DIE GANZE GEMEINSCHAFT

In der hebräischen Bibel wird Josef, in der traditionellen Exegese der Prototyp eines gerechten Mannes und Retter der Stämme, zum „Vater“ seiner älteren Brüder, weil er in Ägypten als „Nährvater“ für sie gesorgt hatte. Sie gelten daher als Söhne Josefs, denn *„Josef ernährte seinen Vater, seine Brüder und die ganze Gemeinschaft“*.²⁹

INSCRIFT

Dies ist das Grabmal eines gerechten Mannes, der versammelt ward zu seiner Ruhestätte; wo ist der Fromme, wo ist der Demütige, es gebührt, um ihn zu wehklagen und zu trauern, der sehr demütige, wie Mosche, es betrauerte und beweinte ihn seine Gemeinschaft, weit geöffnet war sein Haus, *er war wie Josef, der seinen Vater ernährte und die ganze Gemeinschaft*; er setzte feste Zeiten für die Tora, und war friedliebend wie Aharon³⁰, das war seine Überzeugung, es ist der Vornehme, das Haupt und der Einflussreiche, dessen Wege Wege der Lieblichkeit waren, Vorsteher und Leiter, unser geehrter Lehrer und Meister, Herr Aharon Luria, sein Andenken zum Segen, er wurde versammelt zu seinem Volke am Tag 1, zweiter Tag des Neujahrsfestes [5]415 der Zählung, und begraben am Tag 2, 3. Tishri. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.³¹

(II) 1655

EIN VATER VIELER

Der Erzvater Abraham bekommt nach der Geburt seines Sohnes Ismael den Namen „Vater vieler“, „Vater der Menge“ oder „Vater vieler Völker“.³²

INSCRIFT

Hier ist geboren *ein Vater vieler*, lauterer Herzens und reiner Hände, ein Großer und ein Herrscher, Haupt und hochgeehrt, Glanz und Pracht ist mit ihm verborgen, wie groß ist seine Güte, die mit ihm geborgen ist, es ist der Vornehme, der Erhabene, der Toragelehrte, Vorsteher und Leiter, der geehrte Meister, Herr Awraham, Sohn des Josef Mordechai, das Andenken des Gerechten zum Segen, er ging in seine Welt und wurde begraben am Rüsttag des heiligen Schabbat, 11. Kislev [5]416 der Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens mit den übrigen Gerechten im Garten Eden, Amen.³³

(III) 1686

VATER AN VERSTÄNDNIS

INSCRIFT:

Hier ist geboren ein angesehener und aufrechter Mann, ein Spross aus dem Stamme Tugendhafter, zart an Jahren und ein *Vater an Verständnis*, sein Handel und Wandel war in Treue, in seinem Glauben lebe der Gerechte zur zukünftigen Welt, sein guter Name (lautete) der Einflußreiche, Herr Juspa, Sohn des Herrn Jechiel SeGaL, und er verschied am Tag des heiligen Schabbat, 20. Adar „und er starb“ ([5]446) der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens mit den Seelen von Awraham, Jizchak und Jaakow³⁴, Amen Sela.³⁵

(IV) 1689

WIE UNSER VATER ABRAHAM

Im Neuen Testament wird Abraham 73-mal erwähnt, häufig aber nicht explizit als „Vater“. In der Abrahamsverheißung ist jedoch die Funktion Abrahams als Stamm-„Vater“ impliziert: Die Verheißung YHWHs an Abraham, ihn zum „Vater vieler Völker“ zu machen (1 Mose 17,5)³⁶, steht im Hintergrund der Berufung des jüdischen Volkes auf seinen „Vater Abraham“.

INSCRIFT

Hier ist verborgen und geborgen ein getreuer Mann, Manna-Gefäß, wie Kalkol und Heman.³⁷ Er diente dem Ewigen aus Liebe, an seinem Hals hing eine edle Perle, *wie unser Vater Awraham* empfing er das Joch des Königreichs der Himmel in Zuneigung. Es ist der Vornehme, der Einflußreiche, der geehrte Herr Awraham, Sohn des Jizchak Hagen, sein Andenken zum Segen, verschieden Tag 6, 9. Tischri und begraben an demselben Tag des Jahres [5]450 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.³⁸

(V) 1689

WORTE DER VÄTER

Aussprüche der hebräischen Weisen, aber auch der Eltern und Großeltern, Rabbiner und Lehrer werden in der jüdischen Tradition häufig „Worte der Väter“ genannt. Sie dienen der Erweckung der Frömmigkeit. Halacha³⁹, Haggada⁴⁰ und Derech-Erets-Traktate⁴¹ tradieren in den „*Worten der Väter*“ die spezifisch jüdische Lebensart⁴²:

*Ich gedachte nun an die Worte der Väter meines Vaters Jakob und ging in die Kammer und betete zum Herrn.*⁴³

Wie die „Worte der Väter“, so behandeln auch die „Sprüche der Väter“ (hebräisch *Pirke Avot*) Fragen der Ethik und führen die Aussagen zahlreicher Rabbiner in chronologischer Reihenfolge auf⁴⁴: von Hillel und Schammai bis zu Rabbi Jehuda ha-Nasi. Der Mischna-Traktat „Avot“ beginnt mit einer Traditionskette der Übergabe der Tora: Diese reicht von Mose über Josua⁴⁵, die „Ältesten“, die „Männer der großen Synagoge“, die „Paare“ bis hin zu den Rabbinern der tannaitischen Zeit.⁴⁶

BIOGRAPHIE

Chajm ben Josef Hamel(n), der erfolgreiche Geschäftsmann, Sohn einer angesehenen Vorsteherfamilie in Hameln und Ehemann der späteren Kaufrau und Memoirenschreiberin Glikl (Glückel) Hamel(n), starb 1689 nach 30-jähriger Ehe mit Glikl⁴⁷ in Hamburg. Er hinterließ eine 44-jährige Witwe,

die die Geschäfte ihres Mannes erfolgreich weiterführte mit noch acht unverheirateten Kindern im Haus.⁴⁸

INSCRIFT

Ein großer Stein auf der Mündung des Brunnens des Lebens, für einen demutsvollen und frommen Manne, in den Geboten mühte er sich reichlich, ein geduldiger Weiser, ein Langmütiger und ein Nachsichtiger, die *Worte der Väter* erfüllte er aus ganzer Seele, bevorzugte vorne und nicht hinten zu sein, nichts hinterließ er unvollendet und mit gutem Namen stieg er hinauf, um erleuchtet zu werden im Lichte des Lebens, voll Wärme war seine Trauerrede, denn erwählt ist der Tod von Chajim, es ist der Vornehme, der Einflussreiche, der geehrte Meister, Herr Chajim, sein Andenken zum Segen, Sohn des Vornehmen, des Einflussreichen, des Vorstehers und Leiters, unseres Lehrers und Meisters, Herrn Josef Hamel(n) SeGaL, das Andenken des Gerechten zum Segen, verschieden Tag 1, 24. Tewet und begraben an eben jenem Tag des Jahres [5]449 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁴⁹

(VI) 1689

WORTE DER VÄTER

INSCRIFT

Ein Stein des Ewigen (aus) Kristall⁵⁰ auf einem Mann des Lebens geliebt (hier) unten und liebenswert dem Himmel, mit den Geboten seines Schöpfers mühte (sich) Chajim, eilte (zu seinem) Erschaffer an jedem Tag zweimal, *Worte der Väter* erfüllte er aus seiner Seele bis ins Alter und Greisenalter und danach, es ist der Betagte und Greis, der Vornehme, der geehrte Herr Chajim Feiweiman, Sohn des Meisters, Herrn Schlomo Butnim, sein Andenken zum Segen, verschied (am) Tag des heiligen Schabbat, 18. Elul und ward begraben Tag 1, 19. desselben (Monats), des Jahres [5]449 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁵¹

(VII) 1711

WORTE DER VÄTER

INSCRIFT

Hier ist begraben einer, der die *Worte der Väter* zu erfüllen trachtet, demutsvoll (ging er) hinein und hinaus aus dem Dickicht, zu seiner Ruhestätte stieg hinauf dieser Mann in Maon⁵², sein Gut war zu Karmel⁵³, und gut waren seine Eigenschaften, er wandte sich nicht Prahlereien zu und Nachreden, der Vornehme Meschullam Feiwesch, Sohn des Schimon Hekscher, sein Andenken zum Segen, verschieden am Tage des heiligen Schabbat, 16. Menachem, und begraben Tag 2, 18. desselben [5]461 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁵⁴

(VIII) 1711

WEGE IHRER VÄTER

INSCRIFT

Hier ist begraben eine Jungfrau, sie wuchs auf und gelangte zur Zeit ihrer Vermählung, und man wird von ihr sagen: keine war wie sie. Sie hatte das Gold und das Silber, die edelsten Myrrhen, genug gespart zu ihrer Mitgift. Da ging sie hinaus, *auf dem Wege ihrer Väter*: ein Gedächtnismal sei ihr, der Jungfrau Goldche, Tochter des Vornehmen, des geehrten Gumpel Neumark, sein Andenken zum Segen, verschieden in der Nacht des heiligen Schabbat und begraben Tag 1, Zehnter Adar [5]471 der kleinen Zählung. Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁵⁵

(IX) 1741

VATER DER PROPHETEN

In der jüdischen Tradition gilt Moses, der Weisheit (Tora) mit Prophetie verbindet, als Größter der Großen, als Weisester der Weisen, als Vater der Weisheit und als Vater der Propheten.

INSCRIFT

Dieses Zeichen einem Priester, Sohn eines Priesters, gekrönt von dreien dieser (Kronen) und die vierte (erhebt sich) über ihnen⁵⁶, er war ein Weiser, der den Vorzug hat vor einem Propheten, wehe (über) diesen Demütigen, er zog einen Zaun ... und trat vor in die Bresche wie der *Vater der Propheten*, viele Völker versetzte er in Erstaunen, ... es ist der wunderbare Vornehme, der Einflussreiche und Fürsprecher, Zierde der Generation, der weitbekannte Vorsteher und Leiter, unser Lehrer, der Meister, Herr Jehuda Seligman⁵⁷, Sohn des Vorstehers und Leiters, unseres weitbekannten Lehrers, des Meisters, Herrn Jissachar Ber Kohen, das Andenken des Gerechten sei zum Segen für das Leben der zukünftigen Welt, verschieden und begraben mit gutem Namen am Tag 5, 16. Schwat [5]501 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁵⁸

(X) 1772

EIN VATER AN WEISHEIT

Vater und Mutter werden in den Sprüchen „Geber der Weisheit“ genannt: „Höre, mein Sohn, die Zucht des Vaters, und lasse nicht von der Weisung deiner Mutter“ (Sprüche 1,8) und „Mein Sohn, merk auf meine Klugheit, meiner Weisheit neige dein Ohr“ (Sprüche 5,1).

INSCRIFT:

Hier ist begraben ein blühender starker Zweig, eine getreue Pflanzung, die wächst, die Alraunen geben Duft, (über) diese jungen Männer Israels, die nie gekostet haben den Geschmack der Sünde, klagt man bitterlich, jung, doch weise, Jeschiwastudent, *ein Vater an Weisheit* und zart an Jahren, heilig und rein, seine Argumentation und seine Lehre waren lauter und rein wie doch Anfertigungen des Apothekers, es ist der angesehene Junggeselle, ehrfürchtend den Ewigen, der geehrte Herr Izek, Sohn des geehrten Herrn Meir Leluwer, verschieden und begraben Tag 4, 23. Sivan [5]532 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁵⁹

(XI) 1791

EIN GNÄDIGER VATER FÜR SEIN HAUS

INSCRIFT:

... wegen dieses Steines wehklagten sie, ... die Knochen eines teuren Mannes warfen sie, heute kehrte sein Geist zurück zu Gott, Ruhe zu finden, alle seine Freunde weinten um ihn bis zur Erschöpfung, denn er war geschäftig, ein erfolgreicher Mann, auch diente er Königen, sein Name ließ ihn wachsen, ein gnädiger Vater für sein Haus, ein wohlgefälliger Mann, aufrichtig zu den Menschen, Betrug gab es bei ihm nicht, für den Armen war er eine Stütze, die Bitterkeit der Seele sättigte er, die ihn liebten liebte er, das Böse seiner Feinde machte er vergessen, Gnade folgte ihm, Treue war der Schurz seiner Hüfte, nur ein schwerer [?] Mann ist nicht seines Freundes Reichtums Freund. Wenn man dich kannte, weint man über dich, dem letzten Tag lacht von den Bergen deine Stimme, dem Tag, da du im Tod versammelst, von dem, was du gesät hast, dem Tag, da du gesättigt bist von Wohltaten, die du erfahren hast. Dies ist zum Gedächtnis: Es ist der Herr Schmuel, Sohn des Akiwa, verschieden und begraben am Tag 1 von Sukkot, Jahr [5]552 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁶⁰

(XII) 1794

EIN VATER FÜR ISRAEL / VOM HAUSE DER VÄTER / VÄTER DER TORA

In der hebräischen Bibel steht die Anredeform für Gott als „Vater“ vor allem als Anrede durch Israel als Kollektiv.⁶¹ Von den 17 Belegen nennen die meisten Gott als „Vater“ Israels, in fünf Texten ist er „Vater“ des davidischen Königs, denn in der prophetischen Rede des Nathan wird dem künftigen Herrscher aus dem Hause Davids in Aussicht gestellt: „Ich will für ihn Vater sein, und er wird für mich Sohn sein“ (2 Samuel 7,14).⁶² Die Vater-Metaphorik im Kontext der Königserwählung bzw. im Zusammenhang der Verheißung an die David-Dynastie (2 Samuel 7 und Psalm 2)⁶³ findet sich ebenso wie die Rede vom Erstgeborenen auch in Psalm 89. Das Verhältnis von YHWH und Israel wird als das von Vater und Sohn beschrieben. So beauftragt YHWH Mose, Pharao dazu zu bewegen, Israel ziehen zu lassen,

sonst würde YHWH den Erstgeborenen Ägyptens vernichten: „So spricht YHWH: Israel ist mein erstgeborener Sohn“ (2 Mose 4, 22-23).⁶⁴ Die Rede von Israel als Sohn erscheint auch in der Evokation des Exodus-Ereignisses bei Hosea: „Ich rief meinen Sohn aus Ägypten“ (Hosea 11,1).⁶⁵

BIOGRAPHIE:

Israel Meschullam Salman Mirels, geboren 1723 in Uherský (Mähren) als Sohn des Altonaer Rabbiners Jacob Emden⁶⁶ und Enkel des Altonaer Oberrabbiners Zvi Aschkenas⁶⁷, war Rabbiner in Polen sowie ab 1768 Rabbiner der „Hamburger Gemeinde“ in London. Er starb nach langer Gemütskrankheit am 20. Dezember 1794 in Altona.⁶⁸ Die Grabinschrift rühmt dreifach seine außerordentliche Gelehrsamkeit mit der Bezeichnung „Vater“: „Denn ich bin ein Vater für Israel“ (Jeremias 31,9)⁶⁹, „vom Hause der Väter“ und „Väter der Tora“⁷⁰.

INSCHRIFT:

Hier ist begraben ein Mann aus Efrat⁷¹, ein Mann von Macht, reich an Werken aus Kabzeel⁷². Inmitten von Israel war sein Name bekannt in den Toren, den hervorragenden Kennern der Halacha, ein Mann aus Israel. Israel tut Mächtiges, Haupt des Ecksteins von Ariel⁷³, Wohlgefallen und Zierde Israels. Meschullam, welcher vollkommen (war) im Dienste des Herrn und der Tora des Herrn ein *Vater für Israel*. Salman ist sein Name, wie Manna ist sein Geschmack, und gleichsam ein Kristall sein Auge, der Quell Israels.⁷⁴ Es ist er, der Rabbiner, dieser überragende Gelehrte, unser Lehrer, der Meister, Herr Israel Meschullam Salman, Vorsitzender der Gerichtsbarkeit der heiligen Gemeinde London, großer Gelehrter, Sohn eines großen Gelehrten, Fürst, Sohn eines Fürsten, dieser ist *vom Hause der Väter*, der *Väter der Tora*, Sohn eines Mannes von Zucht, des überragend großen Gelehrten, unseres Lehrers, Jaakow, das Andenken des Gerechten zum Segen, Enkel des wahrhaft überragenden Gelehrten, unseres Lehrers, des Meisters, Herrn Chacham Zwi, das Andenken des Gerechten zum Segen. Er stieg hinauf gen Himmel am Ausgang des Ruhetages, am Ausgang des heiligen Schabbat, und wurde begraben Tag 1, 29 Kislev [5]555. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁷⁵

(XIII) 1798

VERDIENST DER VÄTER

In alttestamentlicher, frühjüdischer und urchristlicher Tradition kommt der Vorstellung vom „Verdienst der Väter“ (זְכוּת אֲבוֹת) eine große Rolle zu, sie wird geradezu zum Synonym für den „Bund der Väter“. In zahlreichen Auslegungen zu 3 Mose 26,42 („So werde ich gedenken meines Bundes mit Jakob, und auch meines Bundes mit Isaac und auch meines Bundes mit Abraham werde ich gedenken und des Landes werde ich gedenken“) im Midrasch WaR 36 wird das Motiv der Erzväterbünde regelmäßig mit dem Stichwort זְכוּת אֲבוֹת aufgegriffen.⁷⁶ Durch das Verdienst Abrahams wurde die Welt erschaffen, und Gott sah bei der Erschaffung der Welt voraus, dass die Welt ohne das Verdienst der Väter (gemeint sind Abraham, Isaak und Jakob) und ohne ihre guten Handlungen keinen Bestand haben konnte. So lautet zum Beispiel ein amoräisches qal wachomer (קל וחומר)⁷⁷ zum Gebot der Freilassung der Vogelmutter (Deuteronomium 22,7: „Fliegen lasse die Mutter und die Jungen nimm dir, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest“):

*Wenn für eine Vogelmutter, die kein Verdienst der Väter noch Bünde noch Schwüre hat, ihre Jungen Sühne wirken, um wieviel mehr gilt dann für die Kinder Abrahams, Isaaks und Jakobs, die ein Verdienst der Väter haben, daß, wenn eines von ihnen verdirbt, es in der zukünftigen Zeit Sühne für sie wirkt.*⁷⁸

BIOGRAPHIE:

Beit Lipmann, Sohn des Stiftrabbiners Salman Beit, war über 30 Jahre Dajan⁷⁹ in Hamburg, wo er am 10. Mai 1798 starb. Wie der Oberrabbiner Jonathan Eibe(n)schütz⁸⁰ und Issachar Ber (Bär)⁸¹ verfasste auch der Rabbinatsassessor Lipmann b. Salman Beit seine eigene Grabinschrift in Form eines ethischen Testaments.⁸²

INSCRIFT:

Hier ist begraben Herr Lipman, Sohn des Herrn Salman Beit, Rabbinatsassessor der heiligen Gemeinde Altona und Hamburg.⁸³ Siehe, da ist ein

ORT bei mir, und ich stellte mich auf den Felsen. Hier ist begraben Ihr, meine Kinder, die mir Gott gegeben hat, (es sei) dieser Stein der Hilfe zum Andenken an den Tag meines Abschieds aus der Welt, da dies über mich verhängt ward, zum Andenken sei euch dieser Stein, den ich zum Standmal gesetzt habe. Demut und bescheidenes Gemüt vernachlässigt nicht, entfernt das übermütige Herz, trachtet und strebet nicht nach Lorbeer und Größe, denn diese begraben ihre Träger, entflieht der Ehre, denn Wurm und Made ist des Menschen Hoffen, vollkommen und rein ist das *Verdienst der Väter*, von den Verdiensten des Sohnes genießt der Vater im Grabe, betet zum Ewigen, er möge meine Seele von der Grube erlösen und von den Strafen im Grabe. Zu Gott empor stieg seine Seele, und er kehrte zurück zu seiner Erde am Tag 5, 24. Ijar [5]558 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁸⁴

(XIV) 1805

VATER DER BLÜTEN

INSCHRIFT:

Schauet auf den Felsen und auf die Brunnenhöhle, Uri, mein Licht⁸⁵ verdunkelte die Wolke in der grünenden Baumkuppel, die Zweige welkten, als gefallen ist der *Vater der Blüten*, dem Baume gesagt: Du bist der Vater der an Jahren zarten, sie weinen bitterlich, (um die) Klageeiche, bitter wie Otterngift, beim Tode des Vaters dahin ist die Wonne der Kinder, Zeuge ist der Steinhaufer und Zeugin die steinerne Stele, es ist der Mann, welcher handelte und wandelte in Treuen, der geehrte Herr Uri Feiwel, Sohn des ... Schmu'el Schamasch, sein Andenken zum Segen, aus Berlin, verschieden und begraben Tag 6, Rüsttag des heiligen Schabbat, 7. Adar II [5]565 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁸⁶

(XV) 1812

EIN VATER AN WEISHEIT

INSCRIFT:

Hier ist begraben ein *Vater an Weisheit*, die Ehrfurcht des Ewigen war sein Schatz, die Jünglinge Israels tranken das Wasser seines Brunnens, willkommen bei allen seinen Brüdern und den Menschen seines Zeitalters, wehe, denn plötzlich erlosch sein Licht, bitter beweinen ... seine Pracht, ... in der Klausen, ... Awraham, Sohn des Herrn Kronach, ... verschieden in der Stadt Kislev [5]573 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁸⁷

(XVI) 1834

VATER DEN DARBENDEN

INSCRIFT:

Und Mosche stieg hinauf zu Gott Grabstätte des weitbekannten Fürsten, des Vorstehers und Leiters, des geehrten Meisters, Herrn Mosche Reuwen, Sohn unseres Lehrers, des Meisters, Herrn Schlomo Awraham Fränkel, das Andenken des Gerechten zum Segen, geboren am ersten (Tag) von Chanukka [5]526, und er verstarb am 12. Tischri [5]595 der kleinen Zählung. Stadt Hamburg! Wie bist du verstummt, gefallen, gefallen ist die Krone deiner Einflussreichen, viele Söhne hast du gepflegt und gemehrt, doch dieser Mann, Mosche ist die Zierde deiner Kinder, *Vater den Darbenden*, ein verlässlicher Bruder in der Not, bringt Labsal den Seelen ... er richtet ein sein Tun nach Gebühr in Maßen, und Mosche war ein sehr sanftmütiger Mann ... und verlässlich lebte er, all seine Wege waren mit Erkenntnis und Verstand, | sein Haus, sein Herz und seine Hand waren allen geöffnet, Aufrichtigkeit und Demut sprudelt von seinen Lippen mit reinen Händen und lauterem Herzens errichtete er sein Haus, ... er wandelt in Geradheit und lebt in seinem Glauben, ... den Ewigen, denn hatte er nicht Anteil [?] an und Dienst und viel Liebeswerk, ... seine Lebensjahre ... seine Jugend und sein Alter, ... segne seine Gemeinde, sein Andenken ... bis in

die letzte Generation, ... sein Lob, und sie preisen seine Werke in den Toren, ... komme er in Frieden ... auf seinem Lager | ruhe er ... Seele [?] von seiner Güte, ... sein Wirken [Rückseite] ... der geehrte Mosche Reuwen, Sohn unseres Lehrers, des Meisters, Herrn ...⁸⁸

(XVII) 1854

EIN VATER WAR DEN WAISEN

Nach alt- und neutestamentlicher Auffassung besteht ein reiner und makelloser Dienst vor Gott darin, für Waisen und Witwen zu sorgen, wenn sie in Not sind.⁸⁹ Im apokryphen Buch Sirach der hebräischen Bibel heißt es:

*Sorge für die Waisenkinder wie ein Vater und für ihre Mutter wie der Ehemann, den sie verloren hat. So erweist du dich als ein Sohn des Allerhöchsten; er wird dich mehr lieben als deine eigene Mutter.*⁹⁰

BIOGRAPHIE:

Der Rechtsanwalt und Notar Wolf ben Salman Warburg, geb. 9. November 1778, gest. 3. Januar 1854, gründete 1804 das Bankhaus W. S. Warburg in Altona. Er engagierte sich im Vorstand der Gemeinde und der Israelitischen Freischule sowie als Mitglied der Chewra Kaddischa.

INSCRIFT:

Krone des guten Namens, betagt und satt an Tagen, Vorsteher und Leiter, ein Mitglied der Chewra Kaddischa⁹¹ der Totengräber, der geehrte Meister, Herr Wolf, Sohn des Vorstehers der Chewra Kaddischa, des geehrten Meisters, Herrn Salman Warburg, sein Andenken zum Segen, geboren (am) 19. Marcheschvan [5]539 der kleinen Zählung, verschieden mit gutem Namen am Tag 3, 3. Tewet und begraben am Tag 5, 5. desselben [5]614 der kleinen Zählung, dies ist das Grabmal eines Mannes, der reich an Werken und edelmütig war, *ein Vater war er den Waisen*, sein Haus war weit geöffnet, auf die Frei- und Talmud-Tora-Schule gab er obacht mit Aug und Verstand, und die Allgemeinheit sowie die Gemeinde Gottes ließ er unter dem Schatten seines Reichtums erblühen, und die Armen des Landes, die niedergeschlagenen Herzens sind, sättigte er mit dem Besten aus seinem

Vermögen, Männer der Wissenschaft sind ihm Erquickung, ihr Mund kündigt von seiner Einsicht, auch wenn das Licht seines Antlitzes entschwunden ist, sein Leib zum Staube gekommen, die Frucht seiner Werke möge auf ewig gedeihen, sein Andenken für immer da sein. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.⁹²

DER RABBINER ALS GEISTIGER VATER DER GEMEINDE

Als „Vater der Gemeinde“ (אב לדעת) wird häufig der Rabbiner, der Dajan oder der Gemeindevorsitzende bezeichnet. Auf Grabsteinen jedoch ist diese Ehrenbezeichnung sehr selten. Auf dem Jüdischen Friedhof Krefeld erinnert ein Grabstein an den am 16.3.1861 verstorbenen Johan Jacob Meyer:

*... Meir, sein Andenken sei zum Segen, er saß im Kreise der Weisen, Mitglied des Konsistoriums, Vater der Gemeinde Jeschurun, in Weisheit, Ratschlag und Wissen ehrfürchtete er den Himmel, lauter wandelnd und Wohltun wirkend.*⁹³

Der unvergessene Altonaer, später Hamburger Oberrabbiner, Lehrer und Wissenschaftler Dr. Joseph Carlebach (Lübeck 1883 – ermordet Bikernieki bei Riga 1942) soll in einer seiner zahlreichen Notizen notiert haben: „Vor 1933 stand die Familie im Mittelpunkt und nach 1933 steht die Gemeinde im Mittelpunkt.“⁹⁴ Für seine Familie war er immer „ein Vater vieler“, für seine Schüler „ein Vater an Verständnis“ und für die Rabbiner „ein Vater an Weisheit“ – vor allem aber war er „ein Vater der Gemeinde“, der seine Gemeinde bis in den Tod begleitete.

ANMERKUNGEN

- 1 Die Studie wurde ermöglicht durch das Eduard Duckesz-Fellowship der Hermann Reemtsma Stiftung (Hamburg).
- 2 Vgl. Peter Schäfer: *Geschichtsauffassung des rabbinischen Judentums*. In: Ders.: *Studien zur Geschichte und Theologie des rabbinischen Judentums*, Leiden 1978, S. 22-44, hier S. 28.
- 3 Die jüdische Gemeinde von Amsterdam hat diesen Text nicht akzeptiert, da die holländischen Juden ein Dankgebet an ihre Königin bzw. ihren König richten.
- 4 Macy Nulman: *The Jewish Encyclopedia of Jewish Prayer: Ashkenazic and Sephardic Rites*, Northvale, New Jersey/London 1993, S. 58.
- 5 Yom Kippur (hebr. Versöhnungstag) ist der heiligste Tag des jüdisch-religiösen Jahres und der Abschluss der zehn Bußtage.
- 6 Ezekiel H. Albeg: *Mahazor Shelom Yerushalayim*, New York 1970, Bd. 2, S. 54.
- 7 Thomas Römer: *Israels Väter. Untersuchungen zur Väterthematik im Deuteronomium und in der deuteronomistischen Tradition*, OBO 99, Fribourg/Göttingen 1990. Weitere bibliographische Angaben in Anm. 11.
- 8 Psalm 27, 10: „Denn mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, aber der Ewige nimmt mich auf.“
- 9 Die Mehrzahl der neutestamentlichen Belege spricht in metaphorischem Gebrauch vor allem von Gott als „Vater“, ansonsten in Rezeption der alttestamentlichen Texte von den „Vätern“ als Ahnherren des Volkes Israel (hier sind vor allem die Stammesväter Abraham, Isaak und Jakob gemeint), von den Mitgliedern des Hohen Rates als „Vätern“ oder von leiblichen „Vätern“. In der christlichen Tradition bezeichnet sich Paulus metaphorisch als „Vater“ seiner Gemeinden, siehe dazu Joachim Jeremias: *Abba. Studien zur neutestamentlichen Theologie und Zeitgeschichte*, Göttingen 1966.
- 10 In der jüdischen Liturgik wird in den Überschriften YHWH immer wieder als gnadenreicher und erbarmungsvoller Helfer und Erlöser angesprochen, siehe dazu Israel Davidson (Hrsg.): *Thesaurus of Medieval Poetry*, 4 Bde., New York 1970; Joseph Isaac Lifshiz: „Av ha-rahamim: On the Father of Mercy Prayer“. In: Stefan C. Reif et al. (Hrsg.): *Death in Jewish Life*, Berlin/Boston 2014, S. 141-154.
- 11 Christiane Zimmermann: *Die Namen des Vaters. Studien zu ausgewählten frühchristlichen Gottesbezeichnungen vor ihrem frühjüdischen und paganen Sprachhorizont*, Leiden 2007, S. 41-166; siehe auch Wilhelm Bousset: *Die Religion des Judentums*, Berlin ²1966, S. 349f; Jürgen Ebach: *Gottesbilder im Wandel*. In: Ders.: *Theologische Reden 3*, Bochum 1995, S. 157-170; Elke Tönges: *Unser Vater im Himmel. Die Bezeichnungen Gottes als Vater in der tannaitischen Literatur*, Stuttgart 2003; Georg Schelbert: *ABBA Vater. Der literarische Befund vom Altaramäischen bis zu den späten Haggada-Werken*, Göttingen 2011; Annette Böckler: *Gott als Vater im Alten Testament*, Gütersloh ²2002; Angelika Strotmann: *Mein Vater bist du (Sir 51,10). Zur Bedeutung der Vaterschaft Gottes in kanonischen und nichtkanonischen frühjüdischen Schriften*, Frankfurt/M. 1991.

- 12 Vgl. 1 Chr, 29,10; Jes. 63, 7-19.
- 13 Hermann Spieckermann: „The Father of the Old Testament and Its History“. In: Felix Albrecht, Reinhard Feldmeier (Hrsg.): *The Divine Father: Religious and philosophical concepts of divine parenthood in Antiquity*, Leiden 2014, S. 73-84; Jeremias, Abba (Anm. 9), S. 19-33.
- 14 Strotmann: *Mein Vater bist du* (Anm. 11), S. 24ff.
- 15 Die Schriftrollen vom Toten Meer (auch Qumran-Schriften genannt) wurden zwischen 1947 und 1956 in elf Felshöhlen nahe der Ruinenstätte Khirbet Qumran im Westjordanland entdeckt. Siehe Lutz Doering: *God as father in texts from Qumran*. Albrecht, Feldmeier (Hrsg.): *The Divine Father* (Anm. 13), S. 107-135.
- 16 Philo(n) von Alexandria (um 15/10 vor bis 40 nach der neuen Zeitrechnung) war ein einflussreicher jüdischer Philosoph und Theologe. Siehe Gottlob Schrenk: *πατήρ ἰσ*. Der Vaterbegriff im Spätjudentum. In: *Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament/TWNT*, Band V, Stuttgart 1954, S. 984ff.
- 17 Flavius Josephus war ein jüdischer Historiker aus dem 1. Jahrhundert nach der neuen Zeitrechnung. Siehe Mladen Popovic: *God the Father in Flavius Josephus*. In: Albrecht, Feldmeier (Hrsg.): *The Divine Father* (Anm. 13), S. 181.
- 18 Adolf Schlatter: *Wie sprach Josephus von Gott*, Gütersloh 1910.
- 19 Tannaiten (aram. Lehrende) sind die Gesetzeslehrer von den Schülern Schammai und Hillel zu Juda haNassi. Siehe Tönges: *Unser Vater im Himmel* (Anm. 11).
- 20 Targum (hebr. Übersetzung) bezeichnet seit talmudischen Zeiten die aramäischen Bibelübersetzungen. Siehe dazu Robert Hayward: *God as father in the Pentateuchal Targumim: the case of Abraham's garden at Be'er Sheba*. In: Albrecht, Feldmeier (Hrsg.): *The Divine Father* (Anm. 13), S. 137-158.
- 21 Alon Goshen-Gottstein: *God and Israel as father and son in Tannaitic literature* (hebr.), Hebrew University, PhD, Jerusalem 1987, S. 202ff.
- 22 Zimmermann: *Namen des Vaters* (Anm. 11), S. 41ff.
- 23 Ebd., S. 29. Gegen die Funktion der Rede vom Gottvatersymbol als Legitimationsgrund patriarchaler Herrschaftsstrukturen richtet sich die feministische Kritik. Siehe hierzu vor allem Mary Daly: *After the Death of God the Father*. In: Carol S. Christ, Judith Plaskow (Hrsg.): *Womanspirit Rising. A Feminist Reader in Religion*, San Francisco 1979, S. 53-62, hier S. 53ff. Dies.: *Jenseits von Gott, Vater, Sohn & Co.*, München 1978; siehe auch Tönges: *Unser Vater im Himmel* (Anm. 11), S. 266; Römer: *Israels Väter* (Anm. 7), S. 9.
- 24 Die Inschriften beziehen sich mit Ausnahme des „Hamburger Teils“ ausnahmslos auf die Hamburger aschkenasischen Grabinschriften des Jüdischen Friedhofs Altona. Diese lassen daher keine bzw. nur geringe Rückschlüsse auf vergleichbare andere jüdische Friedhöfe zu. Die Übersetzung der aschkenasischen Grabinschriften vom Jüdischen Friedhof Altona folgt der Datenbank EPIDAT des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts in Duisburg-Essen, siehe: www.steinheim-institut.de und www.juedischer-friedhof-altona.de

- [Zugriff 22.11.2015]. Die Übersetzung der Bibelzitate folgt der Zunz'schen Übersetzung der Heiligen Schrift. Zu den hier nicht behandelten sefardischen Inschriften des Jüdischen Friedhofs Altona siehe Michael Studemund-Halévy: *Biographisches Lexikon der Hamburger Sefarden*, Hamburg 2000. Zum Jüdischen Friedhof Altona allgemein und zu seiner Bewerbung als Weltkulturerbe der UNESCO siehe Michael Studemund-Halévy, Gaby Zürn: *Zerstört die Erinnerung nicht. Der jüdische Friedhof Königstraße in Hamburg*, Hamburg ³2010; Michael Studemund-Halévy: *Der lange Weg zum Weltkulturerbe. Der Portugiesenfriedhof an der Königstraße*. In: Hans-Jörg Czech (Hrsg.): *350 Jahre Altona. Von der Verleihung der Stadtrechte bis zur Neuen Mitte (1664–2014)*, Dresden 2015, S. 84–95; Michael Brocke (Hrsg.): *Verlorene Pracht. Der jüdische Friedhof Hamburg-Altona – Aschkenasische Grabmale*, Dresden 2009.
- 25 Carsten L. Wilke: *Die Zeder im Zelt. Rabbinische Gelehrsamkeit und Gerichtsbarkeit im Spiegel der Grabinschriften*. In: Brocke (Hrsg.): *Verlorene Pracht* (Anm. 24), S. 252–286.
 - 26 Epidat Worms Nr. 181/1203; Nr. 1034/1245; Nr. 442/1319.
 - 27 Epidat Worms Nr. 30/1300–1399.
 - 28 Epidat Worms Nr. 190/1333.
 - 29 1 Mose 47,12. Siehe dazu auch Ahmed Elmatbouly: *Die Josefserzählung in rabbinischer und islamischer Tradition*, Wien 2004, Diplomarbeit Univ. Wien. Hervorhebungen in den Inschriften M. S.-H.
 - 30 Sprüche der Väter (hebr. Pirke Avot) 1,11: „Hillel [s. Anm. 75] sagt: Sei von Aharons Schülern, Frieden liebend und nach Frieden strebend, die Geschöpfe liebend und sie näher bringend zur Tora“.
 - 31 Epidat Königstraße Nr. 2450/1655.
 - 32 1 Mose 17,5. Siehe auch Anke Mühlhing: „Blickt auf Abraham, Euren Vater“. Abraham als Identifikationsfigur des Judentums in der Zeit des Exils und des Zweiten Tempels, Göttingen 2011.
 - 33 Epidat Königstraße Nr. 2461/1655. Siehe auch die Grabinschrift auf dem Jüdischen Friedhof Worms, Epidat Worms Nr. 30/1300–1399: „und möge ruhen im Garten Eden mit dem Vater vieler, Jakob, dem Erwählten, von [...] Amen Sela“.
 - 34 Mit Abraham, Isaak und Jakob werden die drei Stammväter bezeichnet (אַבְרָהָם).
 - 35 Epidat Königstraße Nr. 2340/1686.
 - 36 „Und soll nicht fortan dein Name Abram genannt werden, sondern dein Name sei Abraham; denn zum Vater einer Menge von Völkern mache ich dich.“
 - 37 Mit Manna-Gefäß (2 Mose 16,55), Kalkol (1 Könige 5,11; 1 Chronik 2,6) und Heman (1 Chronik 2,6) wird nicht nur eine Kostbarkeit und ein heiliger Gegenstand bezeichnet, sondern mit dem Manna-Gefäß wird in der hebräischen Bibel besonders die Weisheit König Salomons gerühmt. In der jüdischen Literatur erhalten herausragende Rabbiner und Gelehrte häufig diesen Ehrentitel (מְצַנְנֵת הַמָּן). Siehe zum Beispiel den Brief von Elia Mopurgo an Moses Mendelssohn: „An den Hochgelehrten seiner Stadt, die Herrlichkeit seiner Generation, die Kanne des Manna, gleich Kalkol und Heman, der das Gute sucht für sein Volk“. In: Moses

- Mendelssohn: Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe, Bd. 20, Stuttgart-Bad Cannstatt 2004, S. 384. Ebenfalls werden verdiente Gemeindemitglieder mit diesem Ehrentitel geehrt. Siehe zum Beispiel die Frankfurter Inschrift von 1669: „Der Vornehme, unser Lehrer, der Meister Herr Selkle, sein Andenken zum Segen. Hier ist geborgen ein Manna-Gefäß, Kalkol, Darda und Heman, voll mit Gebotstun, dem Granatapfel gleich, sein Gebet war willkommen, selbst ausgeflossener Myrrhe und Zimt gleich. Jehuda, Sohn des Meisters, Herrn Jechiel Grotwol, verschieden Tag 2, 10. Kislev 430 [...]“ apud Epidat Frankfurt-Battonnstraße Nr. 1672.
- 38 Epidat Königstraße Nr. 3247/1689. Vgl. das Ende des Zikhronot-Abschnitts im Mussafgebet an Rosh haShana: „Es möge vor dir (o, Gott) sichtbar sein zu tun wie unser Vater Abraham seinen Sohn Isaak auf den Altar gebunden und sein Erbarmen bewältigt hat.“ Zu Abraham als „Vater“ siehe Rainer Kessler: Gotteserding: Beiträge zur Hermeneutik und Exegese der Hebräischen Bibel, Stuttgart 2016.
- 39 Die Halacha (hebr. Wegrichtung) umfasst mit Recht, Kultus und Moral das Gesetzliche in der nachbiblisch-jüdischen Literatur, Religion und Sitte.
- 40 Die Haggada (hebr. Erzählung) bezeichnet die nicht gesetzlichen Teile der Talmud-Literatur und Religion.
- 41 Mit Derech Erets (hebr. Anstand) bezeichnet man Lebensart und Lebenskunde und verbindet theoretisches Wissen mit praktischer Lebensführung und Frömmigkeit.
- 42 Max Küchler: Frühjüdische Weisheitstraditionen. Zum Fortgang weisheitlichen Denkens im Bereich des frühjüdischen Jahweglaubens, Freiburg/Schweiz 1979, S. 412.
- 43 Vgl. Eckhard von Nordheim: Die Lehre der Alten: Das Testament als Literaturgattung im Judentum der hellenistisch-römischen Zeit, Leiden 1980, S. 75; Sylvie Anne Goldberg: Zeit und Zeitlichkeit im Judentum, Göttingen 2009, S. 75, 427.
- 44 Siehe auch M. Rawicz: Der Kommentar des Maimonides zu den Sprüchen der Väter, zum ersten Male ins Deutsche übertragen, [Selbstverlag] Offenburg/Baden 1910.
- 45 Mischna, Traktat Pirke Avot I, 1: „Moses empfing die Tora vom Sinai und übergab sie dem Josua, Josua übergab sie den Ältesten, die Ältesten den Propheten, die Propheten übergaben sie den Männern der grossen Versammlung“, etc.
- 46 Mischna, Traktat Pirke Avot I, 1-15.
- 47 Die in jiddischer Sprache verfassten Memoiren der Glikl wurden von Chava Turniansky ediert und in einer jiddisch-hebräischen Ausgabe veröffentlicht: Glikl. Memoires 1691–1719, Jerusalem 2006.
- 48 Nathanja Hüttenmeister: Formel und Freiheit. Inschriftentypen am Beispiel der Verwandtschaft der Kauffrau Glückel und einiger außergewöhnlicher Todesfälle. In: Brocke (Hrsg.): Verlorene Pracht (Anm. 24), S. 213-251.
- 49 Epidat Königstraße Nr. 3269/1689; vgl. die Grabinschrift für Treitel b. Menke vom Jüdischen Friedhof Bingen, Epidat Bingen Nr. 411/1733: „[...] erfüllte die Worte der Väter in Tora, wie auch in Frömmigkeit“. Siehe auch Eduard Duckesz in seiner 145 Gelehrte (darun-

- ter 15 Oberrabbiner) in chronologischer Folge ihrer Todesdaten umfassende Publikation: Chachme AHW. Biographie und Grabsteininschriften der Dajanim, Autoren und der sonstigen hervorragenden Männer der drei Gemeinden Altona, Hamburg, Wandsbek, Hamburg 1908 [hebr./dtsh.], S. 5-7, Nr. 8 (zahlreiche Nachdrucke).
- 50 Die Metapher „Kristall“ steht für Wissen und Weisheit. Weitere Belege in Epidat Königstraße Nr. 2577/1747; Nr. 0729/1779; Nr. 0017/1794.
- 51 Epidat Königstraße Nr. 3249/1689.
- 52 In Bet Maon (hebr. Haus der Lagerstadt des Löwen; Wohnort Gottes) im Ostjordanland und in der Nähe von Tiberias wohnten nach dem Verzeichnis der galiläischen Priesterorte in den ersten Jahrhunderten Kohanim.
- 53 Karmel (hebr. Garten, Gartenland) ist ein Gebirge am Meeresufer südlich von Haifa. Siehe 1 Samuel 25,2: „Und ein Mann war in Maon, und sein Geschäft zu Karmel, und der Mann war mächtig groß und hatte dreitausend Schafe und tausend Ziegen, und er war zur Schur seiner Schafe in Karmel.“
- 54 Epidat Königstraße Nr. 1486/1711.
- 55 Epidat Königstraße Nr. 1445/1711.
- 56 Die Krone (hebr. Keter) symbolisiert die Gelehrsamkeit (Keter Tora), das Priestertum (Keter Kehuna), den guten Namen (Keter Shem Tov) und das Königtum (Keter Malchut).
- 57 Brocke (Hrsg.): Verlorene Pracht (Anm. 24), S. 71, 93, 233, 235.
- 58 Epidat Königstraße Nr. 1231/1741.
- 59 Epidat Königstraße Nr. 4837/1772. Vgl. die Grabinschrift für Menachem b. Jaakov auf dem Jüdischen Friedhof Worms, Epidat Worms 181/1202: „Unser Meister Menachem, der Sohn des Jaakov, Vater der Weisheit“. Siehe dazu auch Bernd U. Schipper: Hermeneutik der Tora. Studien zur Traditionsgeschichte von Prov. 2 und zur Komposition von Prov. 1-9, Berlin 2012.
- 60 Epidat Königstraße Nr. 2220/1791.
- 61 Vgl. C. Zimmermann: Die Namen des Vaters, Leiden 2007, S. 46.
- 62 Vgl. K. Gies: „Adaption (AT)“, bibelwissenschaft.de, Abs. 2.4.1.2.
- 63 „Bei all meinem Herumziehen unter all den Kindern Israel, habe ich wohl ein Wort geredet zu einem der Stammhäupter Israels, die ich bestellt mein Volk Israel zu weiden, also: Warum habt ihr mir nicht gebauet ein Haus von Zedern?“ Vgl. Gies: „Adaption“ (Anm. 62).
- 64 „Und du sollst zu Pharao sprechen: Also spricht der Ewige: Mein erstgeborener Sohn ist Israel. Und ich spreche zu dir: Entlasse meinen Sohn, daß er mir diene! Weigerst du dich zu entlassen, siehe, so will ich töten deinen Sohn, deinen erstgeborenen.“
- 65 „Als Israel jung war, da liebte ich es, und aus Mitzraim rief ich meinen Sohn.“
- 66 Jacob Israel Ben Zvi Aschkenasi Emden (geb. 4. Juni 1697 in Altona, gest. 19. April 1776 ebenda) – in nicht jüdischen Quellen als Jacob Hertzell oder Jacob Hirschel bezeichnet – war Rabbiner, Talmud-Gelehrter und scharfzüngiger Gegner der Bewegung des „falschen Messias“ Shabbetai Zvi. Für das 18. Jahrhundert kann Jacob Emden als der große jüdische Gelehrte Norddeutschlands gelten. Er verkörpert den Übergang von der Vormoderne in die Moderne, obwohl er selbst auf

- der Schwelle der neuen Zeit stehen blieb und zeitlebens Verfechter eines strengen Traditionalismus war. Siehe auch Eduard Duckesz: Chachme AHW (Anm. 49), S. 49-74, Nr. 55.
- 67 Zwi Hirsch ben Jakob Aschkenasi (auch: Aschkenazi), geb. 1656 in Velké Meziříčí/Mähren (?), gest. 3. Mai 1718 in Lemberg, genannt Chacham Zwi nach dem Titel einer seiner Responsensammlungen, war ein Rabbiner und Talmud-Gelehrter, besonders bekannt durch seinen unerbittlichen Kampf gegen die Lehren und Schüler des Pseudo-Messias Shabbetai Zvi.
- 68 Duckesz, Chachme AHW (Anm. 49), S. 90-91, Nr. 74; Michael Brocke, Julius Carlebach (Hrsg.): Biographisches Handbuch der Rabbiner, Teil 1: Die Rabbiner der Emanzipationszeit in den deutschen, böhmischen und großpolnischen Ländern 1781–1871, München 2004, S. 668.
- 69 „Denn ich bin Israel zum Vater geworden, und Efraim ist mein Erstgeborener.“
- 70 Nach rabbinischer Auffassung kommt dem Lehrer der Tora wegen seiner Aufgabe, die Söhne das Wort Gottes zu lehren, eine größere Bedeutung zu als dem leiblichen Vater: „Es lehre uns unser Meister: Wie viele Dinge muss der Vater dem Sohn tun? So lehrten unsere Meister: Fünf Dinge muss der Vater dem Sohn tun: ihn beschneiden, ihn Tora lehren, ihn mit der Auslösung des Erstgeborenen auslösen, ihn Gebote lehren und ihn verheiraten“ (TanB She-lah 26, 36), siehe Günter Stemberger: *Judaica Minora. Biblische Traditionen im rabbinischen Judentum*, Bd. 1, Tübingen 2010, S. 41.
- 71 Efrat ist der biblische Name eines fruchtbaren Gebietes um Jerusalem und Bethlehem.
- 72 Kabzeel (hebr. Gott hat versammelt) ist eine Ortslage am südlichen Rand des Stammesgebietes von Juda.
- 73 Ariel (hebr. Herd Gottes; Hand des Altars) bedeutet den Tempel und die Stadt Jerusalem als dessen Sitz.
- 74 Psalm 68,27.
- 75 Epidat Königstraße Nr. 215/1794.
- 76 Friedrich Avemarie, Hermann Lichtenberger (Hrsg.): *Bund und Tora: zur theologischen Begriffsgeschichte in alttestamentlicher, frühjüdischer und urchristlicher Tradition*, Tübingen 1996, S. 107.
- 77 Qal wachomer (vom minder Bedeutenden auf das Bedeutendere und umgekehrt), eine der sieben exegetischen Regeln (Middot) des jüdischen Schriftgelehrten Hillel zur Auslegung der Tora, siehe auch Israel Konovitz: *Beth Shammai – Beth Hillel. Collected Sayings* (hebr.), Jerusalem 1965.
- 78 DevR 67,5 (112b-c), siehe Avemarie; Lichtenberger (Hrsg.): *Bund und Tora* (Anm. 74).
- 79 Dajan (hebr. Richter) bezeichnet einen Rabbinatsassessor am Bet Din (Gerichtshof, Rabbinatsgericht).
- 80 Epidat Königstraße Nr. 1593; siehe auch J. S. Wittkower: *Agudat perachim*, [Selbstverlag], Altona 1880, S. 287, Nr. 8; Eduard Duckesz: *IWOH LeMOSCHAW* enthaltend Biographien und Grabstein-Inschriften der Rabbiner der drei Gemeinden Altona, Hamburg, Wandsbek, Fischer, Krakau 1903, S. 29-52, X-XXIV, Nr. 8; Brocke, Carlebach (Hrsg.): *Biographisches Handbuch der Rabbiner*, Teil 1 (Anm. 66), S. 340.

- 81 Epidat Königstraße Nr. 1238, siehe auch Duckesz: Chachme AHW (Anm. 49), S. 20-22, Nr. 27; David Kaufmann: „Isachar Bär, genannt Berend Cohen, der Gründer der Klause in Hamburg, und seine Kinder“. In: Monatschrift für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums 5 (1896), S. 220-229; 6 (1896), S. 268-279, hier S. 271; Brocke, Carlebach (Hrsg.): Biographisches Handbuch der Rabbiner, Teil 1 (Anm. 66), S. 249.
- 82 Ethische Testamente sind Subgenres der jüdischen Literatur und bezeichnen die moralische, ethische oder religiöse Hinterlassenschaft ohne Nachlassregulierung. Siehe Julia Haarmann: Hüter der Tradition: Erinnerung und Identität im Selbstzeugnis des Pinchas Katzenellenbogen (1691–1767), Göttingen 2013; siehe auch Brocke, Carlebach (Hrsg.): Biographisches Handbuch der Rabbiner Teil 1 (Anm. 66), S. 174.
- 83 Die Dreigemeinde Altona-Hamburg-Wandsbek AHU bzw AHW umfasste die aschkenasische Bevölkerung des unter dänischer Verwaltung stehenden Altona, der freien Reichsstadt Hamburg und des adeligen Gutes Wandsbek. Warum die Grabinschrift die Gemeinde Wandsbek nicht erwähnt, ist nicht ersichtlich.
- 84 Epidat Königstraße Nr. 1798/806. Siehe auch Duckesz, Chachme AHW (Anm. 49), S. 94-94, Nr. 79.
- 85 Wortspiel mit dem biblischen Name Uri (אורי). Dieser Vorname ist in der Tora belegt und bedeutet „meine Flamme“ oder „mein Licht“.
- 86 Epidat Königstraße Nr. 5459/1805.
- 87 Epidat Königstraße Nr. 1394/1812. Siehe dazu Schipper: Hermeneutik der Tora (Anm. 59).
- 88 Epidat Königstraße Nr. 4594/1834. Siehe die Grabinschrift für Simon Posner auf dem Jüdischen Friedhof Chemnitz, Epidat Chemnitz Nr. 513/1900: „Hier ist begraben ein geehrter Mann und den Darbenden zugetan, der toragelehrte Herr Schimon, Sohn des toragelehrten Herrn Josef, geboren am 7. Tag des Nissan des Jahres [5]608, gestorben am 28. Tag des Marcheschvan des Jahres [5]661 der kleinen Zählung. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.“ Siehe auch Jürgen Nitsche, Ruth Röcher (Hrsg.): Juden in Chemnitz. Die Geschichte der Gemeinde und ihrer Mitglieder. Mit einer Dokumentation des Jüdischen Friedhofs, Dresden 2002, S. 232.
- 89 Siehe auch Jacobus 1,27.
- 90 SIR 4,10-11.
- 91 Chewra Kaddischa (hebr. Heilige Vereinigung, Heilige Bruderschaft) ist ein seit Jahrhunderten in allen jüdischen Gemeinden bestehender Verein für die (ehrenamtliche) Erweisung von Liebesdiensten in Krankheits- und Todesfällen.
- 92 Epidat Königstraße Nr. 754/1854.
- 93 Michael Brocke, Aubrey Pomerance, unter Mitarb. von Barbara Mattes: Steine wie Seelen. Der alte jüdische Friedhof Krefeld; Grabmale und Inschriften, Krefeld 2003, S. 127; Epidat Krefeld Nr. 55/1861.
- 94 Hilde Michael: Das Leben der Hamburger und Altonaer Juden unter dem Hakenkreuz anhand ausgewählter Briefe des Dr. Joseph Carlebach, Berlin 2009, S. 10. Dies., Zeitzeugeninterview mit Prof. Dr. Mirjam Gillis-Carlebach, Ramat Gan 2007, 11 S.

ANHANG

Kurzbiographien

DOERTE BISCHOFF

Professorin für Neuere Deutsche Literatur in Hamburg mit Leitung der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur. Mitglied des Carlebach-Arbeitskreises. Forschungsschwerpunkte in den Bereichen deutsch-jüdische Literatur (z.B. Ausgesetzte Schöpfung. Figuren der Souveränität und Ethik der Differenz in der Prosa Else Lasker-Schülers, Tübingen 2002), Holocaust-Erinnerung, Exilforschung (z.B. Hrsg. v. Exil – Literatur – Judentum, München 2016; Literatur und Exil. Neue Perspektiven. Hrsg. mit Susanne Komfort-Hein, Berlin 2013), Diskursen des Fetischismus und Dingen in der Literatur (Poetischer Fetischismus. Der Kult der Dinge im 19. Jahrhundert, München 2013) sowie Rhetorik und Gender. Mitherausgeberin von „Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch“ (hier Mithrsg. von Sprache(n) im Exil, 2014 und Dinge des Exils, 2013).

ALFRED BODENHEIMER

Geboren 1965 in Basel. Seit 2003 Professor für Religionsgeschichte und Literatur des Judentums an der Universität Basel. Auswahl der jüngsten Publikationen: *Ungebrochen gebrochen. Über jüdische Narrative und Traditionsbildung* (Göttingen 2012); *Haut ab! Die Juden in der Beschneidungsdebatte* (Göttingen 2012); „... nicht irgendein anonymer Verein“. Eine Geschichte der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (Zürich 2012; Hrsg.).

MIRIAM GILLIS-CARLEBACH

Miriam Gillis-Carlebach was born into a rabbinical family in Hamburg. Having been expelled from Germany in 1938 before finishing high school, she started her academic career relatively late, specializing in Special and Jewish Education, later expanding to Child's life during the Holocaust. Founder of the Haddad-Institute for Research in Hebrew Reading in 1988 and in 1993 – the Joseph Carlebach Institute: “For Jewish Thought and Contemporary Education”, in memory of her father (Rabbi Dr. Carlebach) who chose to go the last way (to the Jungfernhof camp in Latvia) with his family and his community. In cooperation with the University of Hamburg, she holds the “Carlebach Conference” every two years; its lectures were published so far in ten volumes. She published and edited numerous articles and books in Hebrew, German and English, among these 4 Volumes of Carlebach's Writings, Articles about children during the Holocaust and the book: *Jedes Kind ist mein Einziges: Lotte Carlebach-Preuss. Antlitz einer Mutter und Rabbiner-Frau* (3rd ed. 2000).

GEORGE YAAKOV KOHLER

George Yaakov Kohler ist der amtierende Direktor des Joseph Carlebach Instituts an der Bar-Ilan-Universität in Ramat Gan. Nach seiner Promotion über die Wiederentdeckung der Religionsphilosophie des Maimonides im Deutschland des 19. Jahrhunderts und Gastaufenthalten in Rom und in Frankfurt/M. unterrichtet er heute an der Bar-Ilan-Universität moderne jüdische Philosophie und beschäftigt sich in seiner Forschung vor allem mit

der Transformation der jüdischen Theologie in der Neuzeit. Seine neueste Veröffentlichung ist die Anthologie „Der jüdische Messianismus im Zeitalter der Emanzipation“, Berlin 2013.

CORINNA KÖRTING

Prof. Dr. Corinna Körting ist seit Oktober 2012 am Institut für Altes Testament und altorientalische Religionsgeschichte der Universität Hamburg tätig. Nach Erlangung der Lehrbefugnis in Göttingen war sie von 2006 bis 2012 Professorin für Altes Testament an der Norwegian School of Theology in Oslo. Schwerpunkte ihrer Arbeit sind Kult- und Festtraditionen Israels und des Alten Orients, die Psalmen sowie die Bücher Klagelieder und Ma-leachi aus religionsgeschichtlicher und rezeptionsgeschichtlicher Perspektive.

BEATE KOSMALA

Dr. Beate Kosmala, Historikerin und Übersetzerin, von 1997 bis 2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1945“ am Zentrum für Antisemitismusforschung (ZfA) der Technischen Universität Berlin; von 2005 bis 2014 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Projekts und der Gedenkstätte Stille Helden in der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin. Seit 2015 freischaffende Publizistin.

INGRID LOHMANN

Ingrid Lohmann ist Professorin für Ideen- und Sozialgeschichte der Erziehung an der Universität Hamburg und seit 2015 Sprecherin des interdisziplinären Carlebach-Arbeitskreises. Zusammen mit ihrer Namensvetterin, der Judaistin Uta Lohmann, ist sie Herausgeberin der Schriftenreihe „Jüdische Bildungsgeschichte in Deutschland“. Darin erschien zuletzt als achter Band „Naphtali Herz Wessely, Worte des Friedens und der Wahrheit. Dokumente einer Kontroverse über Erziehung in der europäischen Spätaufklärung“ (2014).

UTA LOHMANN

Dr. phil., Studium der Judaistik und Germanistik in Freiburg, Berlin und Jerusalem; seit 2012 Leitung des DFG-Projekts „David Friedländer und Wilhelm von Humboldt im Gespräch. Zur Wechselwirkung zwischen jüdischer Aufklärung und Neuhumanismus“ (Universität Hamburg); Mitherausgeberin der Schriftenreihe „Jüdische Bildungsgeschichte in Deutschland“; zahlreiche Publikationen zur Berliner Haskala, zuletzt: „Sokrates und Mendelssohn – Zur Bedeutung der Zwilling-Metapher im Bildungskonzept von David Friedländer und Jeremias Heinemann“. In: U. Schneider, H. Völkening, D. Vorpahl (Hrsg.): *Biographie – Allegorie – Ideologie. Die Darstellung der Geschwisterbeziehung als soziokulturelles Ideal- und Spiegelbild*, Frankfurt/M. u.a. 2015, S. 280-301; „Lessings Einfluss auf David Friedländer – Ideengeschichtliche Hintergründe des Sendschreibens an Propst Teller (1799)“. In: D. Niefanger, G. Och, B. Siwczyk (Hrsg.): *Lessing und das Judentum. Lektüren, Dialoge, Kontroversen im 18. und 19. Jahrhundert*, Hildesheim u.a. 2015, S. 87-112.

ANDREAS PLATTHAUS

Andreas Platthaus wurde 1966 in Aachen geboren und studierte Rhetorik, Philosophie, Geschichte und Betriebswirtschaftslehre. Seit 1997 ist er Redakteur im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Sein besonderes Interesse gilt der Ästhetik und Geschichte von Comics, Karikaturen und Trickfilmen, über die er mehrere Bücher und Aufsätze veröffentlicht hat. Zuletzt erschien seine historische Studie „1813 – Die Völkerschlacht und das Ende der Alten Welt“ (Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2013).

MICHAEL STUEDEMUND-HALÉVY

Docteur-ès-lettres, Studium der Linguistik, Romanistik, Balkanologie und Orientalistik u.a. in Bukarest, Lissabon, Lausanne, Perugia und Hamburg. Nach Tätigkeit als Psycholinguist, Wissenschaftslektor und Übersetzer seit 1990 Mitarbeiter am Institut für die Geschichte der deutschen Juden und Lehrbeauftragter für Judenspanisch an den Universitäten Hamburg, Mün-

chen, Köln und Potsdam. Für seine Arbeiten zum Judenspanischen 2013 mit dem Prix Alberto Benveniste der Sorbonne ausgezeichnet. Veröffentlichungen in Auswahl: Biographisches Lexikon der Hamburger Sefarden (2000); Portugal in Hamburg (Hamburg 2007); Zerstört die Erinnerung nicht. Der Jüdische Friedhof Königstraße in Hamburg (Hamburg ³2010); Lexicología y lexicografía judeoespañolas (Frankfurt/M./ Bern 2011); Sefarad an der Donau (Barcelona 2013); La Boz de Bulgaria (3 Bde., 2014–2016); A Sefardic Pepper-Pot in the Caribbean (Barcelona 2016).

MARTIN TSCHECHNE

Dr. Martin Tschechne lebt als Journalist in Hamburg. Er studierte an den Universitäten Trier, Hamburg und Emory University in Atlanta/USA. Absolvent der Hamburger Journalistenschule Gruner + Jahr / DIE ZEIT (heute: Henri-Nannen-Schule) bei Wolf Schneider. Als Psychologe promoviert mit einer Arbeit über Hochbegabte. Er schrieb Bücher über Kultur und bildende Kunst, u.a. eine Biographie zu William Stern, dem Erfinder des Intelligenzquotienten; zuletzt die Sammlung mit Wissenschaftlerporträts „Wir haben die Lösungen“ (Beltz Verlag). Die Deutsche Gesellschaft für Psychologie DGPs zeichnete Tschechne 2012 mit ihrem Preis für Wissenschaftspublizistik aus. Tschechne arbeitet für Zeitschriften wie *Merian*, *Psychologie Heute*, *Art*, *Architektur & Wohnen*, *Neue Gesellschaft* oder *Der Feinschmecker*, schreibt Reden und verfasst Rezensionen, Kommentare und Features für den Rundfunk (NDR Kultur, NDR Info, Deutschlandfunk, Deutschlandradio Kultur, Bayerischer Rundfunk, rbb).

והקשיבו לדעת בינה"

(משלי ד, א)

כנס קרליבך העשירי.

אבות ודמויות אב -

בדת, בתרבות ובתולדות ישראל

עורכים: מרים גיליס-קרליבך, יעקב קולר ואינגריד לומן